

Daniel Defoe

# Robinson Crusoe

Eine multimediale Lernreise

# Impressum

## **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.de> abrufbar.

Der Text dieses Werks ist unter der Creative-Commons-Lizenz CC BY 4.0 DE veröffentlicht. Den Vertragstext der Lizenz finden Sie unter <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>. Die Abbildungen sind von dieser Lizenz ausgenommen, hier liegt das Urheberrecht beim jeweiligen Rechteinhaber.

## **Die Online-Version dieser Publikation ist abrufbar unter**

<http://doi.org/10.33968/9783966270472-00>

## **Herausgeber**

Open-Access-Hochschulverlag  
Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur Leipzig  
Karl-Liebknecht-Str. 132  
04277 Leipzig  
Deutschland



Erschienen: 04 /1719

© Fabio Weberpals, Nils Fischer, Eric Naundorf, Johannes Stöcking,  
Nicola Moser, Angélique Auert

Nach der Ausgabe des Projektes Gutenberg

ISBN (softcover) 978-3-96627-049-6

ISBN (pdf) 978-3-96627-047-2

ISBN (epub) 978-3-96627-048-9

# Inhaltsverzeichnis

Willkommen an Bord!.....	8
An der Küste Afrikas.....	28
Schicksalsschlag.....	48
Glück oder Elend?.....	69
Erschüttert.....	90
Herr und König dieses Landes.....	110
Wohlstand.....	132
Im Strudel.....	154
Fußspuren.....	176
Lichter der Nacht.....	198
An einem Freitag.....	221
Pläne.....	240
Krieg!.....	262
Grausame Freunde.....	283
Stilles Vermögen.....	302
Rudel ohne Revier.....	324



# Die Abenteuer von Robinson Crusoe

## Eine multimediale Lernreise für die 7. bis 9. Klasse.

Leinen los und Segel setzen: Herzlich willkommen zu Deiner multimedialen Lernreise durch die Abenteuer von Robinson Crusoe!

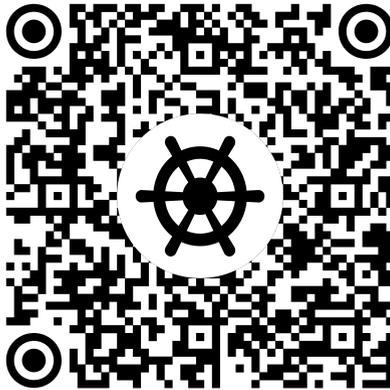
Vor Dir liegen 16 aufregende Kapitel, die zur besseren Lesbarkeit etwas vereinfacht und grundlegend orthografisch überarbeitet wurden. Wann immer Du älteren oder schwierigeren **Wörtern** begegnest, bekommst Du hier die passende Erklärung dazu. In jedem Kapitel kannst Du Dir mithilfe der innovativen **Augmented-Reality-Inhalte** spannende Zusatzinformationen über Robinsons Reise in Dein Buch holen. Erfahre mehr über die historischen und geographischen Hintergründe und lerne Daniel Defoes Klassiker von einer anderen Seite kennen.

### Und so funktioniert es!

“Die Abenteuer von Robinson Crusoe - Eine multimediale Lernreise” umfasst diese durch eine Webapp erweiterte, für Schülerinnen und Schüler der 7. bis 9. Klasse aufbereitete Schulausgabe des Romanklassikers von Daniel Defoe. Insbesondere die Augmented-Reality-Funktionen dieser Ausgabe sind ausschließlich in der parallelen Verwendung beider Komponenten nutzbar. Die genauen Funktionsweisen der einzelnen Bestandteile sind nachstehend erläutert.

### Zugriff auf die Webapp erlangen:

Um auf die zu dieser Ausgabe zugehörige Webapp zugreifen zu können, scanne den nachstehenden QR-Code oder navigiere im Browser deines Endgeräts zu dieser Internetadresse: [https://agile-projektentwicklung.htwk-leipzig.de/Crusoe\\_Lehrbuch/](https://agile-projektentwicklung.htwk-leipzig.de/Crusoe_Lehrbuch/)



Um am unkompliziertesten in den vollen Genuss aller multimedialen Inhalte zu gelangen, empfiehlt sich der Aufruf der Webapp über ein aktuelles Smartphone. Unter dem Menüpunkt »Anleitung« findest Du viele nützliche Hinweise zum Umgang mit den digitalen Tools.

**Beachte:** Damit Dein Endgerät alle Online-Inhalte darstellen kann, braucht es einen stabilen Zugang zum Internet.

**Wörter nachschlagen:**

Während Deiner Reise wird Dir möglicherweise eine Vielzahl an Begriffen begegnen, zu denen Du eine Erläuterung benötigst. Wörter, die im Text **gelb** markiert sind, kannst Du im Glossar nachschlagen. Diesen findest Du im Anhang dieses Buches. Alternativ bekommst Du die Erklärung zu dem entsprechenden Wort angezeigt, wenn Du dieses im Text der Webapp anklickst.

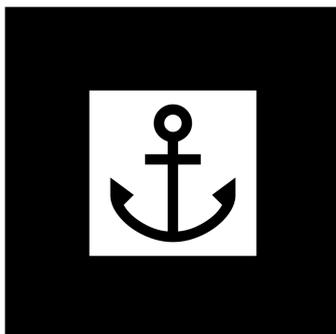
**Beachte:** Im Anhang findest Du weitere Hinweise zur Verwendung des Glossars.

**Augmented-Reality-Inhalte anzeigen:**

In jedem Kapitel kannst Du einen Augmented-Reality-Inhalt (AR), das heißt: eine Kombination aus einer Tonspur und einem dreidimensionalen Objekt, das Du mit Hilfe der Webapp über dein Endgerät in Dein Buch projizieren kannst, entdecken. Dazu musst Du an der richtigen Stelle der Webapp die Kamera öffnen und auf den

Anker, der in jedem Kapitel im Buch abgedruckt ist, richten. Weitere Hinweise zur Nutzung der AR-Inhalte erhältst du unter dem Menüpunkt »Anleitung« der Webapp.

Den besprochenen Inhalt des AR-Materials erkennst Du anhand der **schwarz unterlegten Begriffe** im Text, die immer unmittelbar neben den Anker zu finden sind. Die AR-Anker sehen folgendermaßen aus:



**Beachte:** Damit Dein Endgerät die AR-Inhalte anzeigen kann, braucht es einen stabilen Zugang zum Internet.

**Zusätzliche Informationen bekommen:**

Unter dem Menüpunkt »Lehrinhalte« der Webapp stehen Dir und Deinen Lehrerinnen und Lehrern weitere Zusatzmaterialien zum Roman zur Verfügung. So kannst Du Dir beispielsweise die im Glossar hinterlegten Karten und erweiterte Hintergründe zum Autor und der Entstehung der Geschichte von Robinson Crusoe herunterladen. Deine Lehrerinnen und Lehrer finden dort unter »Hinweise der Redaktion: Wichtige Infos vorab« einige Anmerkungen zur Nutzung von "Die Abenteuer von Robinson Crusoe - Eine multimediale Lernreise" im Unterricht.

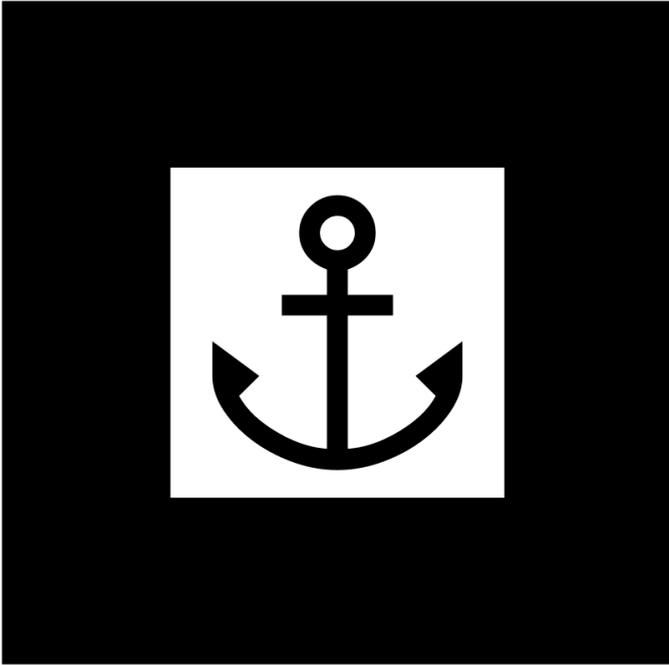
Wir wünschen Dir viel Spaß auf Deiner Reise durch die Abenteuer Robinson Crusoes!

# Kapitel 1: Willkommen an Bord!

Ich bin geboren in **York** im Jahre 1632, als Kind angesehener Leute, die ursprünglich nicht aus jener Gegend stammen. Mein Vater, ein Ausländer, aus Bremen gebürtig, hatte sich zuerst in **Hull** niedergelassen, war dort als Kaufmann zu hübschem Vermögen gekommen und dann, nachdem er sein Geschäft aufgegeben hatte, nach **York** gezogen. Hier heiratete er meine Mutter, eine geborene Robinson. Nach der geachteten Familie, welcher sie angehörte, wurde ich Robinson Kreuznär genannt. In England aber ist es Mode, die Worte zu verunstalten und so heißen wir jetzt Crusoe, nennen und schreiben uns sogar selbst so und diesen Namen habe auch ich von jeher unter meinen Bekannten geführt.

Ich hatte zwei ältere Brüder. Der eine von ihnen, welcher als Oberstleutnant bei einem englischen, früher von dem berühmten Oberst Lockhart befehligten **Infanterieregiment** in **Flandern** diente, fiel in der **Schlacht bei Dünkirchen**. Was aus dem jüngeren geworden ist, habe ich eben so wenig in Erfahrung bringen können, als meine Eltern je Kenntnis von meinen eigenen Schicksalen erhalten haben.

Schon in meiner frühen Jugend steckte mir der Kopf voll von Plänen zu einem umherschweifenden Leben. Mein bereits in die Jahre gekommener Vater hatte mich so viel lernen lassen, wie es durch die Erziehung im Hause und den Besuch einer **Freischule** auf dem Lande möglich ist. Ich war für das Studium der Rechtsgelehrsamkeit bestimmt. Kein anderer Gedanke, aber in Bezug auf meinen künftigen Beruf wollte mir **behagen**, als ein Seemann zu werden. Dieses Vorhaben brachte mich in schroffen Gegensatz zu den Wünschen und Befehlen meines Vaters und dem Zureden meiner Mutter, wie auch sonstiger mir freundlich gesinnter Menschen. Es schien, als habe das Schicksal in meine Natur einen unwiderstehlichen Drang gelegt, der mich gerades Wegs in künftiges Elend treiben sollte.



Mein Vater, der ein verständiger und ernster Mann war, durchschaute meine Pläne und suchte mich durch eindringliche Gegenvorstellungen von denselben abzubringen. Eines Morgens ließ er mich in sein Zimmer, das er wegen der **Gicht** hüten musste, kommen und sprach sich über jene Angelegenheit mit großer Wärme gegen mich aus. »*Was für andere Gründe*«, sagte er, »*als die bloße Vorliebe für ein unstetes Leben, können dich bewegen, Vaterhaus und Heimat verlassen zu wollen, wo du dein gutes Unterkommen hast und bei Fleiß und Ausdauer im ruhigen und behaglichen Leben dein Glück machen kannst. Nur Leute in verzweifelter Lage, oder solche, die nach großen Dingen streben, gehen außer Landes auf Abenteuer aus, um sich durch Unternehmungen empor zu bringen und berühmt zu werden, die außerhalb der gewöhnlichen Bahn liegen. Solche Unternehmungen aber sind für dich entweder zu hoch oder zu gering. Du gehörst in den Mittelstand, in die Sphäre, welche man die höhere Region des gemeinen Lebens nennen könnte. Die aber ist, wie mich lange Erfahrung gelehrt hat, die beste in der Welt; in ihr gelangt man am sichersten zu irdischem Glück. Sie ist weder dem Elend und der **Mühsal** der nur von Handarbeit lebenden Menschenklasse ausgesetzt, noch wird sie von dem Hochmut, der Üppigkeit, dem Ehrgeiz und dem Neid, die in den höheren Sphären der Menschenwelt zu Hause sind, heimgesucht.*«

»*Am besten*«, fügte er hinzu, »*kannst du die Glückseligkeit des Mittelstandes daraus erkennen, dass er von allen, die ihm nicht angehören, beneidet wird. Selbst Könige haben oft über die Misslichkeit, die ihre hohe Geburt mit sich bringt, geklagt und gewünscht, in die Mitte der Extreme zwischen Hohen und Niedrigen gestellt zu sein. Auch der Weise bezeugt, dass jener Stand der des wahren Glückes ist, indem er betet: »Armut und Reichtum gib mir nicht.*«

»*Habe nur darauf Acht*«, fuhr mein Vater fort, »*so wirst du finden, dass das Elend der Menschheit zumeist an die höheren und niederen Schichten der Gesellschaft verteilt ist. Die, welche in der mittleren leben, werden am seltensten vom Missgeschick getroffen, sie sind minder den Wechselfällen des Glücks ausgesetzt, sie leiden bei weitem weniger an Missvergnügen und **Unbehagen** des Leibes und der Seele wie jene, die durch ausschweifend üppiges Leben auf der einen, durch harte Arbeit, Mangel am Notwendigen oder schlechten und unzulänglichen Lebensunterhalt auf der anderen Seite, in Folge ihrer natürlichen*

*Lebensstellung geplagt sind. Der Mittelstand ist dazu angetan, alle Arten von Tugenden und Freuden gedeihen zu lassen. Friede und Genügsamkeit sind im Gefolge eines mäßigen Vermögens. Gemütsruhe, Geselligkeit, Gesundheit, Mäßigkeit, alle wirklich angenehmen Vergnügungen und wünschenswerten Erheiterungen sind die segensreichen Gefährten einer mittleren Lebensstellung. Auf der Mittelstraße kommt man still und gemächlich durch die Welt und sanft wieder heraus, ungeplant von allzu schwerer Hand- oder Kopfarbeit, frei vom Sklavendienst ums tägliche Brot, unbeirrt durch verwickelte Verhältnisse, die der Seele die Ruhe, dem Leib die Rast entziehen, ohne Aufregung durch Neid, oder die im Herzen heimlich glühende Ehrbegierde nach großen Dingen. Dieser Weg führt vielmehr in gelassener Behaglichkeit durch das Dasein, gibt nur dessen Süßigkeiten, nicht aber auch seine Bitternisse zu kosten, er lässt die auf ihm wandeln mit jedem Tage mehr erfahren, wie gut es ihnen geworden ist.«*

Hierauf drang mein Vater ernstlich und inständig in mich, ich solle mich nicht gewaltsam in eine elende Lage stürzen, vor welcher die Natur, indem sie mich in meine jetzige Lebensstellung gebracht, mich sichtbar habe behüten wollen. Ich sei ja nicht gezwungen, meinen Unterhalt zu suchen. Er hat es gut mit mir vor und wird sich bemühen, mich in bequemer Weise in die Lebensbahn zu bringen, die er mir soeben gerühmt hat. Wenn es mir nicht gut ergeht in der Welt, so sei das lediglich meine Schuld. Er habe keine Verantwortung dafür, nachdem er mich vor Unternehmungen gewarnt habe, die, wie er bestimmt wisse, zu meinem Verderben gereichen müssten. Er wolle alles Mögliche für mich tun, wenn ich daheim bleibe und seiner Anweisung gemäß meine Existenz begründe. Dagegen werde er sich dadurch nicht zum Mitschuldigen an meinem Missgeschick machen, dass er mein Vorhaben, in die Fremde zu gehen, irgendwie unterstütze. Schließlich hielt er mir das Beispiel meines älteren Bruders vor. Den habe er auch durch ernstliches Zureden abhalten wollen, in den niederländischen Krieg zu gehen. Dennoch sei derselbe seinen **Gelüsten** gefolgt und habe darum einen frühen Tod gefunden. »Ich werde zwar«, so endete mein Vater, »nicht aufhören, für dich zu beten, aber das sage ich dir im Voraus: wenn du deine **törichten** Pläne verfolgst, wird Gott seinen Segen nicht dazu geben und du wirst vielleicht einmal Muße genug haben,

*darüber nachzudenken, dass du meinen Rat in den Wind geschlagen hast. Dann aber möchte wohl niemand da sein, der dir zur Umkehr behilflich sein kann.«*

Bei diesen letzten Worten, die, was mein Vater wohl selbst kaum ahnte, wahrhaft **prophetisch** waren, strömten ihm, besonders als er meinen gefallenen Bruder erwähnte, die Tränen reichlich über das Gesicht. Als er von der Zeit der zu späten Reue sprach, geriet er in eine solche Bewegung, dass er nicht weiter reden konnte.

Ich war durch seine Worte in innerster Seele ergriffen und wie hätte das anders sein können! Mein Entschluss stand fest, den Gedanken an die Fremde aufzugeben und mich, den Wünschen meines Vaters gemäß, zu Hause niederzulassen. Aber ach, schon nach wenigen Tagen waren diese guten Vorsätze verflogen und um dem peinlichen Zureden meines Vaters zu entgehen, beschloss ich einige Wochen später, mich heimlich davon zu machen. Indes führte ich diese Absicht nicht in der Hitze des ersten Entschlusses aus, sondern nahm eines Tages meine Mutter, als sie ungewöhnlich guter Laune schien, bei Seite und erklärte ihr, mein Verlangen die Welt zu sehen gehe mir Tag und Nacht so sehr im Kopfe herum, dass ich nichts zu Hause anfangen könnte, wobei ich Ausdauer genug zur Durchführung haben würde. »*Mein Vater*«, sagte ich, »*täte besser, mich mit seiner Einwilligung gehen zu lassen als ohne sie. Ich bin im neunzehnten Jahre und zu alt, um noch die Kaufmannschaft zu erlernen oder mich auf eine Advokatur vorzubereiten. Wollte ich es doch versuchen, so würde ich sicherlich nicht die gehörige Zeit aushalten, sondern meinem Prinzip entlaufen und dann doch zur See gehen.*« Ich bat die Mutter, bei dem Vater zu befürworten, dass er mich eine Seereise zum Versuch machen lasse. Käme ich dann wieder und die Sache hätte mir nicht gefallen, so wollte ich nicht mehr fort und verspreche für diesen Fall, durch doppelten Fleiß das Versäumte wieder einzuholen.

Meine Mutter geriet über diese Mitteilung in große Bestürzung. Es würde vergebens sein, erwiderte sie, mit meinem Vater darüber zu sprechen, der wisse zu gut, was zu meinem Besten diene, um mir seine Einwilligung zu so gefährlichen Unternehmungen zu geben. »*Ich wundere mich*«, setzte sie hinzu, »*dass du nach der Unterredung mit deinem Vater und nach seinen*

*lieblichen Ermahnungen noch an so etwas denken kannst. Wenn du dich absolut ins Verderben stürzen willst, so ist dir eben nicht zu helfen. Darauf aber darfst du dich verlassen, dass ich meine Einwilligung dir nie gebe und an deinem Unglück nicht irgendeinen Teil haben will. Auch werde ich niemals in etwas einwilligen, was nicht die Zustimmung deines Vaters hat.«*

Wie ich später erfuhr, war diese Unterredung von meiner Mutter, trotz ihrer Versicherung, dem Vater davon nichts mitteilen zu wollen, ihm doch von Anfang bis zum Ende erzählt worden. Er war davon sehr betroffen gewesen und hatte seufzend geäußert: »Der Junge könnte nun zu Hause sein Glück machen, geht er aber in die Fremde, wird er der unglücklichste Mensch von der Welt werden; meine Zustimmung bekommt er nicht.«

Es dauerte beinahe noch ein volles Jahr, bis ich dennoch meinen Vorsatz ausführte. In dieser ganzen Zeit aber blieb ich taub gegen alle Vorschläge, ein Geschäft anzufangen und machte meinen Eltern oftmals Vorwürfe darüber, dass sie sich dem, worauf meine ganze Neigung ging, so entschieden widersetzen.

Eines Tages befand ich mich zu **Hull**, wohin ich jedoch zufällig und ohne etwa Fluchtgedanken zu hegen, mich begeben hatte. Ich traf dort einen meiner Kameraden, der im Begriff stand, mit seines Vaters Schiff zur See nach London zu gehen. Er drang in mich, ihn zu begleiten, indem er nur die gewöhnliche Lockspeise der Seeleute, nämlich freie Fahrt, anbot. So geschah es, dass ich, ohne Vater oder Mutter um Rat zu fragen, ja ohne ihnen auch nur ein Wort zu sagen, unbegleitet von ihrem und Gottes Segen und ohne Rücksicht auf die Umstände und Folgen meiner Handlung, in böser Stunde (das weiß Gott!) am ersten September 1651 an Bord des nach London bestimmten Schiffes ging.

Niemals, glaube ich, haben die Missgeschicke eines jungen Abenteurers rascher ihren Anfang genommen und länger angehalten als die meinigen. Unser Schiff war kaum aus dem **Humberfluss**, als der Wind sich erhob und die See anfang fürchterlich hoch zu gehen. Ich war früher nie auf dem Meere gewesen und wurde daher leiblich, unaussprechlich elend und im Gemüt von furchtbaren Schrecken erfüllt. Jetzt begann ich ernstlich darüber nachzudenken, was ich unternommen und wie

die gerechte Strafe des Himmels meiner böswilligen Entfernung vom Vaterhaus und meiner Pflichtvergessenheit als bald auf dem Fuße gefolgt sei. Alle guten Ratschläge meiner Eltern, die Tränen des Vaters und der Mutter Bitten traten mir wieder vor die Seele und mein damals noch nicht wie später abgehärtetes Gewissen machte mir bittere Vorwürfe über meine Pflichtwidrigkeit gegen Gott und die Eltern.

Inzwischen steigerte sich der Sturm und das Meer schwoll stark, wenn auch bei weitem nicht so hoch, wie ich es später oft erlebt und schon einige Tage später gesehen habe. Doch reichte es hin, mich als einen Neuling zur See und da ich völlig unerfahren in solchen Dingen war, zu entsetzen. Von jeder **Woge** meinte ich, sie würde uns verschlingen und so oft das Schiff sich in einem Wellental befand war mir, als kämen wir nie wieder auf die Höhe. In dieser Seelenangst tat ich **Gelübde** in Menge und fasste die besten Entschlüsse. Wenn es Gott gefalle, mir das Leben auf dieser Reise zu erhalten, wenn ich jemals wieder den Fuß auf festes Land setzen dürfe, so wollte ich als bald heim zu meinem Vater gehen und nie im Leben wieder ein Schiff betreten. Dann wollte ich den väterlichen Rat befolgen und mich nicht wieder in ein ähnliches Elend begeben. Jetzt erkannte ich klar die Richtigkeit der Bemerkungen über die goldene Mittelstraße des Lebens. Wie ruhig und behaglich hatte mein Vater sein Leben lang sich befunden, der sich nie den Stürmen des Meeres und den Kümernissen zu Lande ausgesetzt hatte. Kurz, ich beschloss fest, mich aufzumachen, gleich dem verlorenen Sohn und **reuig** zu meinem Vater zurückzukehren.

Diese weisen und verständigen Gedanken hielten jedoch nur Stand, solange der Sturm währte und noch ein wenig darüber. Am nächsten Tage legte sich der Wind, die See ging ruhiger und ich ward die Sache ein wenig gewohnt. Doch blieb ich den ganzen Tag still und ernst und litt noch immer etwas an der Seekrankheit. Am Nachmittag aber klärte sich das Wetter auf, der Wind legte sich völlig und es folgte ein köstlicher Abend. Die Sonne ging leuchtend unter und am nächsten Morgen ebenso schön auf. Wir hatten wenig oder gar keinen Wind, die See war glatt, die Sonne strahlte darauf und ich hatte einen Anblick so herrlich wie nie zuvor.

Nach einem gesunden Schlaf, frei von der Seekrankheit, in bester Laune betrachtete ich voll Bewunderung das Meer, das gestern so wild und fürchterlich gewesen und nun so friedlich und **anmutig** war. Und gerade jetzt, damit meine guten Vorsätze ja nicht Stand halten sollten, trat mein Kamerad, der mich verführt hatte, zu mir. »Nun, mein Junge«, sagte er, mich mit der Hand auf die Schulter klopfend, »wie ist's bekommen? Ich wette, du hast Angst ausgestanden, bei der Handvoll Wind, die wir gestern hatten, wie?« – »Eine Hand voll Wind nennst du das?« erwiderte ich; »es war ein grässlicher Sturm.« – »Ein Sturm? Narr, der du bist; hältst du das für einen Sturm? Gib uns ein gutes Schiff und offene See, so fragen wir den Teufel was nach einer solchen elenden Brise. Aber du bist nur ein Süßwasser-Segler; komm, lass uns eine Bowle Punsch machen und du wirst bald nicht mehr an die Affäre denken. Schau, was ein prächtiges Wetter wir haben!«

Um es kurz zu machen, wir taten nach Seemannsbrauch. Der Punsch wurde gebraut und ich gehörig angetrunken. Der Leichtsinn dieses Abends ersäufte alle meine Reue, all meine Gedanken über das Vergangene, alle meine Vorsätze für die Zukunft. Wie die See, als der Sturm sich gelegt, wieder ihre glatte Miene und friedliche Stille angenommen hatte, so war auch der Aufruhr in meiner Seele vorüber. Meine Befürchtungen, von den **Wogen** verschlungen zu werden, hatte ich vergessen, meine alten Wünsche kehrten zurück und die **Gelübde** und **Verheißungen**, die ich in meinem Jammer getan, waren mir aus dem Sinn. Hin und wieder stellten sich indessen meine Bedenken wiederum ein und ernsthafte Besorgnisse kehrten von Zeit zu Zeit in meine Seele zurück. Jedoch ich schüttelte sie ab und machte mich davon los gleich als von einer Krankheit, hielt mich ans Trinken und an die lustige Gesellschaft und wurde so Herr über diese »Anfälle«, wie ich sie nannte. Nach fünf oder sechs Tagen war ich so vollkommen Sieger über mein Gewissen, wie es ein junger Mensch, der entschlossen ist, sich nicht davon beunruhigen zu lassen, nur sein kann.

Aber ich sollte noch eine neue Probe bestehen. Die **Vorsehung** hatte, wie in solchen Fällen gewöhnlich, es so geordnet, dass mir keine Entschuldigung bleiben konnte. Denn wenn ich das erste Mal mich nicht

für gerettet ansehen wollte, so war die nächste Gelegenheit so beschaffen, dass der gottloseste und verhärtetste Bösewicht sowohl die Größe der Gefahr, als die der göttlichen **Barmherzigkeit** dabei hätte anerkennen müssen.

Am sechsten Tage unserer Fahrt gelangten wir auf die **Reede** von **Yarmouth**. Der Wind war uns entgegen und das Wetter ruhig gewesen und so hatten wir nach dem Sturm nur eine geringe Strecke zurückgelegt. Dort sahen wir uns genötigt, vor Anker zu gehen und lagen, weil der Wind ungünstig, nämlich aus Südwest blies, sieben oder acht Tage daselbst, während welcher Zeit viele andere Schiffe von **Newcastle** her aus eben dieser Reede, welche den gemeinsamen Hafen für die guten Wind die **Themse** hinauf erwartenden Schiffe abgab, vor Anker gingen.

Wir wären jedoch nicht so lange hier geblieben, sondern mit der Flut allmählich stromaufwärts gegangen, hätte der Wind nicht zu heftig geweht. Nach dem vierten oder fünften Tag blies er besonders scharf. Da aber die Reede für einen guten Hafen galt, der Ankergrund gut und unser Ankertau sehr stark war, machten unsere Leute sich nichts daraus, sondern verbrachten ohne die geringste Furcht die Zeit nach Seemannsart mit Schlafen und **Zechen**. Den achten Tag aber ward des Morgens der Wind stärker und wir hatten alle Hände voll zu tun, die **Topmasten** einzuziehen und alles zu dichten und festzumachen, dass das Schiff so ruhig wie möglich vor Anker liegen könnte. Um Mittag ging die See sehr hoch. Es schlugen große Wellen über das Deck und ein- oder zweimal meinten wir, der Anker sei losgewichen, worauf unser Kapitän sogleich den Notanker loszumachen befahl, so dass wir nun von zwei Ankern gehalten wurden.

Unterdessen erhob sich ein wahrhaft fürchterlicher Sturm und jetzt sah ich zum ersten Mal Angst und Bestürzung auch in den Mienen unserer Seeleute. Ich hörte den Kapitän, der mit aller Aufmerksamkeit auf die Erhaltung des Schiffes bedacht war, mehrmals, während er neben mir zu seiner **Kajüte** hinein- und herausging, leise vor sich hinsagen: »*Gott sei uns gnädig, wir sind alle verloren*« und dergleichen Äußerungen mehr.

Während der ersten Verwirrung lag ich ganz still in meiner **Koje**, die sich im Zwischendeck befand, und war in einer unbeschreiblichen Stimmung. Es war mir nicht möglich, die vorigen **reuigen** Gedanken, die ich so offenbar von mir gestoßen hatte, wieder aufzunehmen. Ich hatte geglaubt die Todesgefahr überstanden zu haben und gemeint, es würde jetzt nicht so schlimm werden wie das erste Mal. Jedoch als der Kapitän in meine Nähe kam und die erwähnten Worte sprach, erschrak ich fürchterlich. Ich ging aus meiner **Kajüte** und sah mich um. Niemals hatte ich einen so furchtbaren Anblick gehabt. Das Meer ging bergehoch und überschüttete uns alle drei bis vier Minuten. Wenn ich überhaupt etwas sehen konnte, nahm ich nichts als Jammer und Not ringsum wahr. Zwei Schiffe, die nahe vor uns vor Anker lagen, hatten, weil sie zu schwer beladen waren, ihre Mastbäume kappen und über Bord werfen müssen und unsere Leute riefen einander zu, dass ein Schiff, welches etwa eine halbe Stunde von uns ankerte, gesunken sei. Zwei andere Schiffe, deren Anker nachgegeben hatten, waren von der **Reede** auf die See getrieben und, aller Masten beraubt, jeder Gefahr preisgegeben. Die leichten Fahrzeuge waren am besten daran, da sie der See nicht so vielen Widerstand entgegensetzen konnten; aber zwei oder drei trieben auch von ihnen hinter uns her und wurden vom Winde, dem sie nur das **Sprietsegel** boten, hin und her gejagt. Gegen Abend fragten der Steuermann und der **Hochbootsmann** den Kapitän, ob sie den **Fockmast** kappen dürften. Er wollte anfangs nicht daran, als aber der Hochbootsmann ihm entgegen hielt, dass, wenn es nicht geschähe, das Schiff sinken würde, willigte er ein. Als man den vorderen Mast beseitigt hatte, stand der Hauptmast so lose und erschütterte das Schiff dermaßen, dass die Mannschaft genötigt war, auch ihn zu kappen und das Deck frei zu machen.

Jedermann kann sich denken, in welchem Zustand bei diesem allen ich, als Neuling zur See, und nachdem ich so kurz vorher eine solche Angst ausgestanden, mich befand. Doch wenn ich jetzt die Gedanken, die ich damals hatte, noch richtig anzugeben vermag, so war mein Gemüt zehnmal mehr in Trauer darüber, dass ich meine früheren Absichten aufgegeben und wieder zu den vorher gefassten Plänen zurückgekehrt

war, als über den Gedanken an den Tod selbst. Diese Gefühle, im Verein mit dem Schreck vor dem Sturm, versetzten mich in eine Gemütslage, die ich mit Worten nicht beschreiben kann. Das Schlimmste aber sollte noch kommen!

Der Sturm wütete dermaßen fort, dass die Matrosen selbst bekannten, sie hätten niemals einen Schlimmeren erlebt. Unser Schiff war zwar gut, doch hatte es zu schwer geladen und schwankte so stark, dass die Matrosen wiederholt riefen, es werde umschlagen. In gewisser Hinsicht war es gut für mich, dass ich die Bedeutung dieses Wortes nicht kannte, bis ich später danach fragte.

Mittlerweile wurde der Sturm so heftig, dass ich sah, was man nicht oft zu sehen bekommt, nämlich wie der Kapitän, der **Hochbootsmann** und etliche andere, die nicht ganz gefühllos waren, zum Gebet ihre Zuflucht nahmen. Sie erwarteten nämlich jeden Augenblick, das Schiff untergehen zu sehen. Mitten in der Nacht schrie, um unsere Not vollzumachen, ein Matrose, dem aufgetragen war, darauf ein Augenmerk zu haben, aus dem Schiffsraum, das Schiff sei **leck** und habe schon vier **Fuß** Wasser geschöpft. Als bald wurde jedermann an die Pumpen gerufen. Bei diesem Ruf glaubte ich, das Herz in der Brust erstarren zu fühlen. Ich fiel rücklings neben mein Bett, auf dem ich in der **Kajüte** saß, die Bootsleute aber rüttelten mich auf und sagten, wenn ich auch sonst zu nichts nütze sei, so taue ich doch zum Pumpen so gut wie jeder andere. Da raffte ich mich auf, eilte zur Pumpe und arbeitete mich rechtschaffen ab.

Inzwischen hatte der Kapitän bemerkt, wie einige leicht beladene Kohlenschiffe, weil sie den Sturm vor Anker nicht auszuhalten vermochten, in die freie See stachen und sich uns näherten. Daher befahl er ein Geschütz zu lösen und dadurch ein Notsignal zu geben. Ich, der ich nicht wusste, was das zu bedeuten hatte, wurde, weil ich glaubte, das Schiff sei aus den Fugen gegangen oder es sei sonst etwas Entsetzliches geschehen, so erschreckt, dass ich in Ohnmacht fiel. Weil aber jeder nur an die Erhaltung des eigenen Lebens dachte, kümmerte sich keine Seele um mich. Ein anderer nahm meine Stelle an der Pumpe ein, stieß mich

mit dem Fuß bei Seite und ließ mich für tot liegen, bis ich nach geraumer Zeit wieder zu mir kam.

Wir arbeiteten **wacker** fort aber das Wasser stieg im Schiffsraum immer höher und das Schiff begann augenscheinlich zu sinken. Zwar legte sich jetzt der Sturm ein wenig, allein unmöglich konnte unser Fahrzeug sich so lange über Wasser halten, bis wir einen Hafen erreichten. Deshalb ließ der Kapitän fortwährend Notschüsse abfeuern. Endlich wagte ein leichtes Schiff, das gerade vor uns vor Anker lag, ein Hilfsboot auszusenden. Mit äußerster Gefahr näherte sich uns, doch schien es unmöglich, dass wir hineinsteigen können oder dass es auch nur an unser Schiff anzulegen vermochte. Endlich kamen die Matrosen mit Lebensgefahr durch mächtiges Rudern so nahe, dass unsere Leute ihnen vom Hinterteil des Schiffes ein **Tau** mit einer Boje zuwerfen konnten. Als sie unter großer Mühe und Not des Seils habhaft geworden waren, zogen sie sich damit dicht an den Stern unseres Fahrzeugs heran, worauf wir dann sämtlich uns in das ihrige begaben. Aber nun war gar kein Gedanke daran, dass wir mit dem Boote das Schiff, zu dem es gehörte, erreichen könnten. Daher beschlossen wir einmütig, das Boot vom Wind treiben zu lassen und es nur so viel wie möglich nach der Küste zu steuern. Der Kapitän versprach den fremden Leuten ihr Fahrzeug, wenn es am Strand scheitern sollte, zu bezahlen. So gelangten wir dann, teils durch Rudern, teils vom Wind getrieben, nordwärts etwa in der Gegend von **Winterton-Ness** nahe an die Küste heran.

Kaum eine Viertelstunde hatten wir unser Schiff verlassen, als wir es schon untergehen sahen. Jetzt begriff ich, was es heißt, wenn ein Schiff in See **leck** wird. Ich gestehe, dass ich kaum den Mut hatte, als die Matrosen mir sagten, das Schiff sei im Sinken. Denn seit dem Augenblick, wo ich in das Boot mehr geworfen als gestiegen war, stand mir das Herz vor Schrecken und Gemütsbewegung und vor den Gedanken an die Zukunft, sozusagen, Stille.

Während die Bootsleute sich mühten uns an Land zu bringen, bemerkten wir (denn sobald uns die **Woge** in die Höhe trug, vermochten wir die Küste zu sehen), wie eine Menge Menschen am Strande hin- und herliefen, um

uns, wenn wir herankommen, Hilfe zu leisten. Doch gelangten wir nur langsam vorwärts und konnten das Land nicht eher erreichen, bis wir den Leuchtturm von **Winterton** passiert hatten. Hier flacht sich die Küste von **Cromer** westwärts ab und so vermochte das Land die Heftigkeit des Windes ein wenig zu brechen. Dort legten wir an, gelangten sämtlich, obwohl nicht ohne große Anstrengungen ans Ufer und gingen hierauf zu Fuße nach **Yarmouth**. Als **Schiffbrüchige** wurden wir in dieser Stadt, sowohl von den Behörden, welche uns gute Quartiere anwiesen, als auch von Privatleuten und Schiffseignern, mit großer **Humanität** behandelt und mit so viel Geld versehen, dass es ausgereicht hätte, uns, je nachdem wir Lust hatten, die Reise nach London oder nach **Hull** zu ermöglichen.

Hätte ich nun Vernunft genug gehabt, in meine Heimat zurückzukehren, so wäre das mein Glück gewesen und mein Vater würde, um mit dem Gleichnis unseres Heilandes zu reden, das fette Kalb zur Feier meiner Heimkehr geschlachtet haben. Nachdem er gehört hatte, dass das Schiff, mit dem ich von Hull abgegangen war, auf der **Reede** von **Yarmouth** untergegangen war, hat er lange in der Meinung gelebt, ich sei ertrunken.

Jedoch mein böses Schicksal trieb mich mit unwiderstehlicher Hartnäckigkeit vorwärts. Zuweilen zwar sprach mir meine Vernunft und mein besonnenes Urteil laut zu, heimzukehren, aber ich hatte nicht die Kraft dazu. Ich weiß nicht, ob es eine geheimnisvolle zwingende Macht, oder wie ich es sonst nennen soll, gibt, die uns treibt, Werkzeuge unseres eigenen Verderbens zu werden, wenn es auch unmittelbar vor uns liegt und wir mit offenen Augen ihm uns nähern. Gewiss ist aber, dass nur ein unabwendbar über mich beschlossenes Verhängnis, dem ich in keiner Weise **entrinnen** konnte, mich, trotz den ruhigen Gründen und dem Zureden meiner Überlegung und ungeachtet zweier so deutlichen Lehren, wie ich sie bei meinem ersten Versuch erhalten hatte, vorwärts drängte.

Mein Kamerad, der mich früher in meiner Gewissensverhärtung bestärkt hatte (er war, wie ich schon sagte, der Sohn des Eigentümers unseres untergegangenen Schiffs), war nun **verzagter** als ich. Als wir uns das erste Mal in **Yarmouth** sprachen, zwei oder drei Tage nach unserer Ankunft, –

wir lagen in verschiedenen Quartieren, – schien der Ton seiner Stimme verändert und mit **melancholischer** Miene fragte er mich, wie es mir gehe. Nachdem er seinem Vater mitgeteilt hatte, wer ich sei und dass ich diese Reise nur zum Versuche gemacht habe, und zwar in der Absicht, später in die Fremde zu gehen, wandte sich dieser zu mir und sagte in einem sehr ernstern feierlichen Ton: »*Junger Mann, Ihr dürft niemals wieder zur See gehen; Ihr müsst dies Erlebnis für ein sichtbares und deutliches Zeichen ansehen, dass Ihr nicht zum Seemann bestimmt seid*«. – »*Wie, Herr*«, erwiderte ich, »*Wollt Ihr selbst denn nie wieder auf das Meer?*« – »*Das ist etwas anderes*«, antwortete er. »*Es ist mein Beruf und daher meine Pflicht; allein Ihr habt bei dieser Versuchsreihe vom Himmel eine Probe von dem erhalten, was Euch zu erwarten steht, wenn Ihr auf Eurem Sinne beharrt. Vielleicht hat uns dies alles nur Euretwegen betroffen, wie es mit **Jona in dem Schiff von Tarsis** ging. Sagt mir*«, fuhr er fort, »*was in aller Welt hat Euch bewegen können, diese Reise mitzumachen?*«

Hierauf erzählte ich ihm einen Teil meiner Lebensgeschichte. Als ich endete, brach er leidenschaftlich in die Worte aus: »*Was habe ich nun verbrochen, dass solch ein Unglücksmensch in mein Schiff geraten musste! Ich würde nicht um tausend Pfund meinen Fuß wieder mit Euch in dasselbe Fahrzeug setzen.*«

Dieser Ausbruch war durch die Erinnerung an den von ihm erlittenen Verlust hervorgerufen und der Mann hatte eigentlich kein Recht dazu, sich mir gegenüber so stark zu äußern. Doch redete er mir auch später noch sehr ernst zu und ermahnte mich, zu meinem Vater zurückzukehren und nicht noch einmal die **Vorsehung** zu versuchen. Ich würde sehen, sagte er, dass die Hand des Himmels sichtbar mir entgegenarbeite. »*Verlasst Euch darauf, junger Mann*«, fügte er hinzu, »*wenn Ihr nicht nach Hause geht, werdet Ihr, wohin Ihr Euch auch wendet, nur mit Missgeschick und Not zu ringen haben, bis die Worte Eures Vaters sich an Euch erfüllt haben.*«

Bald darauf trennten wir uns. Ich hatte ihm nur kurz geantwortet und sah ihn nachher nicht wieder, weiß auch nicht, was aus ihm geworden ist.

Ich meines Teils begab mich, da ich jetzt etwas Geld in der Tasche hatte, zum Lande nach London. Sowohl dort wie schon unterwegs hatte

ich manchen inneren Kampf zu bestehen durch den Zweifel, ob ich heimkehren oder zur See gehen sollte. Was die erstere Absicht betraf, so stellte sich den besseren Regungen meiner Seele alsbald die Scham entgegen. Es fiel mir ein, wie ich von den Nachbarn ausgelacht werden und wie beschämt ich nicht nur vor Vater und Mutter, sondern auch vor allen anderen Leuten stehen würde. Seit jener Zeit habe ich oft beobachtet, wie ungereimt und **töricht** die Haltung des Menschenherzens, besonders in der Jugend, gegenüber der Vernunft, die es in solchen Fällen allein leiten sollte, sich zeigt: dass wir nämlich uns nicht schämen zu sündigen, aber wohl zu bereuen; dass wir keine Bedenken haben vor der Handlung, derentwegen wir für einen Narren angesehen werden müssen, aber wohl vor der Buße, die allein uns wieder die Achtung vernünftiger Menschen verschaffen könnte.

In jener Unentschlossenheit darüber, was ich ergreifen und welchen Lebensweg ich einschlagen sollte, verharrte ich geraume Zeit. Ein unwiderstehlicher Widerwille hielt mich auch ferner ab heimzukehren. Nach einer Weile aber verblasste die Erinnerung an das Missgeschick, das ich erlebte und als diese sich erst gemildert hatte, war mit ihr auch der letzte Rest des Verlangens nach Hause geschwunden. Und kaum hatte ich alle Gedanken an die Rückkehr aufgegeben, so sah ich mich auch schon nach der Gelegenheit zu einer neuen Reise um.

Das Unheil, welches mich zuerst aus meines Vaters Hause getrieben; das mich in dem unreifen und tollen Gedanken verstrickt hatte, in der Ferne mein Glück zu suchen; das diesen Plan in mir so fest hatte einwurzeln lassen, dass ich für allen guten Rat, für Bitten und Befehle meines Vaters taub gewesen war, dasselbe Unheil veranstaltete jetzt auch, dass ich mich auf die allerunglücklichste Unternehmung von der Welt einließ. Ich begab mich nämlich an Bord eines nach der afrikanischen Küste bestimmten Schiffes, oder, wie unsere Seeleute zu sagen pflegen, eines **Guinea**-Fahrrers. Jedoch, und dies war ein besonders schlimmer Umstand, **verdingte** ich mich nicht etwa als ordentlicher Seemann auf dem Schiff. Dadurch, ob ich gleich ein wenig härter hätte arbeiten müssen, würde ich doch den seemännischen Dienst gründlich erlernt und mich allmählich

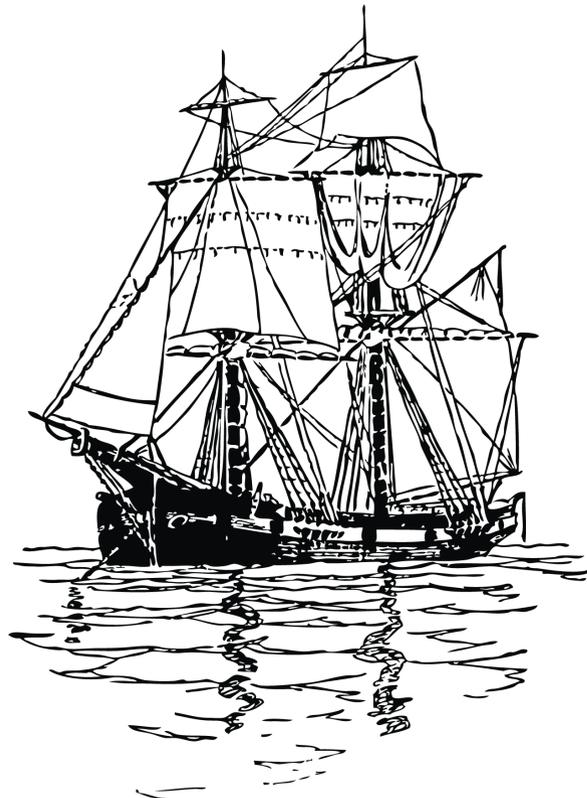
zum Matrosen oder **Lieutenant**, wenn nicht gar zum Kapitän hinauf gearbeitet haben. Nein, wie es immer mein Schicksal war, dass ich das Schlimmste wählte, so tat ich es auch diesmal. Denn da ich Geld in der Tasche und gute Kleider auf dem Leibe hatte, wollte ich nur wie ein großer Herr an Bord gehen und hatte somit auf dem Schiffe weder etwas Ordentliches zu tun, noch lernte ich den Seemannsdienst vollständig kennen.

In London hatte ich gleich anfangs das Glück, in gute Gesellschaft zu geraten, was einem so unbesonnenen und unbändigen Gesellen nicht oft zu Teil wird. Denn ob zwar der Teufel gern bei Zeiten nach solchen seine Netze auswirft, hat er es bei mir doch unterlassen. Ich machte die Bekanntschaft eines Schiffskapitäns, der eben von der guineischen Küste zurückgekehrt war und, da er dort gute Geschäfte gemacht hatte, im Begriffe stand, eine neue Reise dahin zu unternehmen. Er fand Gefallen an meiner damals nicht ganz reizlosen Unterhaltung und als er vernommen hatte, dass ich Lust hatte, die Welt zu sehen, bot er mir an, kostenfrei mit ihm zu reisen. Ich könne mit ihm den Tisch und den Schlafraum teilen und wenn ich etwa einige Waren mitnehmen wolle, sie auf eigene Rechnung in Afrika verkaufen und vielleicht dadurch zu weiteren Unternehmungen ermutigt werden.

Dies Anwerben nahm ich an und schloss mit dem Kapitän, einem redlichen und aufrichtigen Mann, inniger Freundschaft. Durch seine Uneigennützigkeit trug mir ein kleiner Kram, den ich mitgenommen, einen bedeutenden Gewinn ein. Ich hatte nämlich für ungefähr 40 **Pfund Sterling** Spielwaren und dergleichen Kleinigkeiten auf den Rat des Kapitäns eingekauft, wofür ich das Geld mit Hilfe einiger Verwandten, an die ich mich brieflich gewendet, zusammenbrachte, welche, wie ich vermute, auch meine Eltern oder wenigstens meine Mutter vermocht hatten, etwas zu meiner ersten Unternehmung beizusteuern.

Dies war die einzige unter meinen Reisen, die ich eine glückliche nennen kann. Ich verdanke das nur der **Rechtschaffenheit** meines Freundes, durch dessen Anleitung ich auch eine ziemliche Kenntnis in der Mathematik und dem Schiffahrtswesen erlangte. Er lehrte mich, den

Kurs des Schiffs zu verzeichnen, Beobachtungen anzustellen, überhaupt alles Notwendigste, was ein Seemann wissen muss. Da es ihm Freude machte, mich zu belehren, hatte ich auch Freude, von ihm zu lernen und so wurde ich auf dieser Reise zugleich Kaufmann und Seemann. Ich brachte für meine Waren fünf Pfund und neun **Unzen** Goldstaub zurück, wofür ich in London dreihundert **Guineen** löste; aber leider füllte mir gerade dieser Gewinn den Kopf mit ehrgeizigen Plänen, die mich ins Verderben bringen sollten.



Übrigens war jedoch auch diese Reise nicht ganz ohne Missgeschick für mich abgelaufen. Insbesondere rechne ich dahin, dass ich während der ganzen Dauer derselben mich unwohl fühlte und in Folge der übermäßigen afrikanischen Hitze (wir trieben nämlich unseren Handel hauptsächlich an der Küste vom 15. Grad nördlicher Breite bis zum Äquator hin) von einem hitzigen Fieber befallen wurde.

Nunmehr galt ich für einen ordentlichen **Guinea**-Händler. Nachdem mein Freund zu meinem großen Unheil kurz nach der Rückkehr gestorben war, beschloss ich, dieselbe Reise zu wiederholen und schiffte mich auf dem früheren Schiffe, das jetzt der ehemalige Steuermann führte, ein. Nie hat ein Mensch eine unglückliche Fahrt erlebt. Ich nahm zwar nur für hundert **Pfund Sterling** Waren mit und ließ den Rest meines Gewinns in den Händen der **Witwe** meines Freundes, die sehr rechtschaffen gegen mich handelte; dennoch erlitt ich furchtbares Missgeschick.

Das Erste war, dass uns, als wir zwischen den **Kanarischen Inseln** und der afrikanischen Küste segelten, in der Morgendämmerung ein **türkischer Korsar** aus **Saleh** überraschte und mit allen Segeln Jagd auf uns machte. Wir spannten, um zu **entrinnen**, unsere Segel gleichfalls sämtlich aus, soviel nur die Masten halten wollten. Da wir aber sahen, dass der Pirat uns überhole und uns in wenigen Stunden erreicht haben würde, blieb uns nichts übrig, als uns kampfbereit zu machen.

Wir hatten zwölf Kanonen, der türkische **Schuff** aber führte deren achtzehn an Bord. Gegen drei Uhr nachmittags hatte er uns eingeholt. Da er uns jedoch aus Versehen in der **Flanke** angriff, statt am Vorderteil, wie er wohl ursprünglich beabsichtigt hatte, schafften wir acht von unseren Kanonen auf die angegriffene Seite und gaben ihm eine **Salve**. Nachdem der Feind unser Feuer erwidert und dazu eine **Muskete** Salve von 200 Mann, die er an Bord führte, gefügt hatte (ohne dass jedoch ein einziger unserer Leute, die sich gut gedeckt hielten, getroffen wurde), wich er zurück. Als bald aber bereitete er einen neuen Angriff vor und auch wir machten uns abermals zur Verteidigung fertig. Diesmal jedoch griff er uns auf der anderen Seite an, legte sich dicht an unseren Bord und sofort

sprangen sechzig Mann von den Türken auf unser Deck und begannen, unser Segelwerk zu zerhauen.

Wir empfangen sie zwar mit **Musketen**, **Enterhaken** und anderen Waffen, machten auch zweimal unser Deck frei; trotzdem aber, um sogleich das traurige Ende des Kampfes zu berichten, mussten wir, nachdem unser Schiff seeuntüchtig gemacht und drei unserer Leute getötet waren, uns ergeben und wurden als Gefangene nach **Saleh**, einer Hafenstadt der Neger, gebracht.

Dort ging es mir nicht so schlecht, wie ich anfangs befürchtet hatte. Ich wurde nicht wie die anderen ins Innere nach der kaiserlichen Residenz gebracht, sondern der Kapitän der Seeräuber behielt mich unter seiner eigenen Beute, da ich als junger Bursch ihn brauchbar schien. Die furchtbare Verwandlung meines Standes, durch welche ich aus einem stolzen Kaufmann zu einem armen Sklaven geworden war, beugte mich tief. Jetzt gedachte ich der **prophetischen** Worte meines Vaters, dass ich ins Elend geraten und ganz hilflos werden würde. Ich **wähnte**, diese Vorhersagung habe sich nun bereits erfüllt und es könnte nichts Schlimmeres mehr für mich kommen. Schon habe mich, dachte ich, die Hand des Himmels erreicht und ich sei rettungslos verloren. Aber ach, es war nur der Vorgeschmack der Leiden, die ich noch, wie der Verlauf dieser Geschichte lehren wird, durchmachen sollte.

Als mein neuer Herr mich für sein eigenes Hans zurück behielt, tauchte die Hoffnung in mir auf, er werde mich demnächst mit zur See nehmen und ich könnte dann, wenn ihn etwa ein spanisches oder portugiesisches Kriegsschiff **kapern** würde, wieder meine Freiheit erlangen. Dieser schöne **Wahn** entschwand bald. Denn so oft sich mein Patron einschiffte, ließ er mich zurück, um die Arbeit im Garten und den gewöhnlichen Sklavendienst im Hause zu verrichten und wenn er dann von seinen Streifzügen heimkam, musste ich in der **Kajüte** seines Schiffes schlafen und dieses überwachen.

Während ich hier auf nichts als meine Flucht dachte, wollte sich doch nicht die mindeste Möglichkeit zur Ausführung derselben zeigen. Auch war niemand da, dem ich meine Pläne hätte mitteilen, und der mich

hätte begleiten können. Denn unter meinen Mitsklaven befand sich kein Europäer. So bot sich mir dann zwei Jahre hindurch, so oft ich mich auch in der Einbildung damit beschäftigte, nicht die mindeste Hoffnung erweckende Aussicht auf ein **Entrinnen** dar.

## Kapitel 2: An der Küste Afrikas

Ungefähr nach Ablauf dieser Zeit rief mir ein seltsamer Umstand meine Fluchtpläne wieder ins Gedächtnis. Eine geraume Weile hindurch blieb nämlich mein Herr, wie ich hörte aus Geldmangel, gegen seine Gewohnheit zu Hause liegen. Während dieser Zeit fuhr er jede Woche ein oder mehrere Mal in seinem kleinen Schiffsboot auf die **Reede** zum Fischen, wobei er stets mich und einen kleinen **Moresken** zum Rudern mitnahm. Wir machten ihm auf diesen Fahrten allerlei Späße vor und da ich mich zum Fischfang anstellig zeigte, erlaubte er, dass ich nebst einem seiner Verwandten und dem **Mohrenjungen** auch bisweilen allein hinausfuhr und ihm ein Gericht Fische holte.

Als wir einst an einem sehr windstillen Morgen solch eine Fahrt machten, entstand ein so dicker Nebel, dass wir die Küste, von der wir kaum eine Stunde entfernt waren, aus dem Gesicht verloren. Wir ruderten unablässig, ohne zu wissen, ob wir vorwärts oder zurück kämen, den ganzen Tag und die folgende Nacht hindurch und wurden erst am nächsten Morgen **gewahr**, dass wir, statt uns dem Lande zu nähern, nach der offenen See hin geraten und mindestens zwei **deutsche Meilen** vom Ufer entfernt waren. Dennoch erreichten wir dieses, völlig ausgehungert, unter nicht geringer Mühe und Gefahr wieder, nachdem sich des Morgens ein scharfer Wind landwärts erhoben hatte.

Unser **Gebierter**, durch dies Ereignis gewarnt, beschloß, künftig für seine Person größere Vorsicht anzuwenden und nicht mehr ohne Kompass und **Proviand** auf den Fischfang zu gehen. Da er das **Langboot** unseres von ihm genommenen Schiffes zu seiner Verfügung hatte, trug er seinem Schiffszimmermann, der wie ich Sklave und geborener Engländer war, auf, in diesem Boot eine kleine **Kajüte** zu errichten, ähnlich der in einer **Barke**, und zwar so, dass hinter derselben jemand Platz habe, um zu steuern und das große Segel zu regieren, davor aber zwei Personen Raum fänden, um die anderen Segel zu handhaben.

Das Langboot führte ein sogenanntes **Gieksegel** und die **Raa** ragte über die Kajüte hinaus, welche schmal und niedrig war und höchstens für den Kapitän und ein paar Sklaven, sowie einen Tisch und ein Schränkchen zur Aufbewahrung von Brot, Reis, Kaffee und dergleichen Raum bot. In diesem Fahrzeug fuhren wir dann fleißig zum Fischen aus und da ich mich gut auf das Geschäft verstand, ließ mein Herr mich nie zu Hause.

Eines Tages wollte dieser mit ein paar vornehmen **Mohren** zum Vergnügen oder zum Fischfang eine Fahrt machen und ließ dazu ungewöhnliche Anstalten treffen. Schon abends zuvor hatte er Mundvorrat an Bord geschickt und mir aufgetragen, drei Flinten mit dem im Boot befindlichen Pulver und Blei bereitzuhalten, damit er und seine Freunde sich auch durch die Vogeljagd vergnügen könnten. Ich tat, wie mir befohlen und wartete in dem sauber geputzten Boot, darauf, dass Flagge und **Wimpel** lustig wehten, auf die Ankunft meines **Gebieters** und seiner Gäste. Bald nachher aber kam jener allein, sagte mir, die letzteren seien durch Geschäfte verhindert, ich solle daher mit dem Mohren und dem kleinen Jungen wie gewöhnlich allein hinausfahren und für seine Freunde zum Abendessen ein Gericht Fische fangen.

In diesem Augenblick kamen mir meine Fluchtgedanken wieder in den Sinn. Ich sah jetzt ein kleines Schiff ganz zur Verfügung gestellt und bereitete, als mein Herr fort war, sogleich alles statt für den Fischfang zu einer langen Fahrt vor. **Freilich** wusste ich nicht, wohin diese gehen sollte, aber das kümmerte mich nicht, da ich nur von dort wegzukommen bedacht war.

Zunächst sann ich auf einen Vorwand, um den **Mohren** nach **Proviand** loszuschicken. Ich sagte ihm, es **zieme** sich nicht für uns, von dem Mundvorrat unseres **Gebieters** zu nehmen. Dies leuchtete ihm ein und er brachte dann auch bald einen großen Korb mit geröstetem Zwieback, wie solcher dort zu Lande bereitet wurde, nebst drei Krügen mit frischem Wasser herbei. Ich wusste, wo mein Herr seinen Flaschenkorb hatte, der, nach der **Façon** zu schließen, auch von einem englischen Schiffe erbeutet sein musste. Diesen stellte ich in das Boot, wie wenn er dort für unsern Herrn schon gestanden habe. Dann trug ich einen etwa fünfzig Pfund

schweren Wachsklumpen hinein, sowie einen Knäuel Bindfaden, ein Beil, eine Säge und einen Hammer, lauter nützliche Dinge, besonders das Wachs, aus dem ich Lichter machen wollte. Dann drehte ich dem Mohren, der Ismael hieß, aber Muley genannt wurde, eine weitere Nase. »Muley«, sagte ich zu ihm, »Die Gewehre unseres Herrn sind an Bord. Könnten wir nicht auch ein wenig Pulver und Schrot bekommen? Es wäre doch hübsch, wenn wir für uns einige Alkamides (eine Art Seevögel) schießen könnten. Ich weiß, der Schießbedarf liegt im großen Schiff.« – »Gut«, erwiderte er, »ich will's holen.« Bald darauf kam er wirklich mit einem großen Lederbeutel, in welchem sich etwa anderthalb Pfund Pulver, fünf bis sechs Pfund Schrot und etliche Kugeln befanden, und trug dies alles zusammen ins Boot. Unterdes hatte ich auch in meines Herrn Kajüte etwas Pulver gefunden, das ich in eine der großen Flaschen im Flaschenkorb, die beinahe leer war und deren Inhalt ich in eine andere goß, füllte. So, mit dem Nötigsten versehen, segelten wir aus dem Hafen zum Fischfang. Der Wind ging leider aus Nordnordost; wäre er von Süden gekommen, hätte ich leicht die spanische Küste, oder wenigstens die Bai von Cadix erreichen können. Trotzdem aber, möchte der Wind auch noch so ungünstig wehen, blieb mein Entschluss fest, von diesem schrecklichen Orte zu entrinnen, das Übrige aber dem Geschick anheim zu stellen.

Nachdem wir einige Zeit gefischt hatten, ohne etwas zu fangen (denn wenn ich auch einen Fisch an der Angel spürte, zog ich ihn nicht heraus), sagte ich zu dem Mohren: »Hier hat's keine Art; wir werden von hier unserem Herrn nichts heimbringen, wir müssen es weiter draußen versuchen.« Er, sich nichts Arges versehen, willigte ein und zog, da er am Stern des Schiffes stand, die Segel auf. Ich steuerte dann das Boot beinahe eine deutsche Meile auf die offene See hinaus. Hierauf brachte ich es in die Stellung, als ob ich fischen wolle, gab dem Jungen das Steuerruder, ging nach vorn, wo der Mohr stand, tat, wie wenn ich beabsichtigte, hinter ihm etwas aufzuheben, fasste ihn rücklings an und warf ihn kurzer Hand über Bord. Sofort tauchte er wieder auf, denn er schwamm wie Kork und bat mich, ihn wieder herein zu heben. Er wolle ja, sagte er, mit mir in die weite weite Welt gehen. Da er rasch hinter dem Boot her schwamm, würde er mich bei dem schwachen Wind bald erreicht haben. Ich aber eilte in die

**Kajüte**, ergriff eine der Vogelflinten und rief ihm zu: *»Wenn du dich ruhig verhältst, werde ich dir nichts zu Leide tun. Du schwimmst gut genug, um das Land erreichen zu können und die See ist ruhig. Mach, dass du fortkommst, so will ich dich verschonen; wagst du dich aber an das Boot heran, so brenne ich dir eins vor den Kopf, denn ich bin entschlossen, mich zu befreien.«* Hierauf wandte er sich um, schwamm nach der Küste und hat diese auch jedenfalls mit Leichtigkeit erreicht; denn er war ein ausgezeichneter Schwimmer.

Ebenso gut **freilich** hätte ich auch den Mohren mit mir nehmen und den Jungen statt seiner ersäufen können, aber es war jenem nicht zu trauen. Als er sich fort gemacht, sagte ich zu dem kleinen Burschen, welcher Xury hieß: *»Höre, wenn du mir treu bleibst, will ich etwas Großes aus dir machen; willst du mir aber nicht **beim Barte Mahomed**s und seines Vaters Treue schwören, so muss ich dich ins Wasser werfen.«* Der Junge lächelte mir ins Gesicht und antwortete mir so treuherzig, dass ich ihm nicht misstrauen konnte: er verspreche mir treu zu sein und mit mir zu gehen, wohin ich wolle.

So lange mich der schwimmende **Mohr** im Auge zu behalten vermochte, steuerte ich das Boot dem hohen Meer zu und zwar so, dass man meinen sollte, wir hätten uns der **Meerenge von Gibraltar** zugewandt. Jeder vernünftige Mensch musste an Stelle der Neger dies auch annehmen. Denn wer hätte denken sollen, dass wir südwärts gesegelt wären, recht eigentlich nach der **Barbarenküste** hin, an der ganze Völkerschaften von Negern wohnten, die uns mit ihren Kähnen umzingeln und uns umbringen konnten; wo wir auch nirgends zu landen vermochten, ohne Gefahr zu laufen, von wilden Bestien oder noch **unbarmherzigern** wilden Menschen zerrissen zu werden. Dennoch aber änderte ich, sobald die Abenddämmerung kam, die Richtung unseres Bootes und steuerte direkt nach Südost. Diesen Kurs schlug ich ein, um in der Nähe der Küste zu bleiben. Da wir guten frischen Wind hatten, kamen wir so schnell vorwärts, dass wir am nächsten Nachmittag gegen drei Uhr uns schon beinahe 150 **Meilen** südlich von **Saleh**, weit entfernt von dem Reich des Kaisers von Marokko und irgendeines anderen Herrschers (wir sahen wenigstens keinen Menschen am Lande) befanden.

Meine Furcht vor den **Mohren** war so groß und ich bangte so sehr davor, ihnen in die Hände zu fallen, dass ich mich nicht entschließen konnte, an Land oder auch nur vor Anker zu gehen. Der Wind wehte noch volle fünf Tage hindurch uns günstig. Nachdem er sich dann südwärts gedreht hatte, durfte ich glauben, dass, wenn man auch zu Schiffe auf uns Jagd gemacht haben sollte, diese doch nun aufgegeben sein würde. Daher wagte ich mich jetzt an die Küste und warf Anker an der Mündung eines kleinen Flusses. Ich wusste weder, unter welchem Breitengrade, noch in welchem Land, noch bei welchem Volk ich mich befinde. Keine Menschenseele ließ sich sehen; auch hatte ich kein Verlangen danach, denn das Einzige, wonach ich mich sehnte, war frisches Wasser.

Wir gelangten abends in die Flussmündung und beschlossen, sobald es dunkel sei, an Land zu schwimmen und die Gegend auszukundschaften. Jedoch vernahmen wir, als es Nacht geworden, einen so fürchterlichen Lärm, ein solches Bellen, Brüllen und Heulen wilder Tiere, Gott weiß welcher Art, dass mein armer Junge vor Angst sterben wollte und mich flehentlich bat, nicht vor Tagesanbruch an das Ufer zu gehen. »*Gut, Xury*«, sagte ich, »*dann wollen wir es lassen; aber vielleicht bekommen wir bei Tage Menschen zu sehen, die es gerade so schlecht mit uns meinen als diese Löwen.*« – »*Ei, dann wir schicken ihnen einige Kugeln aufs Fell*«, erwiderte Xury lachend, »*die ihnen machen Beine.*« – Ein wenig Englisch nämlich hatte der Junge durch den Verkehr mit uns Sklaven gelernt.

Ich war froh, den Jungen so lustig zu sehen und ließ ihn zur Ermutigung einen Schluck Rum aus einer der Flaschen meines Patrons tun. Übrigens war Xury's Rat gut, daher ich ihn auch befolgte. Wir warfen unseren kleinen Anker aus und lagen die Nacht über still. An Schlafen war jedoch kein Gedanke. Denn nach einigen Stunden sahen wir gewaltig große Bestien verschiedener Art, die wir nicht zu nennen wussten, an den Strand kommen und sich ins Wasser stürzen. Sie machten sich das Vergnügen einer Abkühlung und heulten und brüllten dabei in einer Art, wie ich es mein Lebtage nicht wieder gehört habe.

Xury war furchtbar erschrocken und ich nicht minder. Aber wie entsetzten wir uns erst, als eines der **Untiere** auf unser Boot zu

geschwommen kam. Wir konnten es nicht sehen, doch an seinem Schnauben war zu hören, dass es eine ungeheuer große und grimmige Bestie sein musste. Xury behauptete, es sei ein Löwe und es mochte wohl auch einer sein. Der arme Junge schrie, ich sollte den Anker lichten und weg rudern. »Nein«, erwiderte ich, »wir wollen nur das **Kabeltau** verlängern und nach der See hinsteuern, dann können die Tiere uns nicht folgen.« Kaum hatte ich diese Worte gesprochen, als ich das Ungeheuer zu meiner großen Überraschung schon bis auf zwei Ruderlängen uns nahe erblickte. Sofort eilte ich nach der **Kajüte**, ergriff ein Gewehr und gab Feuer, woraufhin die Bestie sich alsbald umwandte und wieder nach dem Lande schwamm.

Es ist unmöglich, den fürchterlichen Lärm, das Geschrei und Geheul zu beschreiben, das unmittelbar an der Küste und weiter ins Land hinein nach meinem Schuss entstand. So etwas hatten diese Kreaturen wahrscheinlich früher nie gehört. Ich zog daraus den Schluss, dass wir während der Nacht nicht hier ans Land gehen dürften und es schien sogar fraglich, ob wir es bei Tage wagen dürften; denn den wilden Menschen in die Hände zu geraten, war um nichts besser, als in die Gewalt der wilden Tiere zu kommen, zum wenigsten hatten wir vor beiden gleich große Angst. Trotzdem aber gebot uns die Notwendigkeit, irgendwo zu landen, um Wasser zu holen, wovon wir keine **Pinte** mehr im Boote hatten. Es fragte sich nur, wo wir es wagen sollten. Xury sagte mir, wenn er mit einem der Krüge ans Ufer gehen dürfe und es da überhaupt Wasser gäbe, wolle er es schon bekommen. Ich fragte ihn, warum denn er gehen wolle und er nicht lieber sehe, wenn ich es täte. Er antwortete mir darauf mit solcher Treuherzigkeit, dass ich ihn dadurch für immer lieb gewann. »Wenn kommen wilde Männer«, sagte er, »sie essen mich, du weggehen.« »Nun, Xury«, erwiderte ich, »dann wollen wir alle beide gehen und wenn die wilden Männer kommen, schießen wir sie nieder, dann können sie keinen von uns fressen.« Hierauf gab ich ihm ein Stück Zwieback und ließ ihn einen Schluck Rum aus dem Flaschenkorb tun. Dann ruderten wir das Boot möglichst nahe ans Ufer und warteten, nur mit unseren Gewehren und zwei Wasserkrügen ausgerüstet, ans Land.

Ich wagte nicht das Boot aus den Augen zu verlieren, weil ich fürchtete, die Wilden möchten in Kähnen den Fluß herunter kommen. Der Junge aber, welcher etwa eine **Meile** landeinwärts eine Niederung **gewahrte**, eilte danach hin und gleich darauf sah ich ihn wieder zurückkehren. Ich glaubte, er sei von Wilden verfolgt oder durch ein Tier erschreckt und rannte, um ihm zu helfen, ihm entgegen. Als ich jedoch näher kam, sah ich, dass er etwas über die Schultern hängen hatte, das ich als ein von ihm getötetes Tier erkannte. Es glich einem Hasen, war aber von anderer Farbe und länger von Beinen. Wir hatten große Freude darüber, da es uns eine herrliche Mahlzeit lieferte. Das Beste aber, was Xury mitbrachte, war die Nachricht, dass er gutes Wasser gefunden und keine Wilden gesehen hatte.

Bald darauf wurden wir **gewahr**, dass wir uns um Wasser nicht so große Sorgen hätten zu machen brauchen. Denn ein wenig höher in der Bucht hinauf, in der wir lagen, fanden wir, sobald die Flut, die nicht tief in den Fluss hinein ging, verlaufen war, das Wasser süß und frisch. So füllten wir dann unsere Krüge, verschmausten unser **Wildpret** und machten uns wieder reisefertig. Spuren eines menschlichen Wesens hatten wir in dieser Gegend nicht wahrgenommen.

Weil ich schon früher einmal an dieser Küste gewesen war, wusste ich, dass die **Kanarischen Inseln**, sowie die des **grünen Vorgebirges** von hier nicht weit abliegen konnten. Da ich nichts bei mir hatte, an Instrumenten zur Untersuchung des Breitengrades, unter dem wir uns befanden, gebracht und ich auch leider nicht genau die Lage jener Inseln kannte, war ich im Zweifel über die Richtung, die ich nach ihnen einzuschlagen hätte. Außerdem wäre es eine Leichtigkeit gewesen, sie zu erreichen.

Ich hatte meine Hoffnung darauf gesetzt, dass mir, wenn ich mich immer längs der Küste hielte, bis ich in die Region käme, wo die Engländer ihren Handel trieben, eins von ihren Schiffen aufstoßen und uns aufnehmen werde. Soviel ich nach meiner Berechnung herausgebracht, musste ich damals in der Gegend sein, die zwischen dem Kaiserreich Marokko und den Negerstaaten liegt und wo die Küste nur von Bestien bewohnt ist. Die Neger haben diesen Landstrich verlassen und sich aus Furcht

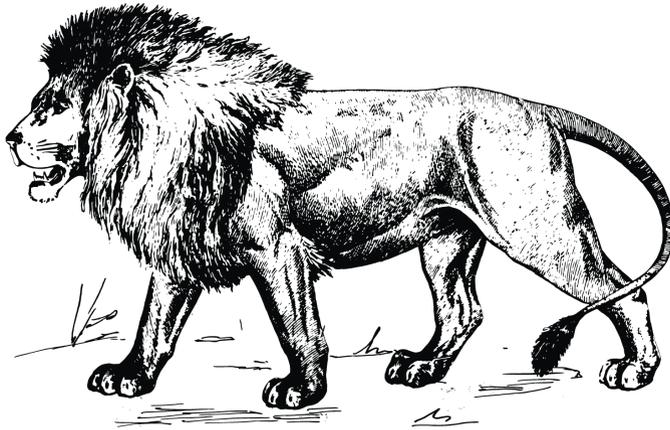
vor den **Mohren** nach Süden zurückgezogen, während die Mohren die Gegend wegen ihrer Unfruchtbarkeit nicht des Anbaus wert halten. Beide Völkerschaften haben auch deshalb jene Strecke aufgegeben, weil so erstaunlich viel Tiger, Löwen, Leoparden und andere wilde Tiere dort hausen. Die Mohren benutzen die Gegend daher nur zum Jagen, indem sie armeenweise zu zwei- bis dreitausend Mann dorthin ziehen. Beinahe hundert **Meilen** lang sahen wir an der Küste nur wüstes Land, bei Tage wie ausgestorben, des nachts erfüllt vom Geheul und Gebrüll der Bestien.

Ein- oder zweimal glaubte ich den **Pik von Teneriffa** zu erblicken und hatte große Lust, nach ihm hin zu steuern; nach mehrmaligen vergeblichen Versuchen aber, durch widrigen Wind genötigt und auch weil die See für mein kleines Fahrzeug zu hoch ging, beschloss ich, nach meinem früheren Plane mich längs der Küste zu halten.

Mehrmals war ich genötigt, ans Land zu gehen, um frisches Wasser zu holen. Eines Tages warfen wir früh am Morgen unter einem ziemlich hoch gelegenen Küstenpunkt Anker. Die Flut begann und wir wollten sie abwarten, um mit ihr weiter zu gehen. Xury, der seine Augen flinker als ich überall hatte, rief mir leise zu, es sei besser, wenn wir von der Küste uns abwendeten, »denn«, sagte er, »*dort liegt ein schreckliches Ungeheuer neben dem Hügel und schläft.*«

Ich sah nach der angedeuteten Richtung und erblickte wirklich ein scheußliches **Untier**. Es war ein sehr großer Löwe, der am Ufer im Schatten eines Hügelvorsprungs lag. »Xury«, sagte ich, »*du musst ans Land und ihn abmurksen.*« Xury schauderte und erwiderte: »*Ich murksen? Er mich essen auf einen Bissen.*« Da ließ ich den Jungen sich still verhalten, nahm unsere größte Flinte, lud sie stark mit Pulver und mit zwei Kugeln und legte sie neben mich. In ein anderes Gewehr tat ich zwei Kugeln, in ein drittes (denn wir hatten drei) fünf Kugeln von kleinerem **Kaliber**. Beim ersten Schuss hielt ich die Bestie scharf nach dem Kopf, allein sie hatte die Tatze ein wenig über die Schnauze gelegt, sodass die Kugeln sie über dem Knie trafen und ihr nur den Gelenkknochen zerschmetterten. Der Löwe sprang auf, knurrte anfangs leise, fühlte aber sein Bein entzwei, sank nieder und stellte sich dann auf drei Beine, indem er das schrecklichste

Gebrüll los ließ, das ich je vernommen. Ich war erschrocken, dass ich den Kopf verfehlt, griff aber sofort nach dem zweiten Gewehr und gab abermals Feuer; wiewohl der Feind ausreißen wollte, traf ich ihn diesmal doch in den Kopf und sah mit Vergnügen, wie er zusammenbrach und ohne großen Lärm seinen Todeskampf kämpfte. Jetzt bekam Xury **Courage** und wollte ans Land. »Gut«, sagte ich, »geh.« Darauf sprang er ins Wasser, nahm in die eine Hand eine kleine Flinte, schwamm mit der anderen ans Ufer, begab sich dicht an das Tier heran, hielt ihm das Gewehr nahe vors Ohr und machte ihm mit einem neuen Schuss durch den Kopf vollends **den Garaus**.



Dieser **Wildpret** lieferte uns aber nichts zu essen und es tat mir leid, drei Schüsse an ein Tier verschwendet zu haben, mit dem wir nichts anfangen konnten. Xury aber sagte, etwas wolle er doch davontragen und bat mich um das Beil. »Wo zu, Xury?« fragte ich. »Kopf abhauen«, antwortete er. Jedoch gelang ihm das nicht und er brachte nur eine ungeheure Tatze mit sich zurück.

Ich hatte unterdessen überlegt, dass uns vielleicht das Fell von einigem Wert sein könnte und beschloss es abzuziehen. So machte ich mich dann mit Xury ans Werk; der Junge aber leistete dabei viel mehr als ich, denn ich verstand mich schlecht auf die Sache. Die Arbeit nahm einen ganzen Tag in Anspruch, bis wir zuletzt das Fell davon trugen. Wir spannten es über das Dach unserer **Kajüte** aus, wo es die Sonne rasch trocknete; dann benutzte ich es als Decke für mein Lager.

Nach diesem Aufenthalt segelten wir zehn bis zwölf Tage in einem fort südwärts. Jetzt gingen wir mit unserem **Proviand**, der stark ins Abnehmen geraten war, sehr sparsam um. Ans Land wagten wir uns nur, um Wasser zu nehmen.

Mein Plan war, zu versuchen, ob wir den **Gambia** oder **Senegal**, das heißt die Gegend des **grünen Vorgebirges** zu erreichen vermochten, wo ich hoffen durfte, einem europäischen Schiffe zu begegnen. Geschah dies nicht, so blieb mir nichts übrig, als nach den **kapverdischen Inseln** zu steuern oder unter den Negern umzukommen. Ich wusste, dass alle europäischen Schiffe, die nach der Küste von **Guinea** oder nach Brasilien oder Ostindien gehen, auf dem grünen Vorgebirg oder jenen Inseln Station machen. So setzte ich mein ganzes Geschick auf eine Nummer: entweder begegnete ich einem Schiff, oder ich war verloren.

Als ich in dieser Ungewissheit etwa zehn Tage hindurch gesegelt war, begann ich wahrzunehmen, dass die Küste bewohnt sei. An mehreren Stellen sahen wir im Vorbeifahren Leute am Ufer stehen, die uns beobachteten. Wir konnten auch erkennen, dass sie ganz schwarz und völlig nackt waren. Einmal wandelte mich die Lust an, ans Land zu ihnen zu gehen, aber Xury riet mir ab und sagte: »Nicht gehen, ja nicht gehen.«

Dennoch näherte ich mich der Küste so weit, dass ich mit den Leuten sprechen konnte. Sie liefen eine geraume Strecke neben dem Schiffe die Küste entlang. Waffen hatten sie nicht, außer einem einzigen, der einen langen dünnen Stab trug, den Xury als eine Lanze bezeichnete, mit der diese Leute auf weite Entfernung mit großer Sicherheit werfen könnten. Deshalb hielt ich mich in gehöriger Ferne, redete aber, so gut es ging, durch Zeichen mit ihnen und gab ihnen insbesondere zu verstehen, dass ich etwas zu essen haben möchte. Sie forderten mich durch Winke auf, das Boot anzuhalten und deuteten an, sie würden dann Speisen für mich herbeischaffen. Hierauf zog ich die Segel ein und legte bei, während zwei der Neger landeinwärts liefen. Nach kaum einer halben Stunde kamen sie mit zwei Stücken geröstetem Brot und etwas Korn zurück. Ohne zu wissen, was es sei, waren wir doch entschlossen, es anzunehmen, nur fragte es sich, wie wir's bekommen könnten. Denn ans Land zu gehen, wagte ich nicht. Die guten Leute aber schienen sich ebenso sehr vor uns zu fürchten wie wir vor ihnen. Endlich fanden sie einen guten Ausweg. Sie legten die Sachen auf die Erde nieder und zogen sich eine weite Strecke zurück, bis wir ihre Gaben an Bord gebracht hatten; dann kamen sie wieder ans Ufer heran.

Wir machten ihnen Zeichen des Danks, da wir sonst nichts zu bieten hatten. Gleich darauf aber ward uns die Gelegenheit, ihnen einen großen Dienst zu leisten. Es kamen nämlich zwei gewaltige Tiere, eins das andere verfolgend, von den Bergen herab nach dem Meere gelaufen. Wir konnten nicht erkennen, ob **Brunst** das Männchen das Weibchen jagen hieß oder ob die Bestien wütend aufeinander waren; ebensowenig ob eine solche Sache hier zu Lande alltäglich oder ungewöhnlich sei. Doch glaube ich das Letztere. Einmal weil solche wilde Tiere regelmäßig sich nur des nachts zeigen und dann weil die Leute am Ufer, besonders die Weiber, sehr erschrocken schienen. Alle, außer dem Mann mit der Lanze, entflohen. Die Bestien dachten jedoch nicht daran, die Neger zu verfolgen, sie stürzten sich vielmehr ohne Weiteres ins Wasser und schwammen darin umher, als ob sie sich ein **Plaisir** machen wollten.

Endlich kam eins der Tiere dem Boote näher. Ich legte mich auf die Lauer, ein Gewehr schussfertig in der Hand. Zuvor hatte ich Xury befohlen, die anderen beiden Flinten zu laden. Sobald mir das Tier in Schussweite kam, gab ich Feuer und traf es gerade vor den Kopf. Alsbald sank es unter, kam aber gleich wieder in die Höhe und tauchte im Todeskampf auf und nieder. Es hatte sich unverzüglich nach dem Lande hin gewendet, allein noch ehe es das Ufer erreichte, gaben ihm die tödliche Wunde und das verschluckte Wasser den Tod.

Es ist unmöglich, das Erstaunen der armen Leute über den Knall und das Feuer meines Gewehrs zu schildern. Einige von ihnen wollten vor Furcht sterben und fielen wie tot vor Schrecken um. Als sie aber die Bestie leblos und ins Wasser versunken sahen und ich ihnen zugewinkt hatte, ans Ufer zu kommen, fassten sie Mut, näherten sich und fingen an, das Tier zu suchen. Es schwamm in seinem Blute, von dem das Wasser sich gefärbt hatte. Ich schlang ihm ein Seil um den Leib, das ich den Negern zuwarf, welche das tote Tier damit an den Strand zogen. Es war ein ungemein schöner und wundervoll gefleckter Leopard. Die Neger schlugen vor Verwunderung über das Ding, womit ich ihn getötet hatte, die Hände über dem Kopfe zusammen.

Die andere Bestie, erschreckt durch Blitz und Knall des Schusses, schwamm ans Land und rannte nach dem Berg zurück, woher sie gekommen war. Wegen der Entfernung vermochte ich nicht zu erkennen, was es für ein Tier war. Ich merkte, dass die Neger Lust hatten, den toten Leoparden zu verzehren und war auch gern bereit, ihnen denselben zu überlassen. Daher gab ich ihnen das durch Zeichen zu verstehen und sie schienen sehr dankbar dafür. Sofort machten sie sich an die Arbeit und zogen ihm mit einem scharfen Stück Holz das Fell rascher ab, als wir es mit unseren Messern gekonnt hätten.

Sie boten mir etwas von dem Fleisch an, was ich jedoch ablehnte, dagegen winkte ich ihnen, sie sollten mir das Fell geben, was sie denn auch sehr bereitwillig taten. Sie brachten mir ferner noch eine große Menge von Lebensmitteln, die ich zwar nicht kannte, aber dennoch annahm. Ich machte ihnen dann durch Zeichen begreiflich, dass ich Wasser nötig

habe, indem ich einen von meinen Krügen umgekehrt ihnen vorlegte, um damit anzudeuten, dass er leer sei. Sofort kamen auf ihren Ruf zwei Weiber und trugen ein großes **irdenes** Gefäß, das, wie ich vermute, in der Sonne gebrannt war. Sie setzten es in der früher erwähnten Weise nieder und ich schickte Xury ans Ufer und ließ meine drei Krüge sämtlich füllen. Die Weiber waren ganz und gar nackt, wie auch die Männer.

Jetzt hatte ich essbare Wurzeln, Korn und Wasser in Menge. Nachdem ich diese freundlichen Neger verlassen, segelte ich etwa elf Tage weiter, ohne der Küste nahe zu kommen, bis ich ungefähr fünf **Meilen** vor mir eine weit in die See ragende Landspitze bemerkte. Da das Meer sehr ruhig war, steuerte ich vom Land ab, um diese Spitze zu umsegeln. Endlich, nachdem ich etwa zwei **deutsche Meilen** an dem gedachten Punkt vorüber war, erblickte ich vollkommen deutlich auch auf der anderen Seite seewärts Land, woraus ich den gegründeten Schluss zog, jenes sei das **grüne Vorgebirge** und dies Land seien die nach demselben benannten **kapverdischen Inseln**. Jedoch lagen sie mir noch zu fern und ich wusste nicht, nach welcher Seite ich mich wenden sollte, denn wenn sich ein frischer Wind erhob, war es leicht möglich, dass ich keine von beiden erreichte.

In dieser zweifelhaften Lage ging ich gedankenvoll in die **Kajüte** und setzte mich, nachdem ich Xury das Ruder übergeben hatte, dort nieder. Plötzlich rief der Junge: »*Herr, ein Schiff, ein Segelschiff!*« Der arme Teufel war vor Schreck ganz außer sich, weil er meinte, es müsse notwendig eines von den uns verfolgenden Schiffen unseres Patrons sein, während ich wusste, dass wir uns längst außer dessen Bereich befanden.

Ich sprang aus der Kajüte und sah nicht nur das Schiff, sondern erkannte es auch sofort als ein portugiesisches. Anfangs glaubte ich, es sei nach der guineischen Küste zum Negerhandel bestimmt, jedoch wurde mir bei genauerer Betrachtung seines Kurses klar, dass es anderswohin gehe und nicht nach dem Lande hin steuere. Ich wandte mich deshalb mit vollen Segeln nach der offenen See, entschlossen, wenn es möglich sei, mit den Leuten im Schiffe zu unterhandeln.

Aller Anstrengung ungeachtet erkannte ich aber bald, dass ich sie nicht einholen würde und dass sie mir aus den Augen kommen müssten, ehe ich ein Zeichen zu geben vermöchte. Schon fing ich an zu verzweifeln, als sie, wie es schien, mit Hilfe ihrer Perspektive mich bemerkt und wahrgenommen hatten, dass mein Boot ein europäisches sei, das vermutlich zu einem verlorenen Schiffe gehöre. Sie zogen die Segel ein und ließen mich herankommen. Hierdurch ermutigt, hisste ich die Flagge meines ehemaligen Patrons auf und feuerte als weiteres Notsignal einen Schuss ab. Sofort legten sie das Schiff bei und nach ungefähr drei Stunden hatte ich sie erreicht.

Sie fragten mich nacheinander auf Portugiesisch, Spanisch und Französisch, was ich für ein **Landsmann** sei. Ich verstand aber keine dieser Sprachen. Endlich rief mich ein schottischer Matrose, der an Bord war, an, und ich erwiderte, dass ich ein Engländer und aus der Mohrensklaverei von **Saleh** entflohen sei. Hierauf luden sie mich ein, an Bord zu kommen und nahmen mich mit all meiner Habe freundlich auf.

Ich war, wie jedermann glauben wird, unbeschreiblich froh, auf diese Art aus einer so elenden und fast hoffnungslosen Lage befreit zu sein. Sofort bot ich alles, was ich hatte, dem Schiffskapitän als Lohn für meine Befreiung an. Er aber erwiderte mir großmütig, er werde nichts annehmen, es solle vielmehr alle meine Habe mir wieder zugestellt werden, sobald wir nach Brasilien kämen. »Denn«, sagte er, »*ich habe Euch das Leben nur aus dem Grunde gerettet, aus dem ich mir selber in ähnlicher Lage Rettung wünschen würde. Vielleicht werde ich früher oder später einmal in gleicher Weise von jemandem aufgenommen werden müssen. Obendrein*«, fuhr er fort, »*wenn ich Euch so weit von der Heimat, wie Brasilien entfernt ist, brächte und Euch dann Eure Habe abnehme, so müsstet Ihr doch Hungers sterben und ich hätte Euch dann ja das wieder genommen, was ich Euch kaum gegeben habe. Nein, nein, **Senior Inglese**, ich will Euch umsonst mitnehmen und Eure Sachen werden Euch dort Unterhalt verschaffen und die Heimreise ermöglichen.*«

So liebevoll, wie er gesprochen hat, so liebevoll handelte er auch. Er untersagte den Matrosen, das Geringste unter meinen Sachen anrühren; dann nahm er diese in eigenes Gewahrsam und händigte mir ein genaues

Verzeichnis derselben ein, damit ich sie sämtlich, sogar meine drei **irdenen** Krüge, wiederbekomme.

Mein Boot war ein treffliches Fahrzeug. Der Kapitän bemerkte das und fragte mich, ob ich es wohl an sein Schiff verkaufen und was ich dafür haben wolle. Ich antwortete, er sei so **edelmütige** in jeder Hinsicht gegen mich, dass ich für das Boot gar nichts nehmen könne, sondern es ihm gänzlich überlasse. Er aber erwiderte, er wolle mir einen **Handschein** auf achtzig Goldstücke für Brasilien geben und wenn mir dort jemand mehr bietet, so werde er auch das zahlen.

Dann bot er mir sechzig Goldstücke für meinen Jungen, den Xury. Hierzu aber hatte ich keine Lust, nicht weil ich den Buben dem Kapitän nicht gern überlassen hätte, sondern weil es mir leid tat, seine Freiheit zu verkaufen, nachdem er mir so treulichen Beistand geleistet hatte. Als ich dies dem Kapitän vorstellen, fand er es gerechtfertigt und schlug die Auskunft vor, dass er dem Jungen durch eine Urkunde versprechen wolle, ihn nach zehn Jahren, wenn er Christ geworden sei, wieder frei zu geben. Hierauf, und da Xury auch einwilligte, überließ ich ihn dem Kapitän.

Wir hatten eine sehr gute Reise nach Brasilien und warfen schon nach etwa drei Wochen in der **Allerheiligenbucht** Anker. Nun war ich auf einmal aus der jämmerlichen Lebenslage befreit und es galt zu überlegen, was ich in Zukunft anfangen wolle.

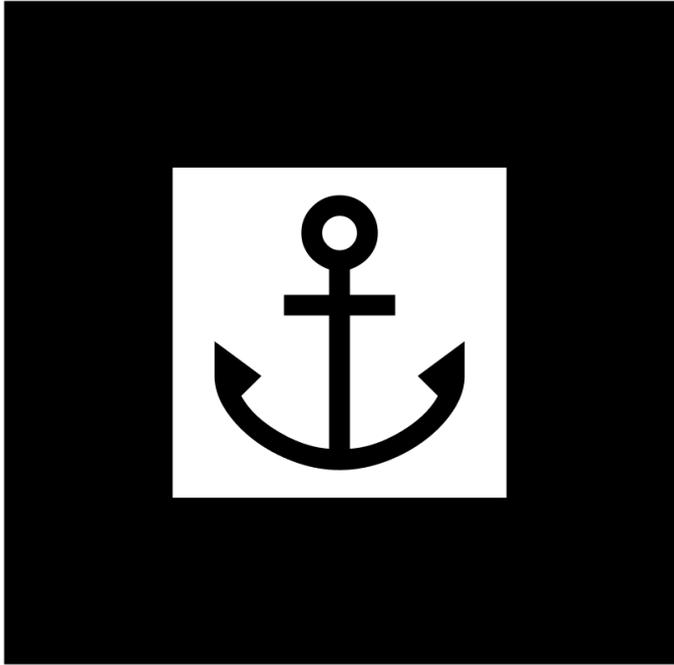
Das **edelmütige** Benehmen des Kapitäns gegen mich werde ich nie vergessen. Er nahm für die Überfahrt nichts von mir und gab mir obendrein zwanzig **Dukaten** für das Leopardenfell und vierzig für das Löwenfell, auch ließ er mir pünktlich alles, was im Schiffe mir gehörte, ausliefern. Was ich zu verkaufen Lust hatte, z. B. den Flaschenkorb, zwei meiner Gewehre und den Rest des Wachses, kaufte er mir ab. Kurz, ich löste aus meiner Habe gegen zweihundert **spanische Speciestaler**. Mit diesem Kapital ging ich in Brasilien an Land.

Kurze Zeit darauf empfahl mich der Kapitän an einen Mann von gleicher Redlichkeit, wie er selbst war. Dieser besaß ein Ingenio, das heißt eine Zuckerplantage. Außerdem hielt ich mich eine Zeit lang auf und wurde

dadurch mit der Kultur und Bereitung des Zuckers bekannt. Da ich sah, welch angenehmes Leben die Pflanzer führten und wie rasch sie reich wurden, entschloß ich mich, wenn mir die Niederlassung gestattet würde, gleichfalls Pflanzer zu werden und mir zu diesem Zweck mein in London hinterlassenes Geld schicken zu lassen. Ich ließ mich deshalb durch eine Urkunde **naturalisieren**, kaufte so viel Land, wie mit meinem Kapital möglich war und machte einen Plan zu einer Pflanzung, wie sie mein in England befindliches Geld mir anzulegen gestatten würde.

Ich hatte einen Portugiesen, der aus Lissabon, aber von englischen Eltern stammte, mit Namen Wells zum Nachbar, der sich ungefähr in gleichen Umständen befand wie ich. Wir wurden miteinander gut bekannt. Sein Betriebskapital war wie das meinige nur gering und unsere Pflanzung verschaffte uns etwa zwei Jahre hindurch wenig mehr als den Lebensunterhalt. Indessen begannen wir uns zu vergrößern und unser Land zu verbessern, sodass wir im dritten Jahr schon etwas Tabak anpflanzen und jeder von uns ein großes Stück Land zum **Zuckeranbau** für das folgende Jahr vorbereiten konnte. Beide aber hatten wir Hilfe nötig und jetzt wurde es mir fühlbar, dass es eine **Torheit** von mir gewesen war, mich von Xury zu trennen.

Aber ach! Es ist kein Wunder, dass ich, der ich's nie vernünftig angefangen hatte, auch diesmal verkehrt gehandelt hatte. Das war nun nicht wieder gut zu machen. Ich hatte mich jetzt auf ein Leben eingelassen, das meiner ganzen Natur entgegen und völlig verschieden von dem war, an dem ich Gefallen fand, dessentwillen ich das Vaterhaus verlassen und den väterlichen Rat in den Wind geschlagen hatte. Jetzt befand ich mich auf der Mittelstraße des Lebens, die ich zu Hause auch hätte wandern können, ohne mich in der Welt so **abplagen**, wie ich es nun tat. Oft sagte ich zu mir selbst: diese Art Leben konntest du auch in England unter deiner **Sippschaft** führen und brauchst nicht deswegen fünftausend englische **Meilen** unter Fremde und unter die Wilden in eine **Wüstenei** zu gehen, wo man von dem Fleckchen Erde, das deine Heimat ist, niemals ein Wort vernommen hat.



So sah ich meine Lage mit immer größerem Missvergnügen an. Ich hatte niemanden zum Umgang als jenen Nachbar, mit dem ich zuweilen verkehrte. Was zu arbeiten war, musste ich mit eigenen Händen tun und ich kam mir vor wie jemand, der auf eine einsame Insel verschlagen ist. Aber das sollte erst noch kommen. Jedermann möchte bedenken, dass, wenn er seine gegenwärtige Lage ungerecht beurteilt, die **Vorsehung** ihn leicht zu einem Tausch zwingen kann, damit er durch die Erfahrung lernt, wie glücklich er früher war. Jenes einsame Leben auf einem öden **Eilande**, an das ich damals dachte, sollte mir noch dereinst beschieden sein, weil ich so oft ungerechter Weise damit mein damaliges Leben verglichen hatte, welches, wenn es länger gedauert, mich sehr wahrscheinlich zu einem begüterten und reichen Mann gemacht hätte.

Ich hatte meine Plantage schon einigermaßen in Stand gebracht, als der Schiffskapitän, der mich auf der See eingenommen, die Rückreise antrat. Das Schiff hatte nämlich, bis die Ladung und die Reisevorbereitungen beendet waren, beinahe drei Monate dort verweilt. Als ich meinem Freunde sagte, dass ich ein kleines Kapital in London hinterlassen, erwiderte er in seiner freundlichen und aufrichtigen Art: *»Senor Inglese«* (denn so nannte er mich immer), *»wenn Ihr mir Briefe und eine Vollmacht mitgeben wollt, mit dem Auftrag an die Person, die Euer Geld in London hat, dieses nach Lissabon zu schicken, und zwar in solcher Münze, wie sie hier zu Lande gilt, so werde ich's Euch, will's Gott, bei meiner Rückkehr mitbringen. Doch weil menschliche Dinge dem Wechsel und Missgeschick so sehr unterworfen sind, rate ich Euch, nur die Hälfte Eures Kapitals, hundert **Pfund Sterling**, kommen zu lassen und dem Glück anzuvertrauen. Kommt dies Geld richtig hier an, dann könnt Ihr ja den Rest in gleicher Weise beziehen. Geht's verloren, so habt Ihr wenigstens die Hälfte gerettet.«*

Dies war ein so vernünftiger Rat, dass ich ihn nicht ausschlagen durfte. Ich fasste daher Briefe an die Frau in London, welche mein Geld besaß und eine Vollmacht für den portugiesischen Kapitän ab, wie mein Freund es mir geraten hatte. Der **Kapitänswitwe** gab ich einen ausführlichen Bericht über meine Abenteuer, erzählte ihr von meiner Sklaverei und Flucht, von der Begegnung mit dem portugiesischen Kapitän und seinem

menschenfreundlichen Benehmen, von meiner gegenwärtigen Lage und erteilte ihr die nötige Anweisung zur Übersendung des Geldes. Als mein Freund nach Lissabon gekommen war, gelang es ihm, durch einen englischen Kaufmann sowohl die Anweisung, als auch einen mündlichen Bericht über meine Erlebnisse nach London zu überwachen. Die Witwe sandte hierauf außer dem Geld noch aus eigener Tasche an den portugiesischen Kapitän ein sehr schönes Geschenk für sein liebliches Benehmen gegen mich.

Der Londoner Kaufmann legte die hundert Pfund in englischen Waren an, wie es der Kapitän vorgeschrieben hatte, schickte sie sofort nach Lissabon und letzterer brachte sie wohlbehalten nach Brasilien. Es befanden sich darunter (der Anordnung des Kapitäns gemäß, denn ich verstand zu wenig von der Sache) alle Arten Werkzeuge, Eisenwaren und andere Dinge, die ich auf meiner Pflanzung gut nutzen konnte.

Als die Sendung angekommen war, dachte ich, mein Glück sei gemacht, so voll freudiger Zuversicht war ich. Mein guter Kapitän hatte die fünf **Pfund Sterling**, die ihm meine Freundin zum Geschenk gemacht hat, dazu verwandt, für mich auf sechs Jahre einen Diener zu mieten. Er nahm nichts dafür zur Vergeltung an, als ein wenig Tabak, den ich selbst gezogen hatte.

Meine Waren bestanden in lauter englischer Manufaktur Sachen, in Tüchern, Stoffen, und solchen Dingen, die in Brasilien besonders gesucht waren, daher ich sie mit Vorteil verkaufen konnte. So löste ich dann das Vierfache des Einkaufspreises aus meiner ersten Ladung und war nun meinem armen Nachbar weit an Mitteln überlegen. Das Erste, was ich nun tat, war, dass ich mir einen Negersklaven kaufte und außer dem europäischen Diener, welchen der Kapitän mitgebracht hatte, noch einen weiteren mietete.

Wie aber der Missbrauch des Glücks oftmals unser größtes Unglück herbeiführt, so war's auch bei mir. Meine Pflanzung nahm im nächsten Jahr einen großen Aufschwung. Ich erntete fünfzig schwere Rollen Tabak, außerdem, was ich an meine Nachbarn überlassen hatte. Diese fünfzig

Rollen, deren jede über hundert **Zentner** wog, wurden wohl verwahrt aufgespeichert bis zur Rückkehr der Lissabonner Schiffe.

Jetzt aber füllte mir mein wachsender Reichtum den Kopf mit allerlei Anschlägen, die über meine Mittel gingen, wie das schon oft die gescheitesten Geschäftsleute ruiniert hat.

Wäre ich in meiner damaligen Lage geblieben, so hätte ich wohl noch alles Glückes Teilhaftig werden können, um dessen Willen mein Vater mir so eindringlich ein ruhiges stilles Leben empfohlen hatte. Allein es harreten andere Dinge auf mich. Ich sollte noch der willfähige Schmied meines eigenen Unglücks werden. Ich sollte das Maß meiner **Torheit** voll machen und mir für Selbstbetrachtungen, zu denen ich später Zeit genug haben sollte, noch mehr Stoff sammeln. All mein Missgeschick aber wurde herbeigeführt durch meine **törichte** Neigung zu einem unsteten Leben, dem ich entgegen den klarsten Beweisen, dass mir das Beharren in meinem jetzigen Leben am besten bekomme, unablässig nach strebte.

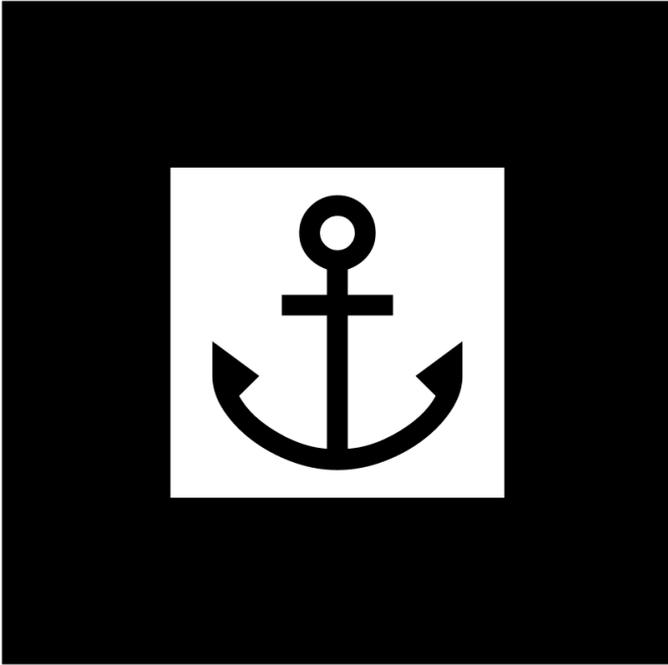
Als ich einst meinen Eltern entlaufen war, konnte ich auch jetzt nicht in zufriedener Ruhe leben. Ich musste auf und davon und der glücklichen Aussicht, ein reicher Mann auf meiner neuen Pflanzung zu werden, den Rücken kehren. Nur das unmäßige Verlangen, höher zu steigen, als es meiner Natur angemessen war, trieb mich dazu und so stürzte ich mich dann in die tiefste Tiefe menschlichen Elends, in die je einer geraten ist und in der nicht leicht ein anderer sein Leben und seine Gesundheit behalten haben würde.

## Kapitel 3: Schicksalsschlag

Ich werde jetzt den Faden meiner Geschichte wieder im Zusammenhang verfolgen. Wie man denken kann, hatte ich nach vierjährigem Aufenthalt in Brasilien und nachdem meine Pflanzung in guten Zug gekommen war, nicht nur die Landessprache gelernt, sondern auch Bekannte und Freunde unter meinen Pflanzerkollegen und den Kaufleuten zu **St. Salvador** gewonnen. Bei meinen Gesprächen mit ihnen war auch oft von meinen beiden Reisen an die Küste von **Guinea**, von der Art und Weise des Handels mit den Negern und auch davon die Rede gewesen, wie leicht es sei, dort für Kleinigkeiten, wie Spielwaren, Glasperlen, Messer, Scheren, Beile und dergleichen, nicht nur Goldstaub, **Guineakorn**, Elephanzähne, sondern auch Neger zur Sklavenarbeit in Brasilien zu erhandeln.

Man lauschte auf diese Mitteilungen mit gespannter Aufmerksamkeit, vorzüglich aber auf das, was den Ankauf von Negern anging. Damals wurde der Handel mit diesen noch nicht stark betrieben. Er stand unter der Oberaufsicht der Könige von Spanien und Portugal und die Einkünfte flossen in die königlichen Kassen, daher wurden nur wenig Neger nach Brasilien gebracht und diese kosteten schweres Geld.

Einmal, nachdem ich mit einigen Pflanzern und Kaufleuten über diese Dinge mich angelegentlich unterhalten hatte, kamen am nächsten Morgen drei von ihnen zu mir und sagten, sie hätten sich jene Angelegenheit reiflich überlegt und wollten mir einen Vorschlag machen. Ich musste Verschwiegenheit geloben und hierauf teilten sie mir mit, dass sie Lust hätten ein Schiff nach **Guinea** zu schicken, da es ihnen auf ihren Pflanzungen an nichts so sehr fehlt als an Arbeitern. Weil sie jedoch keinen öffentlichen **Handel mit Sklaven** treiben dürften, so beabsichtigten sie nur eine einzige Reise zu machen, die erkauften Neger heimlich ans Land zu bringen und dann unter sich zu teilen. Es frage sich nun, ob ich als ihr **Supercargo** die Expedition zu Schiffe leiten wolle. Als Vergütung sollte ich einen gleichen Anteil wie sie von den Negern bekommen, ohne zu dem Ankaufskapital beizusteuern.



Dies wäre ein lockendes Angebot für einen gewesen, der nicht eine eigene Pflanzung, die auf dem besten Wege sich zu vergrößern war, zu überwachen gehabt hätte. Für mich aber, der ich einen guten Anfang gemacht hatte und nur so fort zu fahren brauchte, um mit Hilfe meiner anderen hundert Pfund aus England binnen drei oder vier Jahren sicherlich mir ein Vermögen von drei- bis viertausend **Pfund Sterling** erworben zu haben, war der bloße Gedanke an eine solche Reise das Unsinnigste, dessen ich mich schuldig machen konnte.

Jedoch hatte ich nun einmal die Bestimmung, mich zu Grunde zu richten und deshalb konnte ich dem Anerbieten ebensowenig widerstehen, als ich einst dem guten Rat meines Vaters zu folgen vermocht hatte. Kurz, ich sagte jenen Leuten, dass ich von Herzen gern die Reise machen wolle, wenn sie versprächen, während meiner Abwesenheit für meine Pflanzung zu sorgen und sie, wenn ich umkommen sollte, an die von mir bestimmten Personen zu überliefern. Sie gingen hierauf ein und stellten mir ein urkundliches Versprechen darüber aus. Ich fasste dann ein förmliches **Testament** ab, verfügte darin über meine Pflanzung und über meine sonstige Habe für den Fall meines Todes und ernannte den Kapitän, meinen Lebensretter, zum **Universalerben**, mit der Bestimmung, dass er die Hälfte meines Besitztums für sich behalten, die andere Hälfte verkaufen und den Ertrag nach England schicken solle.

So traf ich allerdings die besten Maßregeln, um die Zukunft meines Vermögens zu sichern. Hätte ich nur halb so viel Nachdenken auf das verwandt, was mein wahres Interesse forderte und was ich tun und lassen sollte, so würde ich sicherlich nicht meine günstige Lage aufgeben und eine Seereise angetreten haben, auf der mich die gewöhnlichen Gefahren einer solchen und obendrein noch, wie ich nach meiner Erfahrung Grund hatte anzunehmen, ganz besondere Fährlichkeiten erwarteten.

Ich aber folgte blindlings den Lockungen meiner Einbildungskraft und hörte nicht auf die Stimme der Vernunft. Das Schiff wurde ausgerüstet, die Ladung geliefert und alles der Verabredung gemäß von meinen **Compagnons** ins Werk gesetzt. In schlimmer Stunde ging ich an Bord, am 1. September 1659, just an dem Tage, an dem ich acht Jahre zuvor

meinen Eltern zu **Hull** entflohen war, ihren Geboten trotzen und mein eignes Glück **töricht** verscherzend.

Unser Schiff war etwa 120 Tonnen schwer, führte sechs Kanonen und eine Mannschaft von vierzehn Leuten außer dem Kapitän, dem Schiffsjungen und mir. Wir hatten keine schwere Ladung, sondern nur solche Waren, die sich zum Handel mit den Negern eigneten: Perlen, Muscheln und allerlei Kleinigkeiten, wie kleine Spiegel, Messer, Scheren, Beile und dergleichen.

Noch an dem Tage, an dem ich an Bord gegangen war, lichtetet wir die Anker. Wir hielten uns zunächst nordwärts an der brasilianischen Küste entlang, um dann vom 10. oder 12. Grad nördlicher Breite aus hinüber nach Afrika zu steuern, welches der gewöhnliche Kurs dorthin in dieser Jahreszeit war. Wir hatten bis auf die große Hitze bei der Küstenfahrt sehr gutes Wetter. Von der Höhe von St. Augustin aus nahmen wir, das Land aus dem Gesicht verlieren, den Weg seewärts, als ob wir nach der **Insel Fernando de Noronha** wollten, die wir jedoch östlich liegen ließen. Nach zwölftägiger Fahrt passierten wir die Linie und hatten gerade, nach unserer Berechnung, 7°22' nördlicher Breite erreicht, als ein heftiger Orkan uns gänzlich desorientierte. Er erhob sich von Südost, drehte sich dann nach Nordwest und blieb hierauf in Nordost stehen. Von dort blies er in so furchtbarer Weise zwölf Tage hindurch, dass wir weiter nichts tun können, als uns von der Wut der Windsbraut fortreiben lassen. Ich brauche kaum zu sagen, dass ich während dieser ganzen Zeit jeden Tag meinen Untergang erwartete und dass niemand im Schiffe hoffte, mit dem Leben davon zu kommen.

Zur Steigerung dieser Not verloren wir drei unserer Leute. Einer davon starb am hitzigen Fieber, ein anderer nebst dem Schiffsjungen wurde über Bord gespült. Ungefähr am zwölften Tag legte sich der Sturm ein wenig und der Kapitän begann, so gut es gehen wollte, zu observieren. Er brachte heraus, dass wir etwa unter dem 11. Grad nördlicher Breite, aber 22 Längengrade westwärts vom Kap St. Augustin verschlagen wären. Demnach befanden wir uns in der Nähe der Küste von **Guyana** oberhalb des Amazonenstroms und nahe beim **Orinoko**, der gewöhnlich der große

Fluß genannt wird. Der Kapitän beriet mit mir, welchen Kurs er jetzt nehmen sollte und war gewillt, da unser Schiff **leck** und arg zugerichtet war, direkt nach der brasilianischen Küste zurückzukehren; wogegen ich mich jedoch entschieden erklärte. Wir studierten hierauf die Seekarte und fanden, dass wir kein bewohntes Land antreffen würden, bis wir in den Bereich der karibischen Inseln kämen. Deshalb beschlossen wir nach **Barbados** hinzusteuern, das wir, wenn wir uns seewärts hielten, um den **Golfstrom** der Bai von Mexiko zu vermeiden, binnen etwa fünfzehn Tagen zu erreichen hoffen konnten. Denn ohne unser Schiff auszubessern und für uns selbst Lebensmittel einzunehmen, wären wir in keinem Falle im Stande gewesen die afrikanische Küste zu erreichen.

In der erwähnten Absicht änderten wir nun den Kurs und steuerten nach Westnordwest, um auf irgendeiner der englischen Inseln Station zu machen. Aber es sollte anders kommen. Als wir uns unter 12°18' nördlicher Breite befanden, überfiel uns ein neuer Sturm und trieb uns mit solcher Gewalt nach Westen, dass wir aus dem Bereich aller zivilisierten Bevölkerung und in die Gefahr gerieten, selbst wenn uns die See verschonte, wahrscheinlich eher von Wilden gefressen zu werden, als wieder heim zu kommen.

In dieser traurigen Lage, während der Wind noch sehr heftig ging, erscholl eines Morgens von einem unserer Leute der Ruf »Land!« – Kaum aber waren wir aufs Deck geeilt, um zu schauen, wo wir uns befinden, so saß auch schon unser Schiff auf einer Sandbank. Sobald es feststand, wurde es von den **Wogen** der Gestalt überflutet, dass wir uns sämtlich verloren glaubten und uns so rasch wie möglich in die **Kajüten** zurückgezogen haben, um vor den schäumenden Wellen Schutz zu suchen.

Niemand, der nicht Ähnliches durchgemacht hat, kann sich die menschliche Ratlosigkeit in solcher Lage vorstellen. Wir wussten nicht, wo wir uns befinden, ob das Land, an das wir getrieben waren, eine Insel oder ein Teil des Festlandes ist, ob es bewohnt sei oder nicht. Auch mussten wir, da der Wind zwar ein wenig gemäßigt, aber immer noch sehr heftig war, jeden Augenblick fürchten, das Schiff werde in

Trümmern gehen, wenn nicht wie durch eine Art Wunder der Wind plötzlich umschlage. Wir schauten einen den anderen in Todeserwartung an und jeder von uns machte sich zum Eintritt in eine andere Welt bereit. Ganz gegen unser Erwarten jedoch zerbarst das Schiff nicht und, wie der Kapitän versicherte, begann der Wind sich plötzlich zu legen.

Trotzdem aber, da wir auf dem Strande saßen und keine Hoffnung hatten, das Schiff flott zu machen, blieb uns in unserer traurigen Lage nichts übrig, als darauf zu denken, wie wir das nackte Leben retten könnten. Vor dem Sturm hatten wir am Stern unseres Schiffes ein Boot gehabt, das aber während des Unwetters ans Steuerruder geschleudert, dann los geworden und entweder versunken oder fortgetrieben war. Wir hatten zwar noch ein anderes Boot an Bord, aber es schien unmöglich, dasselbe in See zu bringen. Zu langem Besinnen jedoch fehlte die Zeit, da wir jede Minute das Schiff in Stücken zu sehen meinten und einige riefen, es sei bereits geborsten.

Trotz dieser schlimmen Lage gelang es dem Steuermann, mit Hilfe der übrigen Mannschaft jenes Boot über Bord zu lassen. Wir sprangen alle, elf an der Zahl, hinein, uns der Barmherzigkeit Gottes und dem wilden Meere gänzlich überlassend. Denn obwohl der Sturm sich bedeutend gemindert hatte, gingen die Wogen doch noch furchtbar hoch und man konnte hier mit den Holländern die stürmische See in Wahrheit »den wild Zee« nennen.

Unsere Not war immer noch groß genug. Wir sahen klar voraus, dass das Boot sich in den hohen Wellen nicht halten könne, sondern untergehen müsse. Segel hatten wir nicht, hätten auch nichts damit anfangen können. Daher arbeiteten wir uns mit den Rudern nach dem Lande hin, aber schweren Herzens, wie Leute, an denen ein Todesurteil vollzogen werden soll. Denn es war uns bewusst, dass das Boot, näher zur Küste gelangt, von der Brandung in tausend Stücke zerschmettert werden müsse. Gleichwohl, indem wir unsere Seelen Gott befahlen, ruderten wir mit allen Kräften nach dem Land hin, mit eigenen Händen unserem Verderben entgegen.

Ob die Küste aus Fels oder Sand besteht, ob sie flach oder steil sei, wussten wir nicht. Der einzige Hoffnungsschimmer, der uns noch geblieben war, bestand in der Aussicht, dass wir vielleicht das Boot in irgendeine Bai oder Flußmündung einlaufen lassen oder uns unter einem Vorsprung der Küste bis zum Eintritt der Ebbe bergen könnten. Von diesen Dingen ließ sich aber nichts sehen, vielmehr bot das Land, als wir dem Ufer näher kamen, einen noch schrecklichen Anblick als das Meer selbst.

Wir waren nach unserer Berechnung ungefähr anderthalb **Meilen** gerudert oder vielmehr vom Wasser getrieben, als eine berghohe wütende Welle gerade auf uns gerollt kam und uns den Gnadenstoß erwarten ließ. Sie traf das Boot mit solcher Gewalt, dass sie es alsbald umwarf und uns nicht nur aus demselben schleuderte, sondern auch voneinander trennte. Ehe wir nur ein Stoßgebet hatten tun können, waren wir sämtlich von den **Wogen** verschlungen.

Die Verwirrung meiner Gedanken beim Untersinken ins Wasser ist unbeschreiblich. Obwohl ich sehr gut schwamm, hatte mich die Welle, noch ehe ich Atem zu schöpfen vermochte, eine ungeheure Strecke nach der Küste hingetragen und als sie dann erschöpft zurückkehrte, sah ich mich halbtot in Folge des verschluckten Wassers auf dem fast trockenen Lande zurückgeblieben.

Ich besaß noch so viel **Geistesgegenwart**, dass ich, da ich mich unerwartet so nahe dem Festland sah, mich aufrichtete und versuchte, so weit wie möglich nach dem Ufer hin zu gelangen, ehe eine andere Welle kommen und mich mitnehmen würde. Dieser Versuch misslang jedoch. Eine Woge wie ein großer Hügel, gleich einem wütenden Feinde, mit dem zu kämpfen ich mir nicht einfallen lassen konnte, stürzte hinter mir her. Es blieb mir nichts übrig, als den Atem einzuhalten und mich, so gut es ging, über dem Wasser zu halten. Dabei war mein Hauptaugenmerk darauf gerichtet, dass die See mich nicht, wie sie mich eine gute Strecke landeinwärts getrieben, auch ebenso weit wieder zurücktrage.

Die neue **Woge** begrub mich sofort wieder zwanzig bis dreißig **Fuß** in die Tiefe. Ich konnte fühlen, wie sie mich mit großer Gewalt und Schnelligkeit

eine geraume Strecke nach der Küste hintrug. Wiederum hielt ich den Atem an und bemühte mich, mit aller Kraft vorwärts zu schwimmen. Fast wäre mir der Atem ausgegangen, als ich plötzlich auftauchte und Hand und Kopf über dem Wasser sah. Obwohl dies nur zwei Sekunden dauerte, reichte es doch aus, mir neue Luft und neuen Mut zu verschaffen. Abermals war ich eine gute Weile mit Wasser bedeckt, dann aber, als sich die Woge erschöpft hatte und zurückkehrte, fühlte ich Grund unter den Füßen. Ich stand einige Augenblicke still, schöpfte Luft und eilte sofort mit allen Kräften dem Ufer zu. Aber auch diesmal entrann ich nicht der wütenden See, die mich aufs Neue überflutete. Zweimal noch erfassten mich die Wellen und trieben mich, da die Küste sehr flach war, vorwärts wie vorher.

Das letzte dieser beiden Male hätte leicht verhängnisvoll für mich werden können. Das Meer warf mich nämlich dabei gegen ein Felsstück, und zwar mit solcher Gewalt, dass ich die Besinnung verlor und ganz hilflos da lag. Der Schlag traf mich in die Seite und gegen die Brust und benahm mir dadurch den Atem, sodass ich, wäre alsbald wieder eine Welle gekommen, ertrunken sein würde. Jedoch kam ich kurz vor der Rückkehr der **Wogen** wieder zu mir und beschloss diesmal, mich fest an dem Fels zu fassen und wenn möglich den Atem bis zur Rückkehr der Welle einzuhalten. Dies gelang dann auch, da die Wogen nicht mehr so hoch wie vorher gingen. Ein weiterer Lauf brachte mich dann so nahe dem Strand, dass die nächste Welle, obwohl sie mich übergoss, mich nicht mehr fort zu tragen vermochte. Abermals rannte ich weiter und diesmal gelangte ich zum festen Lande, wo ich in großer Freude die Anhöhe der Küste erkletterte und mich da frei von Gefahr und außerhalb des Bereichs der See ins Gras niedersetzte.

Jetzt, da ich mich gerettet sah, hob ich meine Augen empor und dankte Gott für das Leben, auf dessen Erhaltung ich vor einigen Minuten noch nicht hatte hoffen können. Ich glaube, es ist unmöglich, das **Entzücken** und die **Wonne** eines Menschen, der sozusagen unmittelbar dem Grabe entronnen ist, zu schildern. Ich begreife jetzt, dass, wenn man einem armen **Schächer**, der schon den Strick um den Hals hat, Begnadigung

schenkt, man zu gleicher Zeit einen Wundarzt schickt, der ihm zur **Ader lässt**, damit die Überraschung ihm nicht das Herz abdrücke:

»Denn rasche Freude gleicht **jähem** Leid.«

Mit empor gehobenen Händen, ganz versunken in das Gefühl meiner Errettung, ging ich am Strande auf und ab. Ich dachte an meine ertrunkenen Gefährten und dass ich die einzige gerettete Seele unter allen sei; denn ich sah keinen wieder, habe auch kein Zeichen von ihnen mehr wahrgenommen, außer drei Hüten, einer Mütze und zwei nicht zusammengehörigen Schuhen.

Als ich nach dem gestrandeten Fahrzeug, das durch die Stärke der Brandung meinem Anblick fast entzogen worden war, blickte, rief ich unwillkürlich aus: »Gott, wie ist es möglich gewesen, dass ich das Land erreichen konnte!«

Nachdem ich nun meine Seele in solcher Weise an der tröstlichen Seite meiner Lage erhoben hatte, begann ich umherblicken und auszuschaun, auf was für einem Lande ich mich eigentlich befinde und was zunächst zu tun sei. Da sank nun bald wieder mein Mut und ich erkannte, dass meine Errettung eine furchtbare Begünstigung sei. Ich war durchnässt und konnte die Kleider nicht wechseln; hatte weder etwas zu essen, noch etwas zu meiner Stärkung zu trinken; keine andere Aussicht bot sich mir, als Hungers zu sterben oder von den wilden Tieren gefressen zu werden; und, was mich besonders bekümmerte, ich besaß keine Waffen, um irgendein Tier zu meiner Nahrung zu töten oder mich gegen andere, die mich zu der ihrigen zu verwenden Lust hätten, zu wehren. Nichts trug ich bei mir als ein Messer, eine Tabakspfeife und ein wenig Tabak in einem Beutel. Dies war meine ganze Habe und ich geriet **darob** in solche Verzweiflung, dass ich wie wahnsinnig hin und her lief. Die Nacht kam und ich begann schweren Herzens zu überlegen, was mein Los sein würde, wenn es hier wilde Tiere gäbe, von denen ich wusste, dass sie stets des Nachts auf Beute auszugehen pflegen.

Die einzige Auskunft, die mir einfiel, war, einen dicken buschigen Baum, eine Art dorniger Fichte, die in meiner Nähe stand, zu erklettern. Ich

beschloss, dort die ganze Nacht sitzen zu bleiben und am nächsten Tag die Art, wie ich meinen Tod finden wolle, zu wählen, denn auf das Leben selbst hoffte ich nicht mehr. Ich ging einige Schritte am Strande her, um nach frischem Wasser zu suchen: das fand ich dann auch zu meiner großen Freude. Nachdem ich getrunken und etwas Tabak in den Mund gesteckt hatte, um den Hunger abzuwehren, erstieg ich den Baum und versuchte mich in demselben so zu lagern, dass ich im Schlafe nicht herunterfallen könnte. Vorher hatte ich mir einen kurzen Stock, eine Art von Prügel zu meiner Verteidigung abgeschnitten und dann verfiel ich in Folge meiner großen Müdigkeit auf dem Baum in einen tiefen Schlaf und schlief so **erquickend**, wie es wohl Wenige in meiner Lage vermocht hätten. Nie im Leben hat mir, glaube ich, der Schlummer so wohl getan wie damals.

Als ich erwachte, war es ein heller Tag. Das Wetter hatte sich aufgeklärt und der Sturm sich gelegt, sodass die See ruhig ging. Am meisten überraschte mich, dass das Schiff in der Nacht durch die Flut von der Sandbank, auf der es gestrandet ist, fast bis zu dem früher erwähnten Felsen, an welchen mich die **Woge** so heftig geschleudert hatte, getrieben war. Es befand sich etwa eine **Meile** von der Küste und da es noch aufrecht stand, wünschte ich mir, sehr an Bord zu sein, um wenigstens einige nötige Gegenstände für mich retten zu können.

Als ich von meiner Schlafstätte auf dem Baum herunter gestiegen, schaute ich umher und das Erste, worauf meine Augen fielen, war das Boot. Der Wind und die Wellen hatten es etwa zwei Meilen zu meiner Rechten entfernt auf den Strand geschleudert. Ich ging die Küste entlang danach hin, aber ein kleiner, etwa eine halbe Meile breiter Meeresarm hinderte mich zu ihm zu gelangen. Da ich nun für den Augenblick mein Augenmerk mehr auf das Schiff gerichtet hatte, wo ich etwas zu meiner nächsten Lebensfristung zu finden hoffte, kehrte ich für diesmal wieder um.

Kurz nach Mittag ward die See sehr ruhig und die Ebbe so stark, dass ich bis auf eine Viertelmeile dem Schiffe nahe kommen konnte. Hier wurde mir ein neuer Schmerz bereitet. Ich sah nämlich klar, dass wir,

wären wir alle an Bord geblieben, sämtlich gerettet sein würden. Wir würden dann alle ans Land gelangt und ich nicht so jammervoll von allem Trost und aller menschlichen Gesellschaft verlassen gewesen sein wie jetzt. Die Tränen traten mir bei diesem Gedanken in die Augen. Da ich aber wenigstens einige Erleichterung meines Aufenthalts auf dem Schiffe zu finden hoffte, beschloß ich den Versuch zu machen, ob ich es erreichen könne. Ich zog wegen der großen Hitze die Kleider aus und begab mich ins Wasser. Als ich zu dem Schiff gelangt war, zeigte sich eine neue besonders große Schwierigkeit, in der Frage nämlich, wie ich an Bord gelangen sollte. Das auf dem Grunde aufliegende Fahrzeug ragte hoch aus dem Wasser und ich konnte nirgends eine Handhabe finden, um mich daran in die Höhe zu heben. Erst nachdem ich es zweimal umschwommen, erspähete ich beim letzten Male ein kleines Tauende, das an dem Vorderteil so tief herunter hing, dass ich, wenn auch nur mit großer Mühe, es fassen und mit Hilfe desselben in den Vorderteil des Schiffes gelangen konnte.

Hier sah ich, dass das Schiff **leck** und schon eine große Masse Wasser eingedrungen war. Es lag auf der Seite einer Sandbank und das Hinterteil ragte hoch in die Luft. Das Vorderteil lag gänzlich im Wasser. Dennoch war das Deck frei und was sich auf diesem befand, war trocken. Wie man denken kann, untersuchte ich vor allen Dingen, was verdorben sei und was nicht. Zunächst fand ich, dass der sämtliche **Schiffsproviand** trocken und vom Wasser verschont geblieben war. Da ich starken Appetit verspürte, eilte ich sofort nach dem Brotkasten, füllte mir die Taschen mit Zwieback und aß davon, während ich zugleich noch die anderen Sachen durchmusterte, da ich keine Zeit zu verlieren hatte. Auch etwas Rum fand ich in der großen **Kajüte** und trank davon einen gehörigen Schluck, was zur Ermunterung meiner Lebensgeister nötig genug war. Jetzt hätte ich vor allen Dingen ein Boot brauchen können, um mich mit manchen Dingen zu versehen, die mir voraussichtlich sehr nötig sein werden. Aber was hätte es geholfen, die Hände in den Schoß zu legen und Unerreichbares zu wünschen. Meine große Not spornte meinen Eifer an. Wir hatten an Bord einige **Raaen** und zwei oder drei dicke hölzerne **Sparren**, auch einige große Masten. Ich beschloß, dies alles zu benutzen und warf davon so viel über Bord, als ich, der Schwere halber, bewältigen

konnte, indem ich jeden Balken mit einem Seil befestigte, dass er nicht fortschwimmen konnte. Hierauf verließ ich das Schiff und zog die Hölzer an mich heran, band vier davon an beiden Enden, floßartig, möglichst fest zusammen und legte zwei bis drei Stücke quer darüber. Da ich bemerkte, dass ich zwar ganz gut auf den so verbundenen Hölzern herumgehen konnte, dass sie aber kein großes Gewicht zu tragen vermochten, machte ich mich an eine neue Arbeit. Ich sägte mit der Zimmermannssäge einen langen Topmast der Länge nach in drei Teile und brachte diese mit großer Mühe und Arbeit an meinem Floß an. Die Hoffnung, mich mit dem Notwendigsten zu versehen, feuerte mich an, sodass ich vollbrachte, was mir wohl bei keiner anderen Gelegenheit möglich gewesen wäre.

Das Floß war nun stark genug, um ein ansehnliches Gewicht aushalten zu können. Es fragte sich zunächst, womit ich es belasten und wie ich die Ladung vor dem Seewasser schützen solle. Zuerst beschloß ich alle Planken und Dielen, deren ich habhaft werden konnte, darauf zu legen. Nachdem dies geschehen war, nahm ich, in richtiger Erwägung dessen, was ich am nötigsten brauchte, drei den Matrosen gehörige Kisten, brach sie auf und ließ sie, nachdem ich sie leer gemacht hatte, auf das Floß herunter. In die erste tat ich Lebensmittel, nämlich Brot, Reis, drei holländische Käse, fünf Stücke Ziegenfleisch (das auf dem Schiff unsere Hauptkost ausgemacht hatte) und einen kleinen Rest europäischen Getreides, welches wir für Geflügel mitgenommen hatten, das unterwegs geschlachtet worden war. Es bestand aus Gerste mit Weizen untermischt, was aber, wie ich später mit großem Bedauern bemerkte, teils von den Ratten angefressen, teils durch die Länge der Zeit verdorben war. Auch einige Flaschen Likörentdeckte ich, die der Kapitän für sich bestimmt hatte, sowie fünf bis sechs Gallonen **Arrak**. Die letzteren Gegenstände stellte ich frei auf das Floß, da in den Kisten kein Raum mehr für sie war.



Inzwischen begann die Flut sehr allmählich zu steigen. Mit Betrübniß sah ich sie meinen Rock, mein Hemd und die Weste wegschwemmen, die ich am Ufer auf dem Sand zurückgelassen hatte, während ich meine **leinenen**, nur bis ans Knie reichenden Hosen, sowie die Strümpfe beim Schwimmen anbehalten hatte. Der Verlust jener Sachen veranlasste mich, nach Kleidern umherzustöbern und ich fand deren auch in Menge. Doch nahm ich nur das für den Augenblick Nötigste, denn ich hatte mein Augenmerk noch mehr auf andere Dinge gerichtet, und zwar vor allem auf Handwerkszeug, mit dem ich auf dem Lande hantieren könnte. Nach langem Suchen fand ich dann auch den Zimmermannskasten, der mir eine sehr kostbare Beute und in diesem Augenblick mehr Wert war als eine ganze Schiffsladung von Goldbarren. Ich brachte ihn, wie er war, aufs Floß, ohne seinen Inhalt vorher zu untersuchen, da mir dieser ungefähr bekannt war.

Meine nächste Sorge ging nun auf Munition und auf Waffen. Es befanden sich zwei sehr gute Vogelflinten und zwei Pistolen in der großen **Kajüte** und dieser sowie einige Pulverhörner, eines kleinen **Schrotbeutel**s und zweier alter verrosteter **Säbel** bemächtigte ich mich zuerst. Wie ich wusste, waren auch drei Fässchen mit Pulver im Schiff, doch hatte ich keine Ahnung davon, wo sie der **Stückmeister** aufgehoben hatten. Erst nach langem Suchen fand ich sie, zwei davon waren noch gut und trocken, das dritte aber hatte Wasser gezogen. Die beiden Ersteren schaffte ich nebst den Waffen aufs Floß und dachte nun darüber nach, wie ich dieses aufs Ufer bringen sollte. Ich hatte nämlich weder Segel, noch Steuer, noch Ruder. Eine Hand voll Windes aber würde ausgereicht haben, mein ganzes Fahrzeug umzuwerfen.

Dreierlei jedoch ermutigte mich: erstens die ruhige See, zweitens das Steigen der Flut, die landwärts ging, und drittens der Umstand, dass das bisschen Wind, das wehte, nach der Küste hin blies. So nun, nachdem ich noch mehrere zerbrochene Ruder, die zum Boot des Schiffs gehörten hatten, sowie außerdem Werkzeug im Kasten zwei Sägen, eine Axt und einen Hammer aufgefunden, begab ich mich auf die Fahrt.

Etwa eine **Meile** weit ging es ganz gut mit meinem Floß, nur bemerkte ich, dass es ein wenig von meinem früheren Landungsplatz abgetrieben wurde. Darauf hin vermutete ich, es möge da wohl eine Wasserströmung und demzufolge vielleicht eine Bucht oder eine Flußmündung sein, die ich als Hafen für meine Landung benutzen könnte.

Wie ich gedacht habe, so war's in der Tat. Vor mir zeigte sich eine kleine Landöffnung und die Flut strömte, wie ich merkte, stark nach derselben hin. In dieser Strömung suchte ich denn, mein Floß so gut wie möglich zu halten.

Jetzt aber hätte ich fast zum zweiten Mal Schiffbruch gelitten und diesmal würde ich schwerlich den Kummer überstanden haben. Weil ich nämlich die Beschaffenheit der Küste nicht kannte, geriet mein Floß mit dem einen Ende auf eine **Untier** und da das andere Ende nicht auch auf den Grund stieß, fehlte nicht viel, dass meine ganze Ladung abgerutscht und ins Wasser gefallen wäre.

Ich tat mein Möglichstes, um dies zu verhüten, indem ich mich hinten auf die Kisten setzte, um sie an ihrem Platz festzuhalten. Leider aber konnte ich nun das Floß mit aller Gewalt nicht los bringen, besonders deshalb, weil ich meinen Posten bei den Kisten nicht verlassen durfte. In dieser Situation verharrte ich beinahe eine halbe Stunde, dann aber brachte mich das steigende Wasser ein wenig mehr ins Gleichgewicht, kurz darauf wurde mein Floß wieder flott, ich stieß mit dem Ruder ab und gelangte endlich in die Mündung eines kleinen Flusses, zwischen dessen engen Ufern die Flut sich in heftigem Strome bewegte. Jetzt sah ich mich nach einem geeigneten Landungsplatze um, indem ich besonders wünschte, einen solchen nicht allzu weit flussaufwärts zu finden. Denn in der Hoffnung, bald ein Schiff auf dem Meere zu erspähen, hatte ich beschlossen, dem Ufer so nahe wie möglich zu bleiben.

Endlich ersah ich dann auch zur rechten Seite der Bucht eine kleine Einbiegung; nach dieser trieb ich mit großer Mühe das Floß, bis ich ihr so nahe kam, dass ich mit meinem Ruder Grund fand und gerades Weges einlaufen konnte. Hier aber wäre beinahe abermals meine ganze

Ladung zu Grunde gegangen. Die Küste fiel nämlich dort ziemlich steil ab und wenn ich landen wollte, musste das eine Ende meines Fahrzeugs, sobald es auf den Strand stieß, wieder hoch, das andere wieder so tief zu liegen kommen, dass meine Beute dadurch gefährdet wurde. Da blieb mir dann nichts weiter zu tun, als den höchsten Grad der Flut abzuwarten, indem ich mit meinem Ruder wie mit einem Anker das Floß fest hielt und das letztere möglichst dicht an eine flache Uferstelle drängte, welche voraussichtlich vom Wasser überflutet werden musste. Sobald dies geschehen war (meine Flöße ging etwa einen Fuß tief im Wasser) trieb ich sie auf jene flache Stelle und befestigte sie da, indem ich an jedem Ende eines meiner zerbrochenen Ruder in den Grund stieß. So blieb ich liegen, bis die Ebbe das Floß und meine ganze Beute unversehrt auf dem Lande zurückließ.

Meine nächste Aufgabe war jetzt, die Gegend auszukundschaften, einen geeigneten Platz für meine Niederlassung auszusuchen und mich umzusehen, wo ich meine Güter am sichersten unterbringen könnte. Ich wusste nämlich nicht, ob ich mich auf dem Festlande oder auf einer Insel befinde; ob die Gegend unbewohnt sei oder nicht; ob es hier wilde Tiere gibt oder keine.

Etwa eine Meile von mir entfernt stieg ein Hügel steil empor, welcher den sich ihm nach Norden hin anreihenden Höhenzug überragte. Ich nahm eine von den Vogelflinten, eine Pistole und ein Pulverhorn zu mir und so bewaffnet trat ich meine Entdeckungsreise nach jenem Punkte an. Von dort erkannte ich zu meiner großen Betrübnis, dass ich mich auf einer rings vom Meer umgebenen Insel befand. Kein Land war zu sehen, ausgenommen einige Felsen in ziemlicher Entfernung und zwei kleinere Inseln, die etwa drei Meilen westwärts ablagen.

Ich bemerkte ferner, dass meine Insel unangebaut und, wie deshalb mit gutem Grunde anzunehmen, unbewohnt war, wenn es nicht etwa wilde Bestien dort gab, deren ich jedoch bis dahin keine wahrnahm. Nur eine große Menge mir unbekannter Vögel sah ich, von denen ich jedoch, auch nachdem ich einige getötet, nicht zu sagen vermochte, ob sie essbar seien. Bei meiner Rückkehr schoß ich einen großen Vogel, der neben

einem ansehnlichen Gehölz auf einem Baum saß. Das mochte wohl der erste Schuss sein, der hier seit Erschaffung der Welt vernommen wurde. Kaum war er gefallen, so erhob sich aus allen Gegenden des Waldes eine Unzahl von Vögeln verschiedenster Art, die alle durcheinander krächzen und schreien. Keine mir bekannte Art war darunter. Der von mir erlegte schien, nach der Farbe und dem Schnabel zu schließen, dem **Habichtgeschlecht** anzugehören, doch waren seine Klauen nicht wie die bei dieser Vogelgattung gewöhnlichen beschaffen. Mit dem Fleische ließ sich nichts anfangen.

Indem ich mit diesen Ergebnissen meiner Entdeckungswanderung mich vorläufig begnügte, ging ich nach meinem Floß zurück und beschäftigte mich den Rest des Tages über damit, die Ladung aufs Land zu bringen. Da ich mich fürchtete, auf bloßer Erde zu schlafen, wegen der etwa vorhandenen wilden Tiere (später zeigte sich, dass diese Furcht ungegründet gewesen), **verbarrikadierte** ich mich, so gut es ging, mit den Kisten und Brettern, die ich ans Ufer gebracht hatte und baute mir daraus für mein nächstes Nachtlager eine Art von Hütte. In Bezug auf meine Nahrung hatte ich vorläufig nichts Brauchbares bemerkt außer einigen hasenähnlichen Tieren, die aus dem Walde gelaufen kamen, in welchem ich den Vogel geschossen hatte.

Ich bedachte nun, dass ich noch sehr **mannigfache** nützliche Gegenstände und vor allem das **Tau-** und Segelwerk aus dem Schiffe holen konnte. Daher beschloß ich eine weitere Reise an Bord des gestrandeten Fahrzeugs zu unternehmen und da ich einsah, dass der nächsterfolgende Sturm dieses notwendig zertrümmern musste, nahm ich mir vor, mit Beiseitesetzung alles andere, sofort zu retten, was möglich sei. Meine Flöße wiederum zu der Fahrt zu benutzen, erschien mir nach reiflicher Erwägung nicht geraten, und so entschloß ich mich, den Weg zum Schiffe wieder ganz in der früheren Weise zu machen.

Sobald die Flut vorüber war, entkleidete ich mich in meiner Hütte und behielt nichts an als mein **leinenes** Hemd, meine leinenen Hosen und die Strümpfe, schwamm an das Wrack heran und begann, an Bord gelangt, sogleich mir ein zweites Floß herzurichten. Diesmal baute ich es, durch

die Erfahrung genötigt, weniger schwerfällig und belud es auch nicht so sehr wie das erste Mal. Unter den nützlichen Dingen, die ich diesmal mitnahm, befanden sich zunächst einige Beutel mit Nägeln, ein großer Bohrer, etliche Dutzend **Handbeile** und ein mir ganz besonders dienlich erscheinender Schleifstein. Außer diesen Gegenständen versicherte ich mich einiger dem **Stückmeister** anvertraut gewesenen Sachen, nämlich mehrerer Stücke Eisen, zweier Fässchen mit Musketenkugeln, sieben **Musketen**, noch einer Vogelflinte und einer weiteren kleineren **Quantität** von Pulver; ferner fand ich einen großen Sack mit kleinem **Schrot** und eine dicke Rolle Blei. Die letztere war jedoch so schwer, dass ich nicht wagte, sie über Bord zu bringen. Weiterhin eignete ich mir zu, was ich an Kleidungsstücken finden konnte, sodann ein **Bramsegel**, eine Hängematte und etwas Bettwerk. Auch diese zweite Ladung brachte ich zu meiner großen Freude auf dem Floß unversehrt und vollständig ans Ufer.

Mit einiger Furcht hatte ich daran gedacht, während meiner Abwesenheit vom Lande könnten meine dort befindlichen Lebensmittel geraubt sein, doch fand ich bei meiner Rückkehr keinerlei Spuren eines Gastes. Nur sah ich ein Tier, ähnlich einer wilden Katze, auf einer der Kisten sitzen, das, als ich näher kam, eine Strecke fortlief und dann stehen blieb. Es saß ganz ruhig da und sah mir ins Gesicht, als ob es Lust habe, meine Bekanntschaft zu machen. Ich zielte mit dem Gewehr nach ihm, aber das verstand es nicht, wenigstens machte es keine Miene wegzulaufen. Hierauf warf ich ihm ein Stück Zwieback zu, wiewohl ich nicht sehr **freigebig** mit diesem Artikel sein durfte, da mein Vorrat nicht weit reichte. Das Tier lief darauf zu, beschnüffelte es, fraß es auf und sah mich dann vergnügt an, als ob es noch mehr verlange. Ich dankte jedoch für Weiteres, und da es sah, dass nichts mehr zu erwarten sei, lief es fort.

Nachdem ich meine zweite Ladung ans Land gebracht hatte, hätte ich am liebsten vor allen Dingen die Pulverfässer geöffnet, um den Inhalt nach und nach (denn es waren große, schwere Behälter) fortzuschaffen. Doch hielt ich es für schlauer, mir zunächst aus Segeltuch und einigen Pfählen, die ich zu diesem Zwecke gefällt hatte, ein Zelt zu errichten. Sobald dies fertig war, brachte ich alles hinein, was durch Regen oder Sonne

beschädigt werden konnte. Rund um das Zelt türmte ich sämtliche leere Kisten und Fässer auf, um mich gegen plötzliche Angriffe von Menschen oder Tieren zu sichern. Sodann verschloß ich den Eingang mit einigen Brettern von innen und mit einem leeren Kasten von außen, breitete ein Bett auf den Boden, legte meine zwei Pistolen mir zu Häupten und meine Flinte neben mich, ging dann zum ersten Male wieder zu Bett und schlief die ganze Nacht sehr ruhig. Meine Müdigkeit war begreiflich genug, da ich die vorige Nacht nur wenig geschlafen und den letzten Tag über tüchtig gearbeitet hatte.

Obwohl ich jetzt das größte Magazin von Gegenständen besaß, das wohl jemals ein einzelner Mensch um sich her aufgehäuft hat, gab ich mich dennoch nicht damit zufrieden. Denn da das zertrümmerte Schiff noch in seiner früheren Stellung verharrte, glaubte ich mich verpflichtet daraus zu holen, was ich nur bekommen konnte. So ging ich denn jeden Tag bei niedrigem Wasser an Bord und schaffte diesen und jenen Gegenstand herüber. Das dritte Mal holte ich mir, so viel ich vermochte, vom **Takelwerk**, alle dünnen Seile und Stricke, ein Stück Leinwand, das zum Ausbessern der Segel bestimmt war und das Fass mit dem nassen Pulver. In der Folge bemächtigte ich mich nach und nach des sämtlichen Segeltuchs, ließ es jedoch nicht ganz, sondern schnitt es kurzerhand in Stücke, da es nur noch als bloße Leinwand zu verwenden war.

Wie groß aber war meine Freude, als ich nach fünf oder sechs solcher Fahrten, während ich schon glaubte, das Schiff enthalte nichts Brauchbares mehr für mich, noch eine große Tonne mit Brot, drei ansehnliche Behälter mit Rum und Spiritus, eine Schachtel mit Zucker und ein Fässchen mit feinem Mehl entdeckte. Ich leerte die Brottonne aus, wickelte die Brote einzeln in Segelstücke und brachte alles wohlbehalten ans Ufer.

Am nächsten Tag unternahm ich eine weitere Fahrt. Da jetzt das Schiff alles Beweglichen entledigt war, machte ich mich an die Taue, schnitt das große Kabel in Stücke, um es fortschaffen zu können und nahm auch noch zwei andere Taue und eine Helse, sowie alles Eisenwerk mit ans Land. Dann fällte ich den Fock- und den **Brammast**, verfertigte aus diesen und

allen anderen dazu brauchbaren Dingen wiederum ein großes Floß, belud es mit jenen schweren Gütern und trat dann die Rückfahrt an. Jetzt aber begann mein gutes Glück mich zu verlassen. Die Flöße war nämlich so schwerfällig, dass ich sie, nachdem ich in die kleine Bucht, wo ich sonst immer gelandet war, gebracht hatte, nicht so gut zu dirigieren vermochte wie die früheren. Sie schlug um und ich fiel mit meiner ganzen Beute ins Wasser. In Bezug auf meine Person hatte das nichts zu sagen, da das Ufer nahe war. Jedoch von meiner Ladung ging der größte Teil, besonders des Eisens, von dem ich große Dienste erwartet hatte, verloren. Indes bekam ich während der Ebbe die meisten Taustücke und auch ein wenig von dem Eisen wieder, das letztere aber nur mit unendlicher Mühe, da ich es durch Tauchen aus dem Wasser holen musste und das war eine ungemein anstrengende Arbeit.

Von jetzt an begab ich mich täglich nach dem Wrack, um was nur möglich war zu holen. Am dreizehnten Tage meines Aufenthalts auf der Insel war ich bereits elfmal auf dem Schiffe gewesen und hatte in dieser Zeit alles, was zwei Menschenhände fortzuschleppen vermochten, herübergeschafft. Wäre das Wetter ruhig geblieben, so würde ich mich nach und nach des ganzen Schiffes bemächtigt haben, aber schon als ich mich anschickte, zum zwölften Mal an Bord zu gehen, fühlte ich, dass sich der Wind erhob. Dennoch trat ich während der Ebbe die Fahrt an. Ich entdeckte dann auch, wiewohl ich geglaubt hatte, die **Kajüte** schon völlig ausgeräumt zu haben, darin noch eine Kommode, in der sich mehrere Rasiermesser, ein paar große Scheren und zehn bis zwölf gute Messer und Gabeln befanden; in einem anderen Behälter aber lag ein Häuflein Geld, etwa sechsunddreißig Pfund wert, in europäischen und brasilianischen Gold- und Silbermünzen.

Bei diesem letzteren Anblick konnte ich mich eines ironischen Lächelns nicht erwehren. »O elender **Plunder**«, rief ich, »wozu taugst du mir nun? Du bist hier nicht der Mühe wert, dich im Wege aufzulesen. Eines jener Messer nützt mehr als dein ganzer Haufe! Bleib wo du bist und ertrinke wie ein Tier, um das es sich nicht verlohnt, ihm das Leben zu retten.«

Nach besserer Überlegung nahm ich jedoch trotzdem das Geld mit. Ich wickelte meine sämtliche Beute in ein Stück Leinwand und schickte mich an, eine neue Flöße herzustellen. Während ich eben daran gehen wollte, sah ich, dass der Himmel sich umzog. Zugleich steigerte sich der Wind und nach einer Viertelstunde wehete eine ganz frische Brise vom Lande her. Sofort überlegte ich, dass ich mit einem Floß nicht dem Wind entgegen landen könne und dass ich vor Beginn der Flut hinüber sein müsse, wenn ich überhaupt ans Ufer gelangen wolle. Da sprang ich dann ohne Weiteres ins Wasser und schwamm nach der Küste, allerdings nicht ohne erhebliche Anstrengung, teils wegen des Gewichts, das ich zu tragen hatte, teils wegen der Strömung des Wassers. Denn der Wind war heftig geworden und bis die volle Flut eintrat, hatte sich ein förmlicher Sturm erhoben. Da aber war ich schon wohlbehalten zu meinem kleinen Zelt gelangt, wo ich, meinen ganzen Reichtum um mich her gebreitet, sicher lag. Es stürmte die ganze Nacht hindurch und als ich am Morgen mich umsah, war das Schiff verschwunden. Nun gereichte es mir zum großen Trost, dass ich keine Zeit und Mühe versäumt hatte, was mir nützlich sein konnte, aus demselben herüber zu schaffen. Ich konnte jetzt von dem Fahrzeug und dem, was es etwa noch enthielt, nichts mehr hoffen und höchstens darauf bedacht sein zu retten, was von dem Wind an den Strand getrieben werden würde. In der Tat geschah das später mit mehreren Stücken, die ich jedoch wenig zu nützen vermochte.

## Kapitel 4: Glück oder Elend?

Jetzt vertiefte ich mich gänzlich in die Überlegung, wie ich mich gegen die Wilden, wenn solche sich etwa zeigen sollten, oder gegen die Bestien, wenn deren auf der Insel wären, zu schützen hätte. Ich war anfangs unschlüssig, ob ich mir eine Höhle in die Erde graben oder ein Zelt über derselben errichten sollte. Endlich entschloss ich mich, beides zu tun. Die Art und Weise, wie ich es bewerkstelligte, wird dem Leser nicht uninteressant sein.

Ich erkannte bald, dass die Gegend der Insel, in der ich mich damals aufhielt, zu einer Niederlassung nicht geeignet sei, teils weil der Boden dort tief gelegen, sumpfig, dem Meere zu nah und auch ungesund war und teils weil sich kein frisches Wasser in der Nähe befand. Ich beschloß daher, einen gesünderen und passenderen Platz auszusuchen.

*»Vor allem«, sagte ich mir, »werden folgende Umstände bei dieser Wahl ins Auge zu fassen sein: erstens gesunde Lage und frisches Wasser; sodann Schutz vor der Sonnenhitze; Sicherung vor wilden Menschen oder Tieren; endlich ein freier Ausblick auf die See, damit du, wenn Gott dir ein Schiff auf Sehweite nahe kommen lässt, nicht die Gelegenheit zu deiner Befreiung versäumst.«* Denn ich hatte noch keineswegs aufgegeben, auf diese zu hoffen.

Bei dem Suchen nach einer geeigneten Stelle fand ich dann auch eine kleine Ebene neben einem felsigen Hügel, der wie die **Fronte** eines Hauses steil nach jener hinabfiel, sodass von oben her kein lebendes Wesen so leicht an mich herankommen konnte. An der Seite dieses Felsens war eine Höhlung wie der Eingang zu einem Keller, ohne dass jedoch der Felsen an dieser Stelle wirklich ausgehöhlt gewesen wäre.

Auf dieser grünen Fläche nun, gerade vor der Höhlung, beschloß ich, mein Zelt aufzuschlagen. Der ebene Platz war nicht mehr als hundert Ruten breit und nur etwa zweimal so lang und fiel an seinem Ende unregelmäßig gegen das Meer hin ab. Er lag auf der Nordnordwestseite des Hügels, sodass ich immer vor der Höhe geschützt war, bis die Sonne, was in diesen Gegenden spät geschieht, von Ostsüdost her schien.

Ehe ich das Zelt errichtete, zog ich vor der Höhlung einen Halbkreis, zehn Ellen im Halbmesser von dem Felsen aus und zwanzig Ellen im Durchmesser von seinem einen Endpunkt bis zum anderen gerechnet.

In diesem Halbkreis pflanzte ich zwei Reihen Palissaden, die ich in den Boden schlug, bis sie fest wie Pfeiler standen. Sie ragten fünf und einen halben Fuß von der Erde empor und waren oben zugespitzt. Beide Reihen standen nur sechs **Zoll** voneinander entfernt.

Dann legte ich die aus dem Schiffe abgeschnittenen Tauenden reihenweise zwischen die Pfähle und schlug andere Palissaden, die sich wie Strebepfeiler gegen jene stützten, etwa drittelhalb Schuh hoch auf der Innenseite gleich in die Erde. Der so errichtete Zaun war dermaßen stark, dass weder Menschen, noch Tiere ihn hätten durchbrechen oder übersteigen können. Am meisten Mühe bei der ganzen Arbeit kostete es mich, die Pfähle in dem Wald zu fällen, sie an Ort und Stelle zu schaffen und in den Boden einzutreiben.

Zum Eingang in diesen Platz bestimmte ich nicht eine Tür, sondern ich überstieg den Zaun stets mit Hilfe einer kurzen Leiter. Befand ich mich in der Einfriedigung, so zog ich die Leiter hinter mir her und war so, wie ich glaubte, gegen alle Welt sicher verschanzt. Indes sah ich später ein, dass all diese Vorsichtsmaßregeln unnötig gewesen waren.

In meine neue Festung brachte ich nun mit unsäglicher Mühe all meine Reichtümer, die Lebensmittel, die Munition, das Werkzeug und was ich sonst oben erwähnt habe. Sodann errichtete ich mir ein großes Zelt, und zwar um vor dem Regen, der zu gewisser Jahreszeit hier sehr heftig ist, geschützt zu sein, ein doppeltes, d. h. ich spannte über ein kleineres Zelt ein größeres, das ich oben mit einem Stück geteilter Leinwand bedeckte, welche ich unter den Schiffssegeln gefunden hatte.

Statt in dem Bett, das ich ans Land gebracht, zu schlafen, nahm ich von jetzt an mein Nachtlager in einer sehr guten Hängematte, die früher dem Steuermann gehört hatte. In das Zelt brachte ich alle meine Vorräte, die keine Nässe vertragen konnten; nachdem ich nun meine Güter solcher Gestalt sämtlich hereingeschafft, verschloß ich den bis dahin offen

gelassenen Eingang und stieg von nun an, wie gesagt, mittels der Leiter aus und ein.

Hierauf machte ich mich daran, ein Loch in den Felsen zu graben, trug alle Erde und Steine, die ich dabei losarbeitete, durch das Zelt und legte sie terrassenförmig um den Zaun, sodass der Erdboden auf dessen Innenseite etwa anderthalb Fuß höher wurde als der äußere. Zugleich gewann ich dabei just hinter meinem Zelt eine Höhlung, die mir für meine Behausung als Keller diente.

Schwere Arbeit und manchen Tag kostete es, bis ich alle diese Dinge zustande brachte. Aus der Zwischenzeit sind einige Umstände, die mein Nachdenken in Anspruch nahmen, nachträglich zu erwähnen. Einmal, während ich an meinem Zelt und an der Höhlung arbeitete, erhob sich ein starkes Gewitter. Aus dunklem, dicken Gewölk zuckte plötzlich ein Blitz und ein gewaltiger Donnerschlag folgte. Rascher noch wie dieser Blitz überkam mich der Gedanke: O weh, mein Pulver! Das Herz bebte mir bei der Überlegung, dass ein einziger Blitzstrahl meinen ganzen Vorrat vernichten könne, von dem, so meinte ich, nicht nur die Verteidigung, sondern auch die Ernährung meines Lebens gänzlich abhängig sei. Wegen der Gefahr, in der ich selbst dabei schwebte, ängstigte ich mich nicht so sehr, obwohl ein Funke ins Pulver geraten, mich ja gleichfalls augenblicklich vernichtet haben würde.

Ich war von jenem Gedanken so betroffen, dass ich, sobald der Sturm vorüber war, alles andere stehen und liegen ließ, um nur Beutel und Kästen anzufertigen, in denen ich das Pulver verteilen und in kleinen Partien aufheben wollte; denn ich hoffte, es würde dann wenigstens nicht alles zu gleicher Zeit vom Feuer verzehrt werden. Diese Arbeit brachte ich in etwa vierzehn Tagen fertig. Ich teilte mein Pulver, das etwa drittehalb Zentner wog, in wenigstens hundert Häuflein. Von dem Fässchen, das Wasser gezogen hatte, fürchtete ich keine Gefahr und hob es daher in meiner neuen Höhle auf, die ich meine Küche nannte. Das Übrige verbarg ich in Löchern unter dem Felsen, damit es nicht nass werden sollte und merkte mir aufs Genaueste die Orte, wo ich es aufbewahrt hatte.

Diese Beschäftigung zur Sicherung meines Schießbedarfs unterbrach ich jeden Tag durch Pausen, in denen ich wenigstens einmal mit dem Gewehre ausging, sowohl zum Vergnügen, als auch um zu sehen, ob ich irgendetwas Essbares erlegen könne. Zu gleicher Zeit beabsichtigte ich hierbei, mich möglichst mit dem, was die Insel hervorbrachte, bekannt zu machen. Gleich auf dem ersten dieser Streifzüge entdeckte ich zu meiner großen Befriedigung, dass es hier Ziegen gab; sie zeigten jedoch so viel Schlaueit, Vorsicht und Flinkheit, dass ihnen nur mit der allergrößten Schwierigkeit beizukommen war. Dennoch gab ich die Hoffnung nicht auf, hin und wieder eine davon zu schießen. Bei der Verfolgung ihrer Fährten beobachtete ich, dass sie, wenn sie sich auf dem Felsen befanden und mich im Tale erblickten, in größtem Schreck davon eilten, während sie dagegen im Tale weidend, wenn ich auf dem Felsen stand, mich gar nicht beachtetten. Da ich hieraus schloß, dass sie durch die Stellung ihrer Augen genötigt seien, den Blick zur Erde zu richten und demzufolge nicht leicht Gegenstände über ihnen wahrnehmen könnten, wendete ich später den Kunstgriff an, ihnen immer von den Felsen aus beizukommen, von wo aus ich dann auch oft Gelegenheit hatte, Beute zu machen.

Bei der ersten Jagd auf diese Tiere erlegte ich eine Geis, die ein Junges säugte. Das tat mir nun sehr leid. Als die Alte tot hingefallen war, stand das Lamm ganz still neben ihr, bis ich kam und sie aufhob, worauf das Junge mir nach meiner Einfriedigung folgte. Ich legte die Ziege von den Schultern ab und hob das Lamm über die Einpfählung. Meine Hoffnung, es aufziehen zu können, erfüllte sich nicht, denn da es nicht fressen wollte, musste ich es gleichfalls töten und zu meinem Unterhalt verwenden. Die beiden Tiere versahen mich auf lange Zeit mit Fleisch, da ich nur wenig aß und mit meinen Vorräten überhaupt (besonders aber mit dem Brot) so sparsam als möglich umging.

Nachdem ich mich nun fest angesiedelt hatte, fand ich es unumgänglich nötig, mir einen Platz zur Feuerung und Brennmaterial zu verschaffen. Ehe ich berichte, wie ich dies bewerkstelligte, muss ich zunächst angeben, welche sehr verschiedenartigen Gedanken mir, seit ich die Insel bewohnte, durch den Kopf gingen.

Die Aussicht, die sich vor meinem inneren Auge eröffnete, war sehr düster. Ich war an dies **Eiland** nur durch einen heftigen Sturm, der mich gänzlich von dem beabsichtigten Kurs und Hunderte von **Meilen** weit von den gewöhnlichen Handelswegen verschlagen hatte, getrieben. Daher hatte ich guten Grund anzunehmen, dass ich nach dem **Ratschluss** des Himmels auf diesem öden Fleckchen Erde in trostloser Weise mein Leben enden sollte.

So oft ich bei diesem Gedanken verweilte, rannen mir die Tränen reichlich über das Gesicht. Zuweilen haderte ich mit der **Vorsehung** darüber, dass sie ihre Geschöpfe so ins Verderben führe und so ganz und gar unglücklich und hilflos verlassen mache, dass man für die Erhaltung eines solchen Daseins ihr kaum Dank zollen könne.

Immer aber wurden diese Gedanken durch irgendeine andere Betrachtung rasch in eine abweichende Richtung geleitet. Besonders einmal, als ich, das Gewehr in der Hand, am Strande handelnd über meine Lage nachdachte und mir jene vermessene Frage wieder aufstieß, drängte sich mir die Erwägung auf: Ja, es ist wahr, du bist in einer trostlosen Lage, aber gib dir doch Antwort auf dies: Wo sind deine Gefährten? Waret ihr nicht zu elft in dem Boot? Wo sind die anderen Zehn? Warum sind denn nicht sie gerettet und warum bist nicht du untergegangen? Warum hast du allein diese Auszeichnung erfahren? Ist es besser hier zu sein oder dort in den Fluten? Hat man nicht die Pflicht alles Übel zugleich mit dem, was es Gutes bietet, zu betrachten und mit dem zu vergleichen, was schlimmer sein könnte?

Dann fiel mir ein, wie gut für meinen Unterhalt hier gesorgt sei und in einer wie viel schlimmeren Lage ich mich befinden würde, wenn nicht zufällig das Schiff von dem Platz aus, an dem es gescheitert war, so nahe ans Land getrieben worden war, dass ich alle jene Dinge daraus zu holen vermochte; und ferner wie traurig meine Existenz sein würde, wenn sie so geblieben wäre, wie da ich zuerst ans Ufer kam, ohne alle Notwendigkeiten des Lebens. *»Vor allem aber«* (rief ich in lautem Selbstgespräch aus), *»was würde ich ohne ein Gewehr, ohne Munition, ohne jedes Arbeitswerkzeug, ohne Kleider und Betten, ohne Zelt oder sonstiges Obdach*

*angefangen haben?»* Dann erinnerte ich mich, dass ich jetzt alle diese Dinge reichlich besitze und mich auf dem Wege befinde, mir meinen Unterhalt auch ohne die Gewehre verschaffen zu können, wenn meine Munition einmal verbraucht sein würde. Denn von Anfang an hatte ich darauf gedacht, wie ich für die Zeit, in der nicht nur mein Schießbedarf zu Ende sein, sondern auch meine Kraft und Gesundheit in Verfall geraten sein werde, für mich sorgen wolle.

Ich bemerke hierzu, dass die Furcht vor der Vernichtung meines Pulvers durch den Blitz damals noch gar nicht in mir aufgetaucht war, daher auch der Gedanke hieran mich bei dem ersten Gewitter umso **jäher** überfiel.

Nun aber will ich den traurigen Bericht von einem einsamen Dasein, wie es vielleicht nie ein anderer Mensch auf Erden geführt hat, von seinem Beginne an erzählen und in aller Ordnung fortführen.

Wir hatten nach meiner Berechnung den 30. September, als ich den Fuß zuerst auf das fürchterliche **Eiland** setzte, es war also die Jahreszeit, in welcher bei uns die Sonne in der herbstlichen Tag- und Nachtgleiche steht. Dort dagegen glühete sie senkrecht über meinem Scheitel. Wie ich durch eine Berechnung, die ich angestellt, zu wissen glaubte, lag meine Insel 9 Grad 22 Minuten nördlich von der Linie.

Nach etwa zwölf Tagen fiel mir ein, dass, wenn ich keine Vorkehrungen trafe, ich aus Mangel an Büchern, Feder und Tinte in der Zeitrechnung irre werden müsse und bald sogar den Sonntag nicht mehr von den Wochentagen würde unterscheiden können. Um dies zu verhindern, erfand ich folgendes Auskunftsmittel: ich schnitt mit meinem Messer auf eine große Tafel, die ich kreuzförmig an einen Pfahl befestigte, den ich da, wo ich gelandet war, in die Erde getrieben hatte, die Worte ein:

*»Hier bin ich am 30. September 1659 gelandet.«*

An den Seiten dieses viereckigen Pfahls machte ich täglich mit dem Messer einen Einschnitt, an jedem siebenten Tage einen doppelt so langen als an den übrigen und wiederum am ersten Tage jedes Monats eine doppelt so große Einkerbung, als diejenigen für die Sonntage waren. Auf

diese Weise führte ich meinen Kalender, meine Wochen-, Monats- und Jahresrechnung.

Ich habe hier noch zu bemerken, dass unter den Gegenständen, die ich vom Schiffe gebracht, sich einige an sich ziemlich wertlose, mir aber sehr nützliche, befanden, die ich oben zu erwähnen unterlassen habe: hierzu gehörten unter anderem Federn, Tinte, Papier, die ich zum Teil aus den Vorräten des Kapitäns, des Steuermanns, des **Stückmeisters** und des Zimmermanns entnommen hatte; ferner mehrere Kompass, einige mathematische Instrumente, **Quadranten**, Ferngläser, Karten und Schifffahrtsbücher. Das alles hatte ich zusammengerafft, ohne viel darüber nachzudenken, ob ich es jemals brauchen könne oder nicht. Auch drei gute Bibeln waren mir in die Hände gefallen, die mit meinen Sachen von London gekommen waren und die ich unter meine Reiseeffekten gepackt hatte. Sodann hatte ich einige portugiesische Bücher, darunter drei katholische Gebetbücher und verschiedene andere Schriften, aus dem Wrack mitgenommen und sorgfältig aufbewahrt. Ferner darf ich nicht vergessen, dass an Bord unseres Schiffes ein Hund und zwei Katzen gewesen waren, von denen ich im Verlauf meiner Geschichte noch zu reden haben werde. Denn die beiden Katzen hatte ich mitgenommen; der Hund aber war an dem Tage, nachdem ich die erste Floßfahrt gemacht hatte, von selbst aus dem Schiffe gesprungen und ans Land geschwommen. Er war mir manches Jahr hindurch ein treuer Gefährte, trug und **apportierte** mir alles Mögliche und leistete mir Gesellschaft, so gut er vermochte. Ihn aber sprechen zu lehren, wollte nicht gelingen, wie große Mühe ich mir auch darum gab.

Wie schon bemerkt, hatte ich auch Federn, Tinte und Papier gefunden. Ich ging damit sehr haushälterisch um, zeichnete aber dennoch, so lange der Vorrat reichte, alle meine Erlebnisse auf das Genaueste auf. Später wurde mir dies unmöglich, da es mir durchaus nicht gelang, Tinte zu bereiten.

Überhaupt gebracht es mir, so viel Gegenstände ich auch um mich aufgehäuft hatte, doch an einer Menge sehr wesentlicher Dinge, so zum Beispiel außer der Tinte an einer Hacke und einem Spaten, oder

einer Schaufel, um die Erde damit umzugraben; ferner an Nähnadeln, Stecknadeln und **Zwirn**. Was die Wäsche angeht, so gewöhnte ich mich schnell daran, sie zu entbehren.

Dieser Mangel an Gerätschaften erschwerte natürlich alle meine Arbeiten und so dauerte es zum Beispiel fast ein Jahr, bis ich die Einzäunung meiner Wohnung beendet hatte. Die Pfähle, die ich so schwer wählte, als ich sie nur tragen konnte, nahmen viel Zeit zum Fällen, Vorbereiten und Heimtschaffen in Anspruch. Zuweilen brauchte ich zwei Tage, um eine von diesen Palissaden fertig an Ort und Stelle zu bringen und einen dritten Tag, um sie in die Erde zu treiben. Hierzu bediente ich mich anfangs eines schweren Holzstückes, später aber nahm ich dazu eine der eisernen Brechstangen. Trotzdem war es ein mühsames und zeitraubendes Werk, diese Pfähle festzumachen. Aber was lag daran, dass irgendetwas, das ich verrichtete, Zeit kostete, da ich ja deren in Überfluss hatte? Denn so viel ich vorläufig übersah, blieb mir nach Vollendung jener Arbeit nur noch die übrig, die Insel nach Lebensmitteln zu durchsuchen, was ich ohnehin schon jetzt fast an jedem Tag tat.

Ich fasste nun meine Lage ernsthaft ins Auge und setzte das Ergebnis schriftlich auf, nicht sowohl um den Bericht denen zu hinterlassen, die etwa nach mir einmal auf die Insel kommen würden (denn ich hatte wenig Aussicht auf Erben), als um mich dadurch von den Gedanken, die täglich auf mich einstürmten und mir die Seele verdüsterten, zu befreien. Meine Vernunft begann allmählich Herr zu werden über meine verzweifelte Stimmung; ich tröstete mich dadurch, dass ich das Gute meiner Lage dem Schlimmen derselben gegenüber stellte und unparteiisch, gleichwie der Kaufmann sein Soll und Haben, die Freuden gegenüber den Leiden, die ich erfuhr, folgendermaßen verzeichnete:

Das Böse	Das Gute
Ich bin auf ein wüstes, trostloses Eiland ohne alle Hoffnung auf Befreiung verschlagen.	Aber ich lebe und bin nicht, wie alle meine Gefährten, ertrunken.
Ich bin vereinsamt und von aller Welt geschieden, dazu verurteilt ein elendes Dasein zu führen.	Jedoch bin ich auch erlesen aus der ganzen Schiffsmannschaft, vom Tode verschont zu bleiben, und der, welcher mir das Leben wunderbar erhalten hat, kann mich auch aus dieser elenden Lage wieder erlösen.
Ich bin von der Menschheit getrennt, ein Einsiedler, verbannt vom Menschengeschlechte.	Trotzdem bin ich auf diesem öden Orte nicht Hungers gestorben.
Ich habe keine Kleider, um meine Blöße zu bedecken.	Aber ich befinde mich in einem heißen Klima, wo ich Kleider, hätte ich sie, schwerlich tragen könnte.
Ich bin ohne Verteidigungsmittel gegen irgendeinen gewaltsamen Angriff von Menschen oder Tieren.	Allein ich bin an eine Insel verschlagen, wo ich keine wilden Tiere zu sehen bekomme, wie ich sie an der afrikanischen Küste sah. Was wäre aus mir geworden, hätte ich dort Schiffbruch gelitten?
Ich habe keine Seele, um mit ihr zu reden oder mich von ihr trösten zu lassen.	Aber Gott schickte durch wunderbare Fügung das Schiff so nahe ans Land, dass ich so viele Dinge daraus holen konnte, die zur Befriedigung meiner Notdurft selbst dienen oder mir die Mittel zur Befriedigung derselben an die Hand geben werden, solange ich lebe.

Alles in allem ergab diese Übersicht, dass es zwar kaum eine unglücklichere Lage als die meinige in der Welt gab, dass aber doch negative und positive Umstände darin vorhanden waren, um derentwillen ich dankbar sein musste. Daraus mag man lernen, dass kein Zustand existiert, der nicht etwas Tröstliches darbietet und bei dem wir nicht bei der Verzeichnung des Guten und Schlimmen immer dem **Debet** gegenüber auch etwas auf die Seite des Kredit zu setzen haben.

Nachdem ich mich auf solche Weise mit meinem Zustand einigermaßen ausgesöhnt, dagegen aber die Hoffnung, auf der See ein Schiff zu erspähen, aufgegeben hatte, begann ich, mir das Leben so angenehm einzurichten, wie es nur möglich war.

Meine Wohnung habe ich bereits beschrieben. Sie bestand, wie erwähnt, aus einem Zelt zu Füßen eines Felsens, das mit eigener starken Einzäunung von Pfählen und Tauen umgeben war. Ich durfte diese wohl eine Mauer nennen, besonders nachdem ich eine Art Wall von Erdstücken, etwa zwei **Fuß** hoch, an der Außenseite auf derselben aufgeführt und nach Ablauf von etwa anderthalb Jahren von diesem Wall aus Holzstücke gegen den Felsen gestemmt und sie mit Baumzweigen und Ähnlichem bedeckt hatte, um den Regen abzuhalten, welcher während gewisser Jahreszeiten sehr heftig war.

Meine Güter hatte ich sämtlich in diese **Einhegung** und die im Hintergrund derselben befindliche Höhlung gebracht. Anfangs hatten sie dort einen unordentlichen Haufen gebildet und mir allen Platz weggenommen, sodass ich mich kaum hätte rühren können. Daher hatte ich mich daran gemacht, die Höhlung zu erweitern und tiefer in den Felsen einzudringen. Dieser bestand aus lockerem Sandstein und gab leicht nach. Da ich mich gegen wilde Tiere doch hinlänglich geschützt glaubte, arbeitete ich mich ganz durch den Felsen durch und bekam so eine Tür nach außen hin, durch die ich meine Festung verlassen konnte. So hatte ich nicht nur einen Aus- und Eingang, sondern auch einen größeren Behälter für meine Besitztümer bekommen.

Ich begann, sodann mir diejenigen Gegenstände anzufertigen, die mir die notwendigsten schienen, nämlich vor allem einen Tisch und einen Stuhl, da ich ohne diese nicht einmal die geringe Behaglichkeit, die mir auf der Welt geboten war, zu genießen vermocht haben würde. Denn ohne Tisch hätte ich weder schreiben, noch essen, noch andere dergleichen Geschäfte mit einiger Bequemlichkeit vornehmen können.

Hierbei kann ich nicht umhin zu bemerken, dass, da die Vernunft die Wurzel und der Ursprung der Mathematik ist, Jedermann durch vernünftige Berechnung und Ausmessung der Dinge binnen kurzer Zeit ein Meister in allen mechanischen Künsten zu werden vermag. Ich hatte in meinem früheren Leben niemals Handwerkszeug zwischen den Fingern gehabt und trotzdem erkannte ich jetzt bald, dass es mir durch Arbeit, Ausdauer und Eifer möglich sein würde, alles, was ich brauchte, wenn ich nur das nötige Geräte gehabt hätte, selbst anzufertigen. Indes machte ich eine Menge Dinge auch ohne Handwerkszeug. Einige lediglich mit Hobel und Hackbeil, und zwar waren das Gegenstände, die wohl nie früher auf solche Art gefertigt waren. Zum Beispiel, wenn ich ein Brett nötig hatte, blieb mir nichts übrig, als einen Baum zu fällen und ihn mit der Axt von beiden Seiten so lange zu behauen, bis er dünn wie ein Brett war, worauf ich ihn dann mit dem Hobel glättete. **Freilich** konnte ich auf diese Weise aus einem ganzen Baum nur ein einziges Brett erhalten; doch da half nichts weiter als die Geduld und wenn auch die Anfertigung eines einzigen solchen Gegenstandes mich eine enorme Menge Zeit und Arbeit kostete, so war ja Arbeit und Zeit für mich von geringem Wert und es kam nichts darauf an, ob ich sie so oder so verwendete.

Zunächst machte ich mir aus den kurzen Latten, die ich auf meinem Floße aus dem Schiffe geholt hatte, Tisch und Stuhl. Ferner brachte ich, nachdem einige Bretter in der oben angegebenen Weise fertig geworden waren, große Fächer von anderthalb **Fuß** Breite übereinander an der Seitenwand meiner Höhle an, um alle meine Werkzeuge, Nägel und eiserne Geräte darauf zu legen und alles zur größeren Bequemlichkeit an einer bestimmten Stelle zu haben. Hierauf schlug ich Pflöcke in die Felswand, um mein Gewehr und anderes dergleichen daran zu

hängen. Meine Höhle sah jetzt aus wie ein großes Magazin von allen unentbehrlichen Dingen und ich hatte jegliches so zur Hand, dass diese Ordnung mir ein großes Vergnügen gewährte.

Von nun an begann ich auch ein Tagebuch zu führen und darin meine täglichen Beschäftigungen zu verzeichnen. Früher hatte es mir zu sehr an Ruhe, besonders an Gemütsruhe gefehlt und mein Journal würde in dieser Zeit mit vielen unbedeutenden Dingen angefüllt. Da hätte ich zum Beispiel vom 30. September nichts zu berichten gehabt, als etwa: Nachdem ich gelandet und dem Tod des Ertrinkens entronnen war, bin ich, nachdem ich zuvor eine ganze Menge Salzwasser, das ich verschluckt, gebrochen hatte und wieder ein wenig zu mir gekommen war, statt Gott für meine Errettung zu danken, mit dem Ausruf: »*Ich bin verloren! Ich bin verloren!*« händeringend am Strand auf- und abgelaufen, bis ich müde und matt mich auf die Erde zur Ruhe legen musste, wo ich aber nicht schlafen konnte, aus Furcht gefressen zu werden.

Einige Tage nachdem ich schon alles vom Schiff geholt hatte, konnte ich es nicht unterlassen, doch wieder einmal die Spitze des kleinen Berges zu ersteigen und auf die See hinauszuschauen, in der Hoffnung, ein Schiff zu erblicken. Wirklich bildete ich mir auch ein, in großer Entfernung ein Segel zu erspähen. Ich täuschte mich lange mit dieser Hoffnung und blickte starr auf das Meer, bis ich fast erblindete. Dann gab ich es auf, setzte mich nieder, weinte wie ein Kind und vergrößerte so durch eigene **Torheit** mein Elend.

Erst nachdem ich diesen Kummer einigermaßen überwunden, meine Niederlassung beendet und mein Hauswesen eingerichtet hatte und alles um mich so hübsch wie möglich geordnet war, begann ich mein Tagebuch. Ich will den **kärglichen** Inhalt desselben (ich konnte es nämlich nur so lange fortsetzen, bis mir die Tinte ausging) hier mitteilen, obwohl dasselbe viele Dinge wiederholt, die schon berichtet sind.

### **Tagebuch.**

**Den 30. September 1659.** Ich armer unglückseliger Robinson Crusoe, habe bei einem fürchterlichen Sturm Schiffbruch gelitten und bin

auf diese traurige Insel geraten, der ich den Namen »das **Eiland** der Verzweiflung« gegeben habe. Alle meine Schiffsgefährten sind ertrunken und ich selbst bin nur mit Not dem Tode entronnen.

Nachdem ich gelandet war, habe ich den Rest des Tages dazu verwendet, meine trostlose Lage zu erwägen und darüber nachzudenken, dass ich weder Nahrung, Wohnung, Kleidung, Waffen, noch irgendeinen Zufluchtsort habe. Es brach mir an jedem Trost und ich sah nichts als Verderben um mich her. Ich erwartete, entweder von den wilden Tieren gefressen oder von wilden Menschen ermordet zu werden oder Hungers sterben zu müssen. Als die Nacht kam, erstieg ich einen Baum, aus Furcht vor den Bestien. Es regnete die ganze Nacht hindurch, dennoch aber erfreute ich mich eines gesunden Schlafes.

**Den 1. Oktober.** Am Morgen sah ich mit großer Verwunderung, dass das Schiff von der Flut dem Ufer weit näher getrieben war, als es am vorigen Tage gelegen hatte. Es war mir ein Trost, es aufrecht stehen und unzertrümmert zu sehen. Denn ich hoffte, wenn sich der Wind lege, könnte ich an Bord gehen, um Lebensmittel und sonstige notwendige Gegenstände holen zu können. Andererseits erneuerte aber der Anblick auch meinen Schmerz um den Verlust der Kameraden, die, so schien es mir, wenn sie an Bord geblieben wären, das Schiff hätten retten können oder wenigstens nicht ertrunken sein würden. Wäre die Mannschaft gerettet worden, so hätten wir vielleicht aus den Trümmern des Schiffes uns ein Boot bauen und in demselben irgendein anderes Fleckchen Erde erreichen können. Ich verbrachte einen großen Teil des Tages damit, mich durch solche Gedanken zu quälen. Endlich aber, als ich das Schiff beinahe auf dem Trockenen liegen sah, ging ich am Strande so nahe wie möglich an es heran, schwamm dann bis zu demselben und begab mich an Bord. Auch an diesem Tage regnete es unaufhörlich, dabei war es jedoch gänzlich windstill.

**Vom 1. bis zum 24. Oktober.** Alle diese Tage wendete ich nur zu verschiedenen Fahrten nach dem Schiff an, aus welchem ich, jedes Mal die Zeit der Flut benutzen, auf Flößen ans Land brachte, was ich nur vermochte. Auch in dieser Zeit währte der Regen, wiewohl zuweilen

von schönem Wetter unterbrochen, fort. Es scheint dies die regnerische Jahreszeit zu sein.

**Den 24. Oktober.** Mein Floß schlug um und mit ihm meine ganze Ladung. Doch geschah es in seichtem Wasser und da die Gegenstände schwer waren, bekam ich viele von ihnen während der Ebbe wieder.

**Den 25. Oktober.** Es regnete die ganze Nacht und den ganzen Tag über; einige Male traten auch starke Windstöße ein. Während einer solchen brach das Schiff in Stücke und es war nichts mehr davon zu sehen außer dem **Rumpf** und auch den erblickte ich nur bei niedrigem Wasser. Ich verbrachte den Tag damit, meine Habe in Sicherheit zu bringen, damit sie der Regen nicht verderben.

**Den 26. Oktober.** Ich wanderte heute fast den ganzen Tag am Strande umher, um einen Platz für meine Niederlassung zu finden. Besonders war ich darauf bedacht, mich für die Nacht vor den Angriffen der wilden Tiere und Menschen zu sichern. Gegen Abend traf ich auf einen geeigneten Platz unter einem Felsen. Ich markierte einen Halbkreis für meine Wohnung, die ich mit einem Wall, gleichsam einer Festungsmauer, aus einer doppelten Reihe von Palissaden zu umgeben beschloß, welche letztere ich mit Taustücken zu verbinden gedachte.

**Vom 26. bis zum 30. Oktober.** Ich **plagte mich sehr ab**, indem ich all meine **Habseligkeiten** in die neue Wohnung brachte. Unterdessen regnete es eine Zeit lang heftig.

**Den 31. Oktober** ging ich des Morgens mit meinem Gewehr auf der Insel umher, um zu jagen und das Land auszukundschaften. Ich erlegte eine Ziege geis und das Junge folgte mir nach meiner Wohnung, wo ich es später schlachten musste, da es nicht fressen wollte.

**Den 1. November.** Ich schlug mein Zelt unter dem Felsen auf und schlief dort die Nacht zum ersten Mal. Ich habe es so groß wie möglich gemacht, um meine Hängematte darin an Pfählen aufhängen zu können.

**Den 2. November** trug ich alle meine Kisten und Bretter und die Holzstücke, aus denen ich die Flöße gefertigt hatte, zusammen und

bildete aus ihnen, etwas nach innen zurück von der für die Umzäunung bezeichneten Linie, eine Art Zaun um mich her.

**Den 3. November.** Ich ging mit dem Gewehr aus und schoss zwei entenartige Vögel, die mir eine vortreffliche Mahlzeit lieferten. Am Nachmittag machte ich mich daran, mir einen Tisch zu verfertigen.

**Den 4. November.** Die Frühstunden verwendete ich dazu, meine Arbeitszeit regelmäßig einzuteilen. Die Morgenzeit bestimmte ich zu einem zwei- bis dreistündigen Ausgang mit dem Gewehr, vorausgesetzt, dass es nicht regnet. Hierauf will ich bis etwa elf Uhr arbeiten und dann verzehren, was ich gerade Essbares habe. Von zwölf bis zwei Uhr gedenke ich mich zum Schläfe niederzulegen, da das Wetter ungemein heiß ist, der Abend soll dann wieder für die Arbeit bestimmt sein. (Die Arbeitszeit an diesem und den nächsten Tagen verwendete ich gänzlich auf die Anfertigung meines Tisches, denn es ging mir anfangs noch langsam mit der Arbeit. Zeit und Notwendigkeit machten mich jedoch bald darauf zu einem perfekten Naturhandwerker, wie es in gleicher Lage wohl mit jedem anderen geschehen würde.)

**Den 5. November.** Heute ging ich mit der Flinte und meinem Hunde aus und erlegte eine wilde Katze. Ihr Fell war sehr schön, aber das Fleisch ungenießbar. Ich zog ihr, wie ich es mit allen erlegten Tieren zu tun pflege, das Fell ab und bewahrte es auf. Als ich am Strande zurückging, sah ich mancherlei Seevögel, die ich nicht kannte. Erstaunt und fast erschrocken war ich über den Anblick mehrerer Robben, die, während ich sie anstarrte, ohne gleich zu wissen, was es für Tiere seien, ins Meer eilten und mir für diesmal entronnen.

**Den 6. November.** Nach meinem Morgenspaziergang beendete ich den Tisch, doch nicht zu meiner Zufriedenheit; bald jedoch lernte ich so etwas besser zu machen.

**Den 7. November.** Es hat sich jetzt schönes Wetter eingestellt. Den 7., 8., 9. und 10. und einen Teil des 12. (denn der 11. war ein Sonntag) verwendete ich dazu, um mir einen Stuhl zu verfertigen. Mit großer Mühe brachte ich auch ein leidliches Gestell zu Stande; doch gefiel es mir nicht, obwohl

ich es schon während der Arbeit mehrmals wieder in Stücken zerschlagen und aufs Neue begonnen hatte.

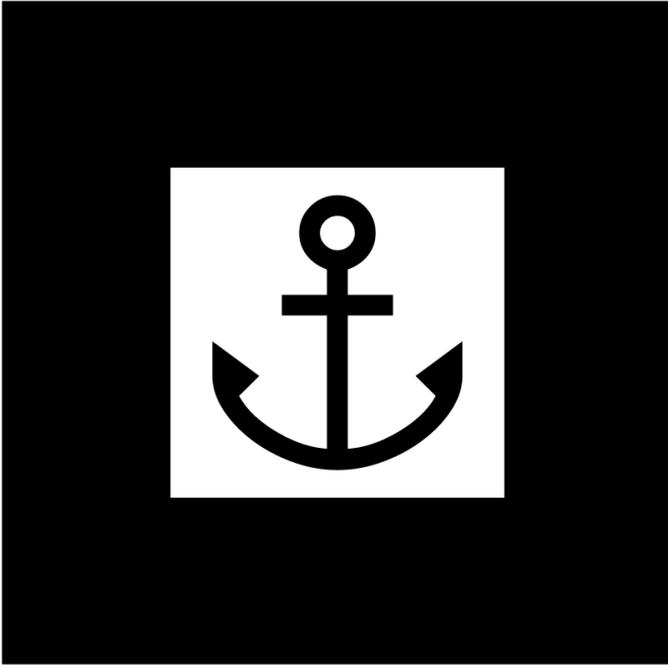
**Anmerkung.** Nach kurzer Zeit versäumte ich die **Sonntage einzuhalten**, da ich vergessen hatte, die Einschnitte an meinen Pfosten zu machen und daher bald nicht mehr die Tage unterscheiden konnte.

**Den 13. November.** Heute regnete es, was mich ungemein erfrischte und auch die Erde abkühlte. Ein Gewitter aber, von dem der Regen begleitet war, erschreckte mich furchtbar, indem es mich um mein Pulver besorgt machte. Sobald das Unwetter vorüber war, beschloß ich, meinen Pulvervorrat in möglichst viele und kleine Partien zu verteilen und ihn so außer Gefahr zu bringen.

**Den 14., 15., und 16. November.** Diese drei Tage verwendete ich dazu, kleine viereckige Schachteln oder Kästen zu machen, deren jede ein bis zwei Pfund Pulver fasste. In diesen hob ich meinen Pulvervorrat, und zwar jeden Behälter möglichst entfernt von dem anderen, auf. An einem dieser Tage schoß ich einen großen Vogel, der mir vortreffliche Speise lieferte, mir aber unbekannt war.

**Den 17. November.** Heute begann ich, hinter meinem Zelt in den Felsen zu graben, um mir größere Bequemlichkeit zu verschaffen.

**Anmerkung.** Dreierlei entbehrte ich sehr bei dieser Arbeit, nämlich eine Hacke, eine Schaufel und einen Schiebkarren oder Korb. Daher unterbrach ich meine Arbeit und überlegte, wie ich diesem Mangel abhelfen könnte. Statt der Hacke bediente ich mich der eisernen Brechstangen, die sich, obwohl sie schwer waren, doch dazu eigneten. Eine Schaufel oder ein Spaten war mir dagegen so unerlässlich nötig, dass ich ohne sie nichts anfangen konnte. Doch sah ich vorläufig durchaus nicht ab, wie ich mir solch ein Ding verschaffen sollte.



**Den 18. November.** Am nächsten Tag fand ich beim Durchstreifen des Waldes einen Baum von der Art, die in Brasilien wegen der Härte ihres Holzes Eisenbäume genannt werden. Von diesem hieb ich, wobei ich aber beinahe meine Axt verdorben hätte, mit großer Mühe ein Stück ab und brachte es gleichfalls unter großer Anstrengung, da es sehr schwer war, heim. Die ungeweinte Härte des Holzes machte lange Zeit erforderlich, bis ich es endlich in Spatenform gestaltet hatte. Der Handgriff war genau geformt wie der der unserigen in England, die breite Seite am Fuß entbehrte jedoch der eisernen Bekleidung. Trotzdem leistete es mir gute Dienste.

Ich vermisste nun noch einen Korb oder einen Schiebkarren. Einen Korb vermochte ich durchaus nicht zu Stande zu bringen, da es mir an Zweigen fehlte, die sich zur Flechtarbeit eigneten; wenigstens hatte ich bis jetzt noch keine solchen gefunden. Was dagegen den Schiebkarren angeht, so glaubte ich wohl, alle Teile eines solchen herausbringen zu können, bis auf das Rad. Wie ich aber damit zu Stande kommen sollte, hatte ich nicht den mindesten Begriff. Ebenso unmöglich war mir aber auch die eiserne Hülse, in welcher die Achse laufen musste, anzufertigen. Ich gab daher das ganze Unternehmen auf und machte mir, um die Erde aus meiner Höhle zu schaffen, eine Art von Lehmkübel, wie ihn die Maurer zum Fortschaffen des Mörtels benutzen. Dies war minder schwierig als die Anfertigung des Spatens und dennoch nahmen mich beide Arbeiten und der vergebliche Versuch, einen Schiebkarren zu verfertigen, vier volle Tage in Anspruch, natürlich abgerechnet meine Morgenspaziergänge mit dem Gewehr, die ich nur ausnahmsweise unterließ und von denen ich selten heimkehrte, ohne etwas Essbares erbeutet zu haben.

**Den 23. November.** Nach Anfertigung dieser Werkzeuge nahm ich meine frühere Arbeit wieder auf und verwendete achtzehn Tage gänzlich auf Ausweitung und Vertiefung meiner Höhle, damit diese meine Habe bequemer fassen können.

**Anmerkung.** Mein Hauptzweck bei diesem Unternehmen war, einen Raum zu bekommen, der mir als Magazin, Küche, Esszimmer und Keller diene. Ich wohnte nämlich für gewöhnlich in meinem Zelt; nur während

der feuchten Jahreszeit nötigte mich der heftige Regen, da ich sonst völlig durchnässt worden wäre, dasselbe zu verlassen. Dies bewog mich später, den ganzen Platz vor der Felswand mit Pfählen, in der Form von **Dachsparren**, zu bedecken. Diese stützten sich gegen den Felsen und ich bedeckte sie mit Zweigen und breiten Baumblättern wie mit einem Strohdach.

**Den 10. Dezember.** Ich glaubte schon meine Höhle vollendet zu haben, als plötzlich eine große Menge Erde von der Decke an der einen Seite herabstürzte, was mich nicht wenig erschreckte. Und zwar mit Recht, denn wäre ich gerade unter jener Stelle gewesen, so hätte ich keinen **Totengräber** nötig gehabt. Dies Missgeschick verursachte mir wieder eine große Menge Arbeit, da ich die abgefallene Erde zu entfernen und, was wichtiger war, die Höhlendecke zu stützen, damit ich ein Herunterfallen derselben nicht mehr zu besorgen brauchte.

**Den 11. Dezember.** Ich machte mich heute gleich an diese Aufgabe und richtete unter dem Gewölbe zwei Pfeiler, die ich mit zwei Querbrettern kreuzte, auf. Am nächsten Tag war ich hiermit zu Ende, fügte dann aber noch weitere Pfeiler und Bretter dazu und hatte so binnen einer Woche das Dach befestigt und die reihenweise eingeschlagenen Pfosten dienten mir zugleich dazu, meine Wohnung in einzelne Räume abzuteilen.

**Den 17. Dezember.** Von diesem Tag bis zum 20. gab ich mich damit ab, **Gefächer** aufzurichten und Nägel in die Pfosten zu schlagen, um alles daran aufzuhängen, was sich dazu eignete. Jetzt fing ich endlich an, in meiner Behausung einigermaßen Ordnung zu haben.

**Den 20. Dezember.** Ich trug alles, was dahin gehörte, in den Keller und schlug kleine Bretter, wie ein **Gesims**, auf, um meine Lebensmittel darauf zu legen. Als jedoch meine Bretter auf die Neige gingen, machte ich mir noch einen zweiten Tisch, um allerlei auf denselben stellen zu können.

**Den 24. Dezember.** Es regnete die ganze Nacht, sowie den ganzen Tag und ich konnte daher nicht ausgehen.

**Den 25. Dezember.** Unaufhörlicher Regen.

**Den 26. Dezember.** Der Regen hatte aufgehört. Die Erde war stark abgekühlt und die Temperatur sehr angenehm.

**Den 27. Dezember.** Ich erlegte eine junge Geis und lähmte eine andere, die ich fing und an einem Strick nach Hause führte; hier verband und schiente ich ihr das zerbrochene Bein.

**Nota bene.** Ich sorgte für das Tier so, damit es am Leben bleibt. Das Bein heilte und wurde so gerade wie vorher. Durch mein Füttern machte ich das Tier zahm, es weidete auf dem kleinen grünen Platz vor meiner Tür und lief niemals fort. Jetzt kam mir zum ersten Mal der Gedanke, Tiere aufzuziehen und zu zähmen, um davon zu leben, wenn ich einmal meinen Schießbedarf verbraucht hätte.

**Den 28. bis 31. Dezember.** Große Hitze und völlige Windstille, sodass ich nur am Abend zur Jagd ausgehen konnte. Die Tage verbrachte ich damit, alle meine Sachen zu ordnen.

**Den 1. Januar.** Immer noch große Hitze, doch ging ich in der Früh und abends mit meinem Gewehr aus; die Zwischenzeit über lag ich still zu Hause. An diesem Abend ging ich tiefer hinein in die Täler, die nach dem Mittelpunkt der Insel hin liegen und fand dort eine Menge Ziegen, denen ich aber, weil sie so scheu waren, nicht beikommen konnte. Ich beschloß daher, zu versuchen, ob es nicht gelingen werde, sie mit dem Hunde zu jagen.

**Den 2. Januar.** Sogleich am nächsten Tag stellte ich diesen Versuch an. Ich hatte mich jedoch verrechnet, denn die Ziegen kehrten sich alle mit dem Gehörn gegen den Hund und er hütete sich wohl, ihnen zu nahe zu kommen.

**Den 3. Januar.** Heute begann ich mein Gebiet einzuzäunen und machte, da ich noch immer in der Furcht lebte, von jemandem angegriffen zu werden, die Umhegung so dick, fest und stark, wie nur möglich.

**Anmerkung.** Da ich die Einzäunung früher beschrieben habe, übergehe ich, was darüber in dem Tagebuch gesagt ist. Es genügt, zu bemerken, dass ich nicht weniger als vom 3. Januar bis zum 14. April mit der Vollendung

derselben beschäftigt war, wiewohl sie nur vierundzwanzig Ellen in der Länge (von einem Ende des Felsens bis zum anderen gemessen) und acht Ellen in der Tiefe (von der Tür der Höhle, als dem Mittelpunkt, aus gerechnet) maß.

Diese ganze Zeit über arbeitete ich sehr angestrengt, wobei mir jedoch der Regen viele Tage, ja einige Male ganze Wochen hindurch hinderlich war. Doch hielt ich mich nicht vollkommen sicher, bis ich die **Einhegung** vollendete. Man glaubt kaum, was für eine unbeschreibliche Arbeit sie mir machte; besonders war dies der Fall mit dem Herbeischaffen der Pfähle aus dem Walde und dem Einschlagen derselben in die Erde.

Als der Wall beendet war, hielt ich ihn für so dicht, dass, wenn Besucher auf die Insel kommen sollten, sie nichts einer menschlichen Wohnung Ähnliches dort entdecken würden. Dass ich mit dieser Ansicht Recht hatte, wird sich später bei einer merkwürdigen Gelegenheit zeigen.

Auch während dieser Beschäftigung machte ich täglich meinen Jagdausflug in die Wälder, das heißt, so oft es der Regen zuließ. Hierbei entdeckte ich häufig erfreuliche Dinge. Besonders gehört dahin, dass ich eine Art wilder Tauben fand, die nicht wie die Waldtauben auf Bäumen, sondern wie die Haustauben in Felslöcher bauten. Ich nahm einige Jungen mit mir und bemühte mich, sie aufzuziehen. Als sie jedoch älter wurden, flogen sie sämtlich fort, da ich ihnen nicht ausreichendes Futter geben konnte. Indes fand ich oft solche Nester und holte mir dann die Jungen heraus, die ich mir sehr wohl schmecken ließ.

## Kapitel 5: Erschüttert

Bei der Ordnung meines Hauswesens fühlte ich aufs Neue, dass mir verschiedene Dinge doch noch sehr abgingen. Einige darunter glaubte ich niemals machen zu können und bezüglich mehrerer ist das auch in der Tat der Fall gewesen. Zum Beispiel brachte ich es durchaus nicht fertig, eine Tonne zu bauen. Ich hatte mehrere kleine Fässer, wie schon oben erwähnt ist, aber es gelang mir nicht, wiewohl ich viele Wochen darauf verwendete, nach dem Modell derselben ein neues zu machen. Weder vermochte ich den Boden gehörig einzulassen, noch konnte ich die **Dauben** so nahe aneinander fügen, dass sie wasserdicht wurden. Ich gab daher die ganze Sache auf. Ferner vermisste ich sehr Lichter. Sobald es dunkel wurde, was gewöhnlich um sieben Uhr geschah, musste ich zu Bette gehen. Jetzt wünschte ich mir oft den Klumpen Bienenwachs, aus dem ich bei meiner Flucht von Afrika mir Kerzen verfertigt hatte, zurück, aber der war längst nicht mehr vorhanden.

Um jenem Mangel abzuhelfen, fand ich kein anderes Auskunftsmittel, als dass ich, so oft ich eine Ziege erlegt hatte, das Fett sammelte und mir mittels eines kleinen Gefäßes von Lehm, das ich in der Sonne trocknete und mit einem Docht aus Taugarn versah, eine Lampe verfertigte. Sie leuchtete, wenn auch nicht ganz, doch fast so hell wie eine gewöhnliche Kerze. Während dieser Beschäftigung fiel mir, als ich einmal unter meinen Sachen kramte, ein Säckchen wieder in die Hand, das, wie früher bemerkt wurde, mit Korn zum Futter des Geflügels gefüllt gewesen war. Der geringe Rest des Kornes war von den Ratten im Schiff gefressen worden und ich hatte nur Hülsen und Staub in dem Säckchen bemerkt; da ich dieses zu einem anderen Zweck benutzen wollte (ich glaube bei der Verteilung des Pulvers), so hatte ich die Kornhülsen an die Seite meiner kleinen Festung unter dem Felsen ausgeschüttet.

Es war kurz vor dem großen Regen, dessen ich gedacht hatte, dass ich diesen **Kehricht** weggeworfen hätte. Ich hatte mit keinem Gedanken mehr daran gedacht, als ich etwa einen Monat später einige grüne Halme aus dem Boden ragen sah, die ich anfangs für eine früher nicht bemerkte

Pflanze hielt. Aber ich war erstaunt, als ich kurze Zeit darauf zehn bis zwölf Ähren daraus entwickeln sah, die ich als vollkommen gute grüne Gerste der europäischen oder vielmehr der englischen Art erkannte.

Ich vermag meine Empfindungen bei dieser Entdeckung nicht zu beschreiben. Bisher hatte ich überhaupt keine religiöse Weltanschauung gehabt; nur wenige Ideen dieser Art waren in meinem Kopf vorhanden gewesen. Alles, was mir widerfahren ist, hatte ich als Zufall oder, wie man so obenhin spricht, als Gottes Fügung angesehen. Um die Zwecke der Vorsehung und ihre Anordnung der Dinge dieser Welt war ich gänzlich unbekümmert gewesen. Als ich jedoch nun in einem Klima, von dem ich wusste, dass es sich nicht für Getreide eigene, Gerste wachsen sah, ohne eine Ahnung zu haben, wie sie dahin gekommen sei, wurde ich höchlich betroffen und ich begann zu glauben, Gott habe durch ein Wunder diese Ähren sprießen lassen, ohne dass ein Samenkorn vorhanden gewesen sei, und zwar lediglich, damit sie in dieser trostlosen Einöde mir zur Nahrung dienten.

Dieser Gedanke bewegte mir das Herz zu Tränen und ich fing an, mich selig zu **preisen**, dass um meinetwillen solch ein Naturwunder geschehen sei. Noch mehr stieg meine Überraschung, als ich in der Nähe, dem Fels entlang, auch noch andere Halme erblickte, die ich von meinem Aufenthalt in Afrika her als Reisähren kannte. Da ich nicht zu glauben wagte, diese seien auch nur zu meiner Erhaltung von der **Vorsehung** hierhergebracht, indem ich vielmehr überzeugt war, dass dergleichen noch mehr sich hier befinde, suchte ich auf dem ganzen mir bekannten Teil der Insel, in allen Ecken und unter jedem Felsen nach weiteren Ähren, aber ich entdeckte keine. Endlich fiel mir ein, dass ich ja den Sack mit dem Hühnerfutter an jener Stelle ausgeschüttet hatte und nun begann die Sache, ihr Wunderbares zu verlieren. Ich muss bekennen, auch meine Dankbarkeit für die göttliche Fügung fing an, durch die Entdeckung, dass das Ganze ein gewöhnliches Ereignis sei, sich zu mindern; wiewohl ich für ein Ereignis, das ja gerade so seltsam und unerwartet wie ein Wunder war, nicht minder hätte dankbar sein sollen. War es denn nicht wirklich ein Werk der Vorsehung, dass zehn oder zwölf Getreidekörner unversehrt

blieben, als die Ratten alles Übrige vernichteten; wie auch das, dass ich diese Körner gerade an der bestimmten Stelle ausschütten musste, wo sie in dem Schatten des Felsens sofort aufgingen, während sie, hätte ich sie irgend anderswo ausgestreut, in dieser heißen Jahreszeit hätten verdorren und umkommen müssen?

Wie man sich denken kann, bewahrte ich die Ähren, sobald sie reif geworden (es geschah gegen Ende des Juni), sorgfältig auf. Ich beschloß, die darin enthaltenen Körner wieder auszusäen und hoffte dadurch, bald eine hinreichende Menge Frucht zu erhalten, um Brot daraus bereiten zu können. Jedoch durfte ich erst im vierten Jahre mir erlauben, von diesem Korn zu essen und selbst dann nur sparsam, wie ich seiner Zeit berichten werde. Ich verlor nämlich die ganze erste Aussaat, weil ich nicht die geeignete Zeit beobachtet und sie unmittelbar vor den trockenen Monaten ausgestreut hatte, so dass sie nicht aufkam, oder wenigstens nicht die erwünschte Menge Frucht trug.

Außer der Gerste fand ich, wie erwähnt, auch zwanzig bis dreißig Reishalme, die ich mit gleicher Sorgfalt aufhob und in gleicher Weise benutzte. Ich entdeckte nämlich eine Methode, die Körner zu kochen, statt das Mehl davon zu backen, obwohl mir auch das Letztere später gelang. – Doch ich will jetzt wieder zu meinem Tagebuch zurückkehren.

Diese drei oder vier Monate hindurch arbeitete ich überaus angestrengt, um meine Einzäunung fertig zu bekommen. Am 14. April vollendete ich sie. Um in dieselbe zu gelangen, bediente ich mich nicht einer Türe, sondern stieg mittels einer Leiter über die Einfriedigung, damit man von der Außenseite meiner Behausung nichts von dieser **gewahr** werden sollte.

**Den 16. April.** Heute wurde ich mit der Leiter fertig. So oft ich diese benutzt hatte, zog ich sie mir nach und legte sie im Inneren der **Umfriedigung** nieder, sodass ich, wenn ich mich in meiner Wohnung befand, gegen die Außen gänzlich abgeschlossen war.

Schon am nächsten Tage aber, nachdem ich die Einfriedigung vollendet habe, wäre fast meine ganze Arbeit über den Haufen geworfen worden

und ich bin selbst beinahe umgekommen. Die Sache verhielt sich so. Ich war hinter meinem Zelt gerade am Eingang in die Höhle beschäftigt, als mich ein unerwartetes Ereignis furchtbar erschreckte. Ich sah nämlich die Erde, welche die Decke meiner Höhle bildete, mit einem Mal sich loslösen und von dem Gipfel des Hügels über mir herabstürzen. Zwei der Pfähle, mit denen ich die Wölbung meiner Höhle gestützt hatte, krachten mit fürchterlichem Lärm zusammen. Ich war aufs Äußerste bestürzt, hatte jedoch keine Ahnung von der wirklichen Ursache, indem ich glaubte, meine Höhlendecke stürzte wieder in derselben Weise ein, wie es mit einem Teil derselben schon einmal geschehen war. Aus Furcht, lebendig begraben zu werden, rannte ich nach meiner Leiter und glaubte, dass ich mich nicht eher im Sicherem und vor den herabstürzenden Felsen geschützt habe, als bis ich über meine Palissadierung geklettert war.

Kaum hatte ich den Fuß auf den Boden gesetzt, als ich erkannte, dass ein schreckliches Erdbeben die Ursache der Erschütterung war. Der Erdboden, auf dem ich stand, wurde nämlich dreimal in Zwischenräumen von je etwa acht Minuten durch solche Stöße erschüttert, dass sie das festeste Gebäude umgeworfen haben würden. Ein großes Stück der Fels Spitze, die ungefähr eine halbe Meile von mir entfernt über das Ufer ragte, stürzte mit einem so entsetzlichen Getöse, wie ich es im Leben nicht gehört, in das Meer. Auch dieses befand sich in heftiger Bewegung und wie mir schien, waren die Stöße unter dem Wasser noch stärker als die auf der Insel.

Ich erschrak so sehr, denn ich hatte dergleichen nie erlebt und auch niemals nur davon erzählen gehört, dass ich wie tot vor Bestürzung war. Die Erderschütterung machte mir übel, als ob ich seekrank sei. Erst der Lärm des herabstürzenden Felsens erweckte mich wieder aus meiner Betäubung und ich glaubte jetzt nichts anderes, als der Hügel werde zusammensinken und mein Zelt nebst meiner ganzen Habe begraben, ein Gedanke, der mir abermals das Herz erbeben machte.

Nachdem aber der dritte Stoß vorüber war und ich einige Zeit hindurch nichts verspürte, begann ich wieder Mut zu schöpfen. Dennoch wagte ich noch nicht, wieder über meine Einzäunung zu steigen, aus Furcht

verschüttet zu werden. Ich saß still und trostlos auf der Erde, ohne zu wissen, was ich anfangen sollte. Diese ganze Zeit kam mir nicht der geringste religiöse Gedanke in den Sinn. Nur das gewöhnliche »Gott sei mir gnädig« ging über meine Lippen und auch das wiederholte ich nicht mehr, sobald das Ereignis vorüber war.

Während ich so saß, sah ich, wie der Himmel sich mit Wolken überzog, als ob ein Regen drohe. Nach und nach erhob sich der Wind und in weniger als einer halben Stunde tobte ein fürchterlicher Sturm. Die See war plötzlich mit Schaum bedeckt, die Brandung tobte am Ufer, starke Bäume wurden entwurzelt. Erst nach drei Stunden begann der Sturm sich zu mildern und nach weiteren zwei Stunden wurde es dann vollkommen windstill und fing an stark zu regnen. Diese ganze Zeit saß ich niedergeschlagen und furchtsam auf der Erde. Plötzlich aber fiel mir ein, dass dieser Wind und Regen wohl die gewöhnlichen Folgen des Erdbebens sein würden und dass dieses daher aufgehört habe. Jetzt erst er wachten meine Lebensgeister wieder. Der Regen trieb mich in meine Behausung zurück, wo ich mich im Zelt nieder setzte, bis mich der heftige Regen in die Höhle zu gehen zwang, obgleich ich noch immer nicht von der Furcht befreit war, sie werde mir über dem Kopf zusammenstürzen.

Dort zwangen mich die Regengüsse, rasch eine Arbeit in Angriff zu nehmen. Ich erkannte nämlich die Notwendigkeit, eine Rinne zu machen, damit das Wasser einen Ausweg aus der Höhle nehmen konnte. Als ich nach einiger Zeit bemerkte, dass keine weiteren Erderschütterungen eintraten, fing ich an ruhiger zu werden. Um mich, was mir sehr Not tat, einigermaßen wieder zu Kräften zu bringen, ging ich an mein kleines **Proviantmagazin** und nahm einen Schluck Rum, wobei ich jedoch wie immer sparsam verfuhr, da ich, wie mir wohl bewusst war, außer diesem Vorrat keinen weiteren hatte. Es regnete die ganze Nacht und einen großen Teil des nächsten Tages hindurch, sodass ich nicht ausgehen konnte. Als ich wieder einige Fassung gewonnen habe, dachte ich darüber nach, was ich jetzt anfangen soll. Ich erwog, dass ich, wenn die Insel solchen Erderschütterungen öfters ausgesetzt sei, in der Höhle nicht wohnen bleiben könne, sondern darauf sinnen müsse, mir auf einem

freien Plätze ein Hüttchen zu bauen und es wiederum, um mich vor wilden Tieren und Menschen zu sichern, mit einer Einfriedigung zu versehen. Denn ich glaubte, wenn ich hier wohnen bliebe, würde ich früher oder später sicher lebendig begraben werden.

Aus diesen Gründen beschloß ich dann, mein Zelt von seinem jetzigen Platz unter dem Felsvorsprung, von dem ich fürchtete, er werde bei der nächsten Erschütterung sicherlich auf jenes stürzen, zu entfernen. Die beiden nächsten Tage, den 19. und 20. April, verwendete ich auf die Nachforschung nach einem Platz, wohin ich meine Wohnung verlegen sollte. Die Furcht, verschüttet zu werden, ließ mich nicht ruhig schlafen. Fast ebenso stark aber war auch die Angst davor, im Freien, ohne irgendeine Schutzwehr, zu schlafen und als ich mich umschaute und bemerkte, wie alles um mich wieder in bester Ordnung war und wie wohl verborgen und sicher ich jetzt wohnte, kam mich doch eine große Abneigung an, meinen Aufenthalt zu wechseln.

Ich bedachte daneben auch, wie viel Zeit mich dieser Wechsel kosten würde und dass ich einstweilen, bis ich mir einen neuen Zufluchtsort verschafft hätte, ja doch auf gut Glück bleiben müsse, wo ich war. Mit dieser Erwägung versuchte ich mich vorläufig zu beruhigen und beschloß nur, mit möglichster Eile mir eine neue Umgebung anzulegen und dann mein Zelt dahineinzubringen, vorläufig aber zu bleiben, wo ich mich befand.

**Den 22. April.** Am nächsten Morgen überlegte ich, wie ich meinen Vorsatz ausführen sollte. Es mangelte mir jetzt sehr am nötigen Werkzeug. Ich hatte zwar drei große Äxte und eine Menge kleiner Beile (die wir an Bord gehabt hatten, um sie den Wilden zu verkaufen), aber durch das Behauen des vielen harten Holzes waren diese voll **Scharten** und stumpf geworden. Nun besaß ich wohl auch den Schleifstein, aber ich vermochte ihn nicht ordentlich in Bewegung zu setzen. Diese Sache kostete mich so viel Nachdenken, als ein Staatsmann nur auf eine wichtige politische Angelegenheit oder ein Richter auf Abfassung eines Urteils über Leben und Tod verwenden kann. Endlich brachte ich denn auch ein Schleifrad

fertig, das ich vermittels einer Schnur durch Treten bewegen und dabei die Hände frei behalten konnte.

**Anmerkung.** Ich hatte in England nie ein solches Ding gesehen oder mich wenigstens nicht darum gekümmert, wie es gemacht wird; obwohl ich später sah, dass man dergleichen dort sehr häufig benutzt. Meine Maschine nahm daher bis zu ihrer Vollendung eine volle Woche Arbeitszeit in Anspruch.

**Den 28. und 29. April.** Diese beiden Tage verwendete ich gänzlich dazu, meine Werkzeuge zu schärfen, wobei sich meine Schleifmaschine bestens bewährte.

**Den 30. April.** Da ich schon seit einiger Zeit bemerkt hatte, dass mein Brot stark auf die Neige geht, schränkte ich mich, wenn schon mit sehr schwerem Herzen, von jetzt an auf ein einziges Stück Zwieback für jeden Tag ein.

**Den 1. Mai.** Als ich morgens während der Ebbe das Meer überschaute, sah ich am Strande etwas ungewöhnlich Hervorragendes, das wie eine Tonne aussah. Als ich näher kam, fand ich ein Fässchen und einige Stücke von dem Schiffswrack, die während des letzten Sturms an das Land getrieben waren. Indem ich nach dem **Schiffsrumpf** selbst hinüberblickte, schien mir dieser höher aus dem Wasser hervorragend als früher. Bei der Untersuchung des Fässchens fand ich, dass es Pulver enthielt, das aber nass gewesen und dann steinhart zusammengebacken war. Ich rollte das Fass vorläufig höher ans Ufer und ging dann auf dem Sande so nah wie möglich an das Wrack, um zu untersuchen, ob etwa von demselben noch mehr zu holen sei.

Hier sah ich nun, dass das Schiff auffallend seine Lage verändert hatte. Das Vorderteil, das früher vom Sand verschüttet gewesen war, hatte sich sechs **Fuß** in die Höhe gehoben und der Stern, der bald nachdem ich ihn das letzte Mal durchstößt, durch die Gewalt der Wellen zertrümmert und von dem übrigen losgerissen war, lag nun umgestürzt auf der Seite. Da jetzt ein Sandhügel an der Stelle aufgetürmt war, wo ich früher eine Viertelmeile zu schwimmen gehabt hatte, um an das Wrack zu kommen,

vermochte ich nun während der Ebbe trockenen Fußes bis zu demselben zu gelangen. Anfangs befremdete mich diese Wahrnehmung, bald aber erkannte ich, dass die Veränderung durch das Erdbeben bewirkt sein müsse. Durch dessen Gewalt war auch das Schiff noch mehr als früher zertrümmert worden, sodass täglich allerlei Dinge von der See abgelöst und, durch Wind und Wellen allmählich fortgeschwemmt, ans Land getrieben wurden.

Diese Dinge zogen meine Gedanken von dem Plane, meine Wohnung zu verändern, wieder ab und ich beschäftigte mich eifrig, besonders an diesem Tage, mit der Erwägung, auf welche Weise ich in das Schiff einzudringen vermöchte. Ich fand jedoch anfangs kein Mittel, da die ganze Innenseite desselben von Sand bedeckt war. Da ich aber schon gelernt hatte, an nichts zu verzweifeln, beschloß ich, was ich nur vom Schiffe lostrennen konnte, mir zu holen, weil ich überzeugt war, es in der einen oder anderen Weise verwerten zu können.

**Den 3. Mai.** Zunächst durchschnitt ich mit meiner Säge einen Balken, der, wie es mir schien, einen Teil des **Quarterdecks** zusammenhielt. Als ich ihn in Stücke gesägt hatte, beseitigte ich von dem höchstgelegenen Teil, so gut es gehen wollte, den Sand, wurde aber durch die steigende Flut genötigt, meine Arbeit für diesmal zu unterbrechen.

**Den 4. Mai.** Ich fischte heute mit der Angel, erbeutete aber keinen essbaren Fisch. Schon war ich der Beschäftigung müde und stand im Begriff heimzukehren, als ich einen jungen Delphin fing. Ich hatte mir nämlich aus Taugarn eine lange Schnur gemacht und damit, obwohl ich keinen Angelhaken besaß, zu anderen Zeiten Fische genug gefangen, wenigstens so viel für meine Mahlzeit nötig waren. Um sie verspeisen zu können, pflegte ich sie an der Sonne zu trocknen.

**Den 5. Mai.** Am Wrack gearbeitet. Ich sägte noch einen anderen Balken ab, machte drei große Fichtenbretter vom Deck los, band sie zusammen und ließ sie durch die Flut an den Strand treiben.

**Den 6. Mai.** Ich arbeitete abermals am Schiffsrumpf, zog mehrere eiserne **Bolzen** und anderes Eisenwerk heraus, kam aber so ermüdet von der schweren Arbeit zurück, dass ich beschloß die Sache aufzugeben.

**Den 7. Mai.** Wiederum war ich zum **Wrack** gegangen, doch nicht in der Absicht, daran zu arbeiten. Ich fand, dass es durch sein eigenes Gewicht auseinandergebrochen war, nachdem ich die Querbalken herausgesägt hatte. Es lagen jetzt mehrere Stücke des **Rumpfes** abgerissen umher und ich vermochte nun in das Innere des Schiffs zu sehen, das aber fast ganz mit Wasser und Sand gefüllt war.

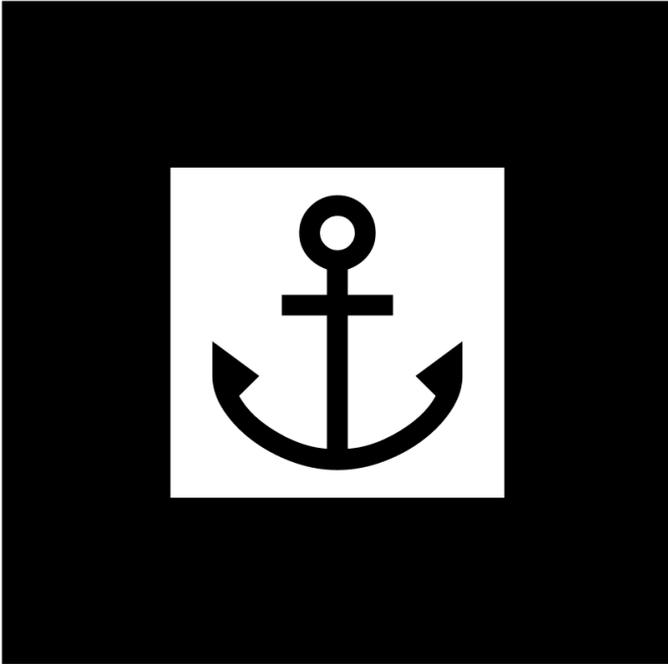
**Den 8. Mai.** Ich ging wiederum zu dem Schiffe und nahm diesmal ein Brecheisen mit, um das Deck aufzubrechen, das jetzt ganz frei von Wasser und Sand ist. Zwei Planken, die ich losgerissen hatte, wurden durch die Flut gleichfalls ans Ufer geschwemmt. Das Brecheisen ließ ich für den nächsten Tag im Wrack zurück.

**Den 9. Mai.** Auch heute begab ich mich zu dem **Schiffsrumpf** und brach nun mit dem Eisen einen Weg in denselben, wobei ich auf mehrere Tonnen stieß, die ich frei machte, ohne sie jedoch öffnen zu können. Auch fand ich eine Rolle englischen Bleis, die aber zu schwer war, als dass ich vermocht hätte, sie fortschaffen.

**Den 10. bis 14. Mai.** An allen diesen Tagen ging ich zu dem Wrack und holte mir nach und nach eine große Menge Bretter und Balkenwerk sowie etwa zwei **Zentner** Eisen.

**Den 15. Mai.** Ich hatte zwei Beile mitgenommen, um zu versuchen, ob ich nicht ein Stück von der Bleirolle abtrennen könne, indem ich die Schneide des einen auf dieselbe setzte und sie mit dem Gewicht des anderen hinein trieb. Da das Blei jedoch anderthalb **Fuß** tief im Wasser lag, gelang es mir nicht.

**Den 16. Mai.** Während der Nacht hatte es stark gewindet und das Wrack schien am Morgen durch die Gewalt der Wellen noch mehr zertrümmert als vorher. Ich hatte mich an diesem Tage lange in den Wäldern herumgetrieben, um mir eine Taubenmahlzeit zu verschaffen, da die steigende Flut mich hinderte, an das Wrack zu gehen.



**Den 17. Mai.** Heute **gewahrte** ich einige Schiffstrümmer, welche die Wellen etwa zwei **Meilen** von mir entfernt ans Land getrieben hatten. Ich begab mich dahin und erkannte sie als ein Stück des Vorderteils, doch waren sie zu schwer und ich konnte sie deshalb nicht fortbringen.

**Den 24. Mai.** An jedem der letztvergangenen Tage arbeitete ich am Schiff und löste mit schwerer Mühe mittels des Brecheisens so viel davon ab, dass bei der ersten starken Flut einige Tonnen und zwei Matrosenkisten fortgeschwemmt wurden. Aber der Wind wehte vom Lande her und so gelangte diesen Tag nichts ans Ufer, außer einigen Stücken Holz und einem Fass mit brasilianischem Schweinefleisch, das aber durch Salzwasser und Sand verdorben war.

Ich trieb dieselbe Arbeit bis zum 15. Juni an jedem Tag, wenn ich nicht gerade für meinen Lebensunterhalt zu sorgen hatte, was ich aber stets zur Zeit der Flut tat, um beim Beginn der Ebbe frei zu sein. Ich hatte mir nach und nach Bretter, Planken und Eisenwerk genug verschafft, um damit ein stattliches Boot erbauen zu können, wenn ich es nur verstanden hätte. Auch von der Bleirolle hatte ich allmählich in einzelnen Stücken beinahe einen **Zentner** schwer herübergebracht.

**Den 16. Juni.** Ich fand heute am Strande eine große Schildkröte. Es war die erste, die ich seit meiner Anwesenheit auf der Insel sah, was nur an zufälligem Missgeschick lag. Denn wenn ich von ungefähr einmal auf die andere Seite des Ufers gekommen wäre, hätte ich täglich, wie ich später sah, Schildkröten zu Hunderten bekommen können. Jedoch wäre mir das vielleicht teuer zu stehen gekommen.

**Den 17. Juni.** Als ich die Schildkröte zu kochen versuchte, fand ich in ihrem Leibe etwa sechzig Eier; das Fleisch schien mir das saftigste und wohlschmeckendste, das ich im Leben genossen, nachdem ich aus diesem trostlosen **Eiland** seit meiner Ankunft nur Ziegen- und Vogelfleisch gegessen hatte.

**Den 18. Juni.** Es regnete den ganzen Tag und ich blieb daher zu Hause. Der Regen schien mir diesmal eine ungewöhnliche Kälte zu verbreiten und es überkam mich ein unter diesem Breitengrad ungewöhnliches Frösteln.

**Den 19. Juni.** Ich fühlte mich sehr unwohl und fror so, als ob es ganz kaltes Wetter gewesen wäre.

**Den 20. Juni.** Die ganze letzte Nacht tat ich kein Auge zu und litt an heftigen Kopfschmerzen und Fieberhitze.

**Den 21. Juni.** Ich war sehr krank. Der Gedanke an meine traurige Lage und an meine gänzliche Hilflosigkeit machte mich bis zum Tode betrübt. Zum ersten Mal seit dem Sturm von **Hull** betete ich zu Gott, **freilich** ohne zu wissen, was und warum ich es sagte, denn meine Gedanken waren in vollständiger Verwirrung.

**Den 22. Juni.** Heute fühlte ich mich ein wenig besser, war aber immer noch in schrecklicher Furcht vor einer schweren Krankheit.

**Den 23. Juni.** Es ging mir wieder sehr schlecht. Kälte und Fieberschauer quälten mich. und dann trat heftiges Kopfweh ein.

**Den 24. Juni.** Mein Zustand schien sich heute bedeutend der Besserung zu nähern.

**Den 25. Juni.** Wiederum suchte mich ein heftiger Anfall heim. Der Fieberschauer hielt sieben Stunden an. Frost und Hitze wechselten, dann trat ein **gelinder** Schweiß ein.

**Den 26. Juni.** Ich befand mich heute wohler. Um mir etwas Essbares zu verschaffen, nahm ich das Gewehr und erlegte auch, obwohl ich mich sehr schwach fühlte, eine Geis, brachte sie mit großer Mühe nach Hause, röstete mir ein Stückchen Fleisch und verzehrte es. Gern hätte ich mir **Bouillon** gekocht, aber es mangelte mir an einem Gefäß dazu.

**Den 27. Juni.** Der Fieberanfall war wieder so heftig, dass ich den ganzen Tag über, ohne zu essen oder zu trinken, im Bett bleiben musste. Fast wäre ich vor Durst verkommen, aber ich war zu schwach aufzustehen und mir einen Trunk Wasser zu holen. Ich betete wieder zu Gott, aber ich war zu schwach im Kopfe und wusste auch überdies nicht recht, was ich sagen sollte. Ich rief nur immer: »*Herr, sieh mich an! Gott sei mir gnädig und erbarme dich meiner!*« Das trieb ich, glaub' ich, gegen drei Stunden lang, bis der Fieberanfall nachließ und ich in einen festen Schlaf verfiel, aus dem ich

erst tief in der Nacht erwachte. Danach fühlte ich mich weit kräftiger, aber doch noch immer schwach genug und besonders litt ich entsetzlichen Durst. Gleichwohl, da ich kein Wasser in der Nähe hatte, musste ich still liegen bleiben bis zum Morgen, wo ich dann auch wieder einschlief.

Während dieses letzten Schlafes hatte ich folgenden schrecklichen Traum. Ich glaubte, außerhalb meiner **Einfriedung** auf dem Platze zu sitzen, wo ich während des Sturms nach dem Erdbeben gesessen hatte. Dort sah ich aus einer großen schwarzen Wolke einen Mann von hellen Flammen umgeben, welche die Erde erleuchteten, herabsteigen. Der Glanz, der ihn umstrahlte, war so stark, dass ihn meine Augen kaum ertrugen. Sein Gesicht war unaussprechlich schreckenerregend. Als er den Boden betrat, schien mir die Erde wie bei dem Erdbeben zu zittern und Blitze durchzuckten rings die Luft. Auf der Erde angekommen, trat er auf mich zu, einen langen Speer in der Hand, als ob er mich töten wolle. Er redete mich in einiger Entfernung von dem Gipfel einer kleinen Erhöhung aus mit fürchterlicher Stimme an, doch verstand ich nur das Folgende: *»Alles dies hast du geschaut, ohne dich zur Buße bewegen zu lassen, darum sollst du sterben.«* Dabei erhob er die Lanze, um mich zu durchbohren.

Niemand wird erwarten, dass ich das Entsetzen, welches meine Seele bei dieser Vision erfüllte, schildere. Ich meinte im Traume, das Entsetzliche könne selbst nur ein Traum sein, aber auch nachdem ich erwacht war und erkannte, dass ich nur geträumt hatte, war meine Angst über die ganze Beschreibung groß.

Leider fehlte es mir an aller Religion. Was ich durch die vortreffliche Unterweisung meines Vaters davon gelernt hatte, war in dem ununterbrochenen achtjährigen Seeleben und dem beständigen Verkehr mit ebenso gottlosen Menschen, wie ich war, mir abhanden gekommen. Ich erinnere mich nicht, dass ich während dieser ganzen Zeit meine Gedanken ein einziges Mal zu Gott erhoben oder über meinen Wandel nachgedacht hätte. Eine gewisse Stumpfheit des Herzens, eine Gleichgültigkeit gegen alles Bessere und eine völlige Bewusstlosigkeit von der Sünde hatte ganz und gar Besitz von meiner Seele genommen. Ich war

ein so verhärtetes gedankenloses elendes Geschöpf, als nur eines unter Seeleuten je zu finden war. Weder von der Furcht Gottes in Gefahren, noch vom Dankgefühl gegen Gott nach der Errettung hatte ich die geringste Ahnung.

Man wird dies nach dem, was ich von meiner Geschichte berichtet habe, umso eher glauben, wenn ich hinzufüge, dass während jener wechselvollen Reihe von Unglücksfällen, die ich bis dahin erlebt hatte, mir nicht ein einziges Mal der Gedanke gekommen war, dass das die Hand Gottes herbeigeführt und dass es die gerechte Strafe meiner Sünden sei. Die Strafe nämlich entweder wegen des Ungehorsams gegen meinen Vater oder wegen meiner gegenwärtigen Sünden, die groß genug waren oder endlich die Züchtigung für den gesamten Verlauf meines nichtswürdigen Lebens.

Auch während ich mich noch auf der unheilvollen Reise an den öden Küsten von Afrika befand, war es mir keinmal eingefallen, Gott um einen Fingerzeig zu bitten, wohin ich mich wenden sollte oder seinen Schutz gegen gefräßige Tiere und grausame Menschen anzuflehen. Ich hatte weder an Gott, noch an eine **Vorsehung** gedacht, sondern nur wie ein rohes Tier nach meinen natürlichen Eingebungen gehandelt, indem ich nur dem Folge leistete, was mich der gesunde Menschenverstand lehrte und auch dem kaum. Ebenso war mir, nachdem der portugiesische Kapitän mich gerettet, in sein Schiff aufgenommen, gut behandelt und sich **barmherzig** und gerecht gegen mich gezeigt hatte, dennoch nicht das geringste Dankgefühl in die Seele gekommen. Als ich dann wieder Schiffbruch gelitten und an dieser Insel die Gefahr des Ertrinkens ausgestanden hatte, war ich abermals weit davon entfernt gewesen, Gewissensbisse zu fühlen oder mein Unglück als ein gerechtes Gericht anzusehen. Nur das wiederholte ich oft bei mir, dass ich ein Unglücksvogel und zu einem ununterbrochenen Elend geboren sei.

**Freilich** das muss ich mir nachsagen, dass ich, als ich zuerst ans Land gekommen war und alle meine Schiffsgefährten ertrunken, mich selbst aber gerettet sah, eine Art von **Entzücken** und einige Regungen der Seele empfunden hatte, die unter Gottes gnädigen Beistand zu wirklicher

Dankbarkeit sich hätten entwickeln können. Aber das hatte geendet, wie es angefangen hat, nämlich in einer flüchtigen Freude gewöhnlicher Art. Ich war nur voller Freude gewesen, dass ich am Leben geblieben bin und hatte nicht im Geringsten die große Güte der Hand, die mich erhalten und vor allen anderen ausgezeichnet hatte, bedacht. Es war eben bloß die gemeine Art von Wohlempfinden gewesen, welche Seeleute regelmäßig fühlen, wenn sie aus einem Schiffbruch glücklich ans Land gekommen sind und die sie in der nächsten Bowle Punsch für immer ertränken. So war es auch während der ganzen bisherigen Zeit meines einsamen Lebens in mir geblieben. Sogar als ich später aufmerksamer darüber nachgedacht hatte, wie ich auf diese schreckliche Insel verschlagen sei und außer dem Bereiche der Menschheit ohne Hoffnung auf Rettung lebe, war doch, sobald sich mir nur die Aussicht am Leben zu bleiben und nicht vor Hunger umkommen zeigte, all meine Betrübniß verschwunden; ich fing an ganz ruhig zu sein, machte mich sofort an die Arbeit, um mir das Dasein zu fristen und war weit entfernt von dem Gedanken, dass Gott sein Gericht an mir vollzogen und seine Hand über mich ausgestreckt habe.

Erst das Aufgehen des Kornes hatte, wie ich in meinem Tagebuch erwähnte, einen kleinen Eindruck auf mich gewirkt und mich nachdenklich machte, solange ich es für etwas Wunderbares hielt. Aber sobald dies aufhörte, war auch jene Wirkung wieder vollkommen verraucht. Sogar das Erdbeben, wiewohl es keine furchtbarere Naturerscheinung und nichts, das die unsichtbare Macht, die alles lenkt, augenscheinlicher zeigt, geben kann, hatte, als der erste Schreck vorüber war, keine dauernde Einwirkung bei mir hinterlassen. Ich dachte jetzt nicht mehr an Gott und daran, dass mein gegenwärtiges Elend von ihm geschickt sei, als in der glücklichsten Zeit meines Lebens. Nun aber, nachdem ich erkrankt war und sich die Aussicht auf langsame Todesqual mir vor Augen stellte, als mein Lebensmut unter der Last der schweren Leiden anfang zu sinken und meine Natur durch das heftige Fieber erschöpft war, begann mein Gewissen, das so lange geschlafen hatte, aufzuwachen und Vorwürfe über meine Vergangenheit, in der ich so offenbar Gottes Gericht über mich herauf beschworen, wurden in mir laut. Diese Gedanken lagen besonders am zweiten oder

dritten Tag meiner Krankheit schwer auf mir. Die Gewalt des Fiebers und die Gewissensbisse pressten mir einige Worte aus, die wie ein Gebet zu Gott lauten, wiewohl sie weder Wünsche noch Hoffnungen aussprachen. Sie waren vielmehr der bloße Ausdruck meiner Furcht und Verzweiflung. Meine Gedankenverwirrung und die Angst, in so elender Lage umkommen zu müssen, veranlassten Empfindungen in meiner Seele, die sich in allerlei Worten Luft machten, wie etwa: »Gott, *welch ein erbärmliches Geschöpf bin ich! Wenn ich krank werde, muss ich sicherlich hilflos verschmachten*«. Tränen brachen aus meinen Augen, und die Worte meines Vaters kamen mir ins Gedächtnis, insbesondere seine Prophezeiung, dass wenn ich seinem Rate nicht folge, Gottes Segen mir fehlen und ich einmal Zeit haben würde, über meine **Torheit** nachzudenken, wenn niemand vorhanden sein werde, mir Beistand zu leisten »Jetzt«, rief ich laut, »haben sich diese Worte bewahrheitet und Gottes Strafe ist über mich gekommen. Ich habe der **Vorsehung**, die mich gnädig in eine Lebenslage versetzt hatte, in der ich glücklich und zufrieden leben konnte, Trotz geboten. Ich wollte nicht sehen, was mir verliehen war an göttlichem Segen; nun trauern meine Eltern über meine Torheit und ich trauere über die Folgen derselben. Ich habe den Beistand derer, die mir alles im Leben leicht gemacht haben würden, zurückgewiesen und bin nun ohne Hilfe, ohne Trost, ohne Rat.« Dann rief ich: »Herr, hilf mir, denn ich bin in großem Elend!« Dies war, wenn ich so sagen darf, das erste Gebet, das ich seit vielen Jahren aussprach. Doch ich kehre wieder zu meinem Tagebuch zurück.

**Den 28. Juni.** Da ich durch den Schlaf, den ich genossen, einigermaßen gekräftigt und der Fieberanfall gänzlich vorüber war, stand ich auf. Trotz des Entsetzens, das mir mein Traum eingeblöbt, dachte ich doch daran, dass mein Fieber am nächsten Tage wiederkehren werde und dass es Zeit sei, mich für eine etwaige Krankheit mit Erfrischungen zu versehen. Ich füllte daher vor allem eine große Flasche mit Wasser und stellte sie auf meinen Tisch, sodass ich sie vom Bett aus erreichen konnte. Um die Kälte des Wassers etwas zu vermindern, mischte ich etwa ein **Viertelquart** Rum hinein; dann holte ich mir ein Stück Ziegenfleisch und röstete es auf Kohlen, konnte aber nur wenig davon essen. Ich machte einen Gang, fühlte mich aber sehr schwach und das Herz war mir schwer in der Furcht

vor der Wiederkehr des Fiebers. Mein Nachtessen bereitete ich mir aus drei Schildkröteneiern, die ich in der Asche röstete und dies war der erste Bissen, den ich, so lange ich mich erinnern konnte, unter Anrufung des göttlichen Segens verzehrte.

Nach der Mahlzeit versuchte ich abermals einen Spaziergang zu machen, war aber so kraftlos, dass ich kaum meine Flinte zu tragen vermochte, ohne die ich nie ausging. Ich setzte mich daher nach wenigen Schritten auf die Erde nieder und blickte nach der See hinaus, die in völliger Stille vor mir lag. Jetzt stiegen allerlei Gedanken in mir auf, z. B. *»Wie wunderbar ist doch diese Erde und dieses Meer! Wer hat sie geschaffen? Wer bin ich und wer sind alle die anderen Geschöpfe auf Erden und von woher sind sie gekommen? Gewiss gibt es eine verborgene Macht, die Wasser und Land, Himmel und Erde gebildet hat, aber wo ist sie?«* Und nun ergab sich die natürliche Antwort: *»Gott hat alles dies hervorgebracht!«* – *»Nun denn«*, so dachte ich weiter, *»wenn Gott alles dies geschaffen hat, so regiert er auch alles und nichts in dem weiten Umfang seiner Werke kann seiner Allwissenheit entgehen. Und weiter, wenn nichts ohne sein Wissen geschieht, so weiß er auch, dass ich hier in dieser schrecklichen Lage bin und wenn alles auf seine Anordnung eintritt, so hat er auch alles dies über mich verhängt.«* Daran reihte sich unmittelbar die Frage: *»Warum hat Gott dies so gefügt? Womit habe ich ein solches Geschick verdient?«* Da aber schrak mein Gewissen alsbald wie vor einer Gotteslästerung zurück und ich glaubte, eine Stimme zu hören, die mir zurief: *»Elender! Fragst du noch, was du verschuldet hast? Schau zurück auf dein schändlich vergeudetes Leben und frage dich lieber, was du nicht verbochen hast! Frage, warum du nicht längst vernichtet bist! Warum du nicht auf der Reede von Yarmouth ertrunken, nicht in dem Seegefecht mit dem Mann von Saleh getötet, nicht von den Bestien an der afrikanischen Küste gefressen oder hier ertrunken bist, als alle deine Reisegefährten untergingen. Willst du noch fragen, was du gesündigt hast?«*

Diese Gedanken überfielen mich mit einer solchen Gewalt, dass ich wie niedergedonnert in düsteren Sinnen nach meiner Behausung zurückschlich. Ich hatte keine Lust zu schlafen, sondern saß in meinem Stuhl, nachdem ich beim Dunkelwerden meine Lampe angezündet hatte.

Jetzt fiel mir ein, dass die Brasilianer sich als eines Heilmittels in fast allen Krankheiten des Tabaks bedienen und dass ich in einer meiner Kisten ein Stück einer Tabaksrolle, das völlig zubereitet war, sowie ein anderes noch in grünem und unfertigem Zustand befindliches aufbewahrte.

Die Erinnerung hieran, die mir ohne Zweifel der Himmel selbst eingegeben hat, trieb mich zu jener Kiste, in der ich ein **Labsal** für Leib und Seele fand. Ich öffnete sie, nahm den Tabak und, da die wenigen Bücher, die ich gerettet hatte, auch dort lagen, auch eine der erwähnten Bibeln heraus, in welcher ich früher weder Zeit noch Lust gehabt hatte zu lesen. Beides legte ich auf meinen Tisch.

Da ich nicht wusste, wie der Tabak anzuwenden sei, machte ich verschiedene Versuche, um zu sehen, ob er mir auf eine oder die andere Weise helfen könne. Zunächst kaute ich ein Stück eines Blattes, fühlte mich aber davon, da der Tabak noch grün und kräftig und ich nicht daran gewöhnt war, wie betäubt. Außerdem weichte ich einige Stückchen etliche Stunden in Rum auf, in der Absicht, davon einen Schluck beim Schlafengehen zu nehmen. Endlich verbrannte ich eine Portion Kohlen und hielt meine Nase in den Dampf, so lange ich es aushalten konnte.

In den Pausen dieser Beschäftigung griff ich nach der Bibel und fing an, darin zu lesen. Doch war mir der Kopf von dem Tabakrauch zu verwirrt, um lange dabei zu bleiben. Als ich das Buch aufs **Geratewohl** geöffnet, fiel mir die Stelle zuerst ins Auge: »*Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten und du sollst mich **preisen**.*«

Diese Worte passten so sehr für meine Lage, dass sie einen gewissen Eindruck auf mich hervorbrachten, jedoch war dieser für jetzt noch nicht so tief wie der, den dieselben Worte später in mir hervorriefen. Denn das Wort Errettung schien mir noch, sozusagen, ohne Sinn für mich; die Erlösung aus meiner Einsamkeit dünkte mich so fern und so unmöglich, dass ich, gleich den **Kindern Israel**, die, als ihnen Fleisch verheißen wurde, sprachen: »*Kann Gott uns einen Tisch in der Wüste decken?*« sagte: »*Vermag auch Gott selbst mich wohl zu erretten aus dieser Öde?*« Da die folgenden Jahre hindurch sich auch wirklich kein Hoffnungsschimmer in

dieser Hinsicht zeigte, so kehrte jener Gedanke noch oft in mir wieder. Gleichwohl aber gaben mir jene Worte von jetzt an Veranlassung zu häufigem Nachdenken.

Weil es inzwischen spät geworden war und die Betäubung durch den Tabak mich schläfrig gemacht hatte, ging ich, nachdem ich meine Lampe hatte brennen lassen, zu Bett. Ehe ich mich aber niederlegte, tat ich, was ich in meinem ganzen Leben nicht getan hatte. Ich kniete nieder und betete zu Gott, dass er seine **Verheißung** an mir erfüllen und mich erretten möge, wenn ich ihn anrufe in der Not.

Hierauf trank ich den Rum, in den ich den Tabak getaucht hatte, der Trank war jedoch so scharf und bitter, dass ich ihn fast nicht hinunterzubringen vermochte. Kaum zu Bette gestiegen, fiel ich in einen tiefen Schlaf und erwachte erst gegen drei Uhr des folgenden Nachmittags. Ja, zuweilen bilde ich mir noch bis auf den heutigen Tag ein, damals auch den ganzen anderen Tag und die nächste Nacht hindurch geschlafen zu haben. Denn, wie sich einige Jahre später zeigte, fehlte mir ein Tag in meiner Zeitrechnung, ohne dass ich wusste, wohin er gekommen war. Sei dem aber wie ihm wolle, ich fühlte mich beim Erwachen ungemein erfrischt und meinen Lebensmut heiter gekräftigt. Als ich aufgestanden war, konnte ich besser gehen als früher und spürte Hunger. Auch blieb ich am nächsten Tag (den 29. Juni) vom Fieber frei und erholte mich von da an allmählich ganz.

**Den 30. Juni** hatte ich gleichfalls einen fieberfreien Tag und ging daher mit dem Gewehr aus, entfernte mich jedoch absichtlich nicht weit. Ich schoss einige Seevögel von der Art der Baumgänse und brachte sie heim. Da ich jedoch keine große Lust verspürte, sie zu verzehren, begnügte ich mich wieder mit einigen Schildkröteneiern, die mir trefflich mundeten. Am Abend wiederholte ich das Mittel, das mir am vorigen Tage gut bekommen zu sein schien. Ich nahm wieder etwas von dem Rum, in welchem ich Tabak erweicht hatte, jedoch weniger als das erste Mal und unterließ auch, den Tabak zu kauen und den Rauch einzuatmen. Doch fühlte ich mich am anderen Morgen (es war der 1. Juli) nicht so wohl, als

ich gehofft hatte, hatte auch einen neuen Fieberanfall, doch war er nicht stark.

**Den 2. Juli.** An diesem Tage wandte ich den Tabak wieder auf die drei erwähnten verschiedenen Arten an und betäubte mich wie früher, indem ich diesmal die Menge des Aufgusses verdoppelte.

**Den 3. Juli.** Das Fieber kehrte von jetzt an nicht wieder, obwohl ich erst nach mehreren Wochen ganz wieder zu Kräften kam. Während ich mich erholte, kehrten meine Gedanken immer wieder zu den Worten der Schrift zurück: »*So will ich dich erretten*«. Die Unmöglichkeit meiner Befreiung bedrückte mir das Gemüt schwer, obwohl ich doch immer wieder auf eine solche harrete. Da aber fiel mir plötzlich ein, dass ich ja über diese große Betrübniß die mir wirklich schon zu Teil gewordene Rettung vergessen habe. Ich fragte mich: Bist du nicht, wie durch ein Wunder von deiner Krankheit erlöst, aus der trostlosesten Lage, in der jemand sein kann? Und hast du dafür deinen schuldigen Dank gezollt? Gott hat dich gerettet, und du hast ihn nicht dafür gepriesen. Wie darfst du auf eine größere Errettung hoffen? Dies bewegte mir das Herz so sehr, dass ich alsbald nieder kniete und Gott laut für meine Genesung dankte.

## Kapitel 6: Herr und König dieses Landes

Den 4. Juli. Am Morgen nahm ich die Bibel und fing an, aufmerksam im **Neuen Testament** zu lesen. Ich machte mir zur Vorschrift, von jetzt an jeden Abend und Morgen eine Weile darin zu lesen, ohne mich jedoch dabei an eine bestimmte Kapitelzahl zu binden, sondern nur so lange, als meine Gedanken dabei haften würden. Nicht lange, nachdem ich diese Tätigkeit begonnen, fühlte ich eine tiefe und aufrichtige Betrübniß über die Verworfenheit meines vergangenen Lebens. Mein Traum wurde wieder in mir lebendig und die Worte: *»Alles dieses hat dich nicht zur Buße geführt«*, traten mir vor die Seele. Ich hatte Gott ernstlich angefleht, dass er mir Reue ins Herz gebe, als ich zufällig an demselben Tag auf die Schriftstelle stieß: *»Den hat Gott durch seine rechte Hand erhöht zu einem Fürsten und Heiland, zu geben Israel Buße und Vergebung der Sünden«*. Ich legte das Buch fort und Herz und Hand in einer Art freudigen **Entzückens** zum Himmel erhebend, rief ich laut: *»Jesus, du Sohn Davids, Jesus, du erhöhter Fürst und Heiland, gib mir ein bußfertiges Herz!«*

Das war das erste Mal im Leben, dass ich mit Wahrheit behaupten konnte, gebetet zu haben. Denn ich hatte aus dem tiefsten Gefühle meiner Lage und in einer Hoffnung zu Gott gerufen, die auf seine **Verheißung** gegründet war und von jetzt an fasste ich auch den Glauben, dass Gott mich erhören würde. Das war das erste Mal im Leben, dass ich mit Wahrheit behaupten konnte, gebetet zu haben. Denn ich hatte aus dem tiefsten Gefühle meiner Lage und in einer Hoffnung zu Gott gerufen, die auf seine Verheißung gegründet war, und von jetzt an fasste ich auch den Glauben, dass Gott mich erhören würde.

Ich verstand jetzt die früher erwähnten Worte: *»Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten«* in einem anderen Sinn als damals, wo ich dabei nur an meine Erlösung aus der Gefangenschaft dachte (denn wie groß auch die Insel war, auf der ich lebte, so war sie doch für mich ein Gefängnis im schlimmsten Sinne des Wortes). Nun aber, jene Stelle anders verstehend, suchte ich, in Furcht und Schrecken über die Sünden meiner vorigen Tage, nur Befreiung von dem Gewicht der Schuld, die auf meiner Seele

lag. Mein einsames Leben bekümmerte mich nun nicht mehr. Ich bat nicht um und dachte nicht an Erlösung aus demselben; es schien mir nichts im Vergleich zu jenem Elend. Und dies sei für alle meine Leser gesagt: dass, wenn sie zur Erkenntnis der Wahrheit gekommen sind, sie die Erlösung von der Sünde als einen viel größeren Segen empfinden werden als die Befreiung aus der **Trübsal**.

Doch ich wende mich nun wieder zu meinem Tagebuch. Meine Lage war zwar jetzt so elend wie früher, aber sie bedrückte meine Seele weit weniger. Meine Gedanken richteten sich durch Gebet und Lesen in der Schrift auf Dinge höherer Art. Ich fühlte einen Trost in mir, wie ich ihn vorher nie empfunden hatte und jetzt kehrte auch meine volle Kraft und Gesundheit zurück. Ich entschloss mich, mir alles, was ich bedurfte, durch Arbeit zu verschaffen und von nun an ein möglichst regelmäßiges Leben zu führen.

**Vom 4. bis 14. Juli** verwendete ich meine Zeit zu neuen ausgedehnteren Gängen mit meinem Gewehr. Es ist kaum zu glauben, wie sehr herunter und schwach ich mich anfangs dabei fühlte. Die Heilmittel, die ich gebraucht hatte, waren gewiss niemals vorher von jemandem gegen das Fieber angewendet worden und ich kann das Experiment auch niemandem empfehlen. Denn wiewohl es mich von dem Fieber befreit hatte, war ich doch auch wieder dadurch sehr geschwächt worden und litt noch geraume Zeit hindurch in Folge desselben an Nervenzucken und Zittern. Ich erkannte jetzt auch, dass es meiner Gesundheit sehr nachteilig sei, während der Regenzeit auszugehen, besonders wenn der Regen von Wind und Sturm begleitet war. Sodann bemerkte ich, dass der im September und Oktober fallende Regen bei stürmischem Wetter mir viel gefährlicher war, als Sturm und Regen, wenn sie in der trockenen Zeit auftraten.

Ich befand mich jetzt schon über zehn Monate auf meiner einsamen Insel. Eine Möglichkeit, aus meiner trostlosen Lage befreit zu werden, schien mir nicht mehr vorhanden, weil ich fest glaubte, es habe noch nie ein menschliches Wesen außer mir einen Fuß auf diese Erde gesetzt.

Da ich jetzt meine Behausung hinlänglich gesichert zu haben meinte, spürte ich lebhaftes Verlangen, die Insel genauer kennenzulernen und zu untersuchen, was für mir noch unbekannte Erzeugnisse darauf zu finden seien.

Ich begann diese Nachforschung **am 15. Juli**. Zunächst begab ich mich nach der kleinen Bucht, in die ich meine Flöße gesteuert hatte. Nachdem ich von dort aus den Fluß etwa zwei **Meilen** stromaufwärts verfolgt hatte, bemerkte ich, dass hier die Flut nicht weiter ging und dass die Bucht sich in einem kleinen reißenden Bach von sehr frischem und klarem Wasser fortsetzen. Da es aber gerade die trockene Jahreszeit war, fand sich an einigen Stellen fast gar kein Wasser, oder es fehlte wenigstens eine sichtbare Strömung. An den Ufern des Baches traf ich auf liebliche, grasreiche Wiesen und an den höher gelegenen Uferstellen, welche das Wasser vermutlich nie erreichte, grüntem zahlreiche Tabakblätter auf starken und hohen Stengeln. Auch andere, mir aber unbekannte Pflanzen, die vielleicht, ohne dass ich es wusste, besondere gute **Eigenschaften** besaßen, fanden sich dort. Ich suchte vor allem nach der **Maniokpflanze**, welche den Indianern in diesen Erdgegenden überall statt des Brotes dient, aber es war keine zu sehen. Dagegen bemerkte ich große **Aloestauden** und etwas wildes, aus Mangel an Pflege verkümmertes Zuckerrohr.

Für diesmal begnügte ich mich mit diesen Entdeckungen und kehrte heim, indem ich bei mir überlegte, auf welche Art es mir gelingen könnte, die etwaige Trefflichkeit einer oder der anderen Pflanzenfrucht zu entdecken. Mein Nachdenken war jedoch fruchtlos. Ich hatte mich während meines Aufenthalts in Brasilien zu wenig mit der Beobachtung der Pflanzenwelt abgegeben, um aus dieser jetzt irgendwelchen Nutzen ziehen zu können.

Am nächsten Tag, **den 16. Juli**, schlug ich wieder denselben Weg ein. Etwas weiter als früher vorgedrungen, stieß ich auf das Ende des Baches und der Wiesen und die Gegend fing an, waldiger zu werden. Hier fand ich verschiedene Früchte, besonders eine Menge Melonen und Weintrauben. Die Reben rankten sich von Baum zu Baum und die Beeren waren gerade in voller Reife. Diese überraschende Entdeckung erfreute mich sehr;

doch warnte mich vor zu reichlichem Genuss die Erinnerung daran, dass während meines Aufenthalts an der **Barbarenküste** einige englische Sklaven in Folge übermäßigen Weintrauben Essens an der **Ruhr** und dem Fieber gestorben waren. Gleichwohl machte ich mir die Trauben vortrefflich zu Nutze. Ich hob sie nämlich in der Sonne getrocknet als Rosinen auf, die mir für die Zeit, wenn es keine Trauben mehr geben würde, als eine angenehme Speise dienen sollten.

Da ich den ganzen Abend an jenem Platz verweilt hatte, konnte ich nicht mehr zu meiner Behausung zurückkehren. Zum ersten Mal schlief ich sozusagen außer dem Haus; das heißt, ich erstieg wieder, wie in der ersten Nacht nach meiner Ankunft auf der Insel, einen Baum und ruhte dort vortrefflich. Am anderen Morgen setzte ich meinen Weg fort, und zwar nach meiner Berechnung etwa vier **Meilen** das Tal entlang, das sich zwischen zwei Hügelreihen nordwärts erstreckte. Am Ende meiner Wanderung kam ich zu einer Lichtung, von der aus die Gegend sich westlich auszudehnen schien. Ein frischer Quell, der seitwärts von mir an einer Anhöhe entsprang, nahm seinen Weg nach Osten hin. Die Landschaft bot einen üppig blühenden, saftgrünen Anblick und erschien wie ein wohl gepflegter Garten. Ich stieg ein wenig an der Seite dieses lieblichen Tals herab und überblickte es mit einer Art wehmütiger Freude in dem Gedanken, dass dies alles mir gehöre, dass ich unbestreitbarer Herr und König dieses Landes sei und dass, wenn ich es in bewohnte Gegend versetzen könnte, es ein Erbe so groß, wie nur irgendein Lord in England es besitzen mag, repräsentieren würde.

Rings umher standen Kokosnussbäume in Menge, auch Orangen-, Limonen- und Zitronenbäume, aber alle wild und gegenwärtig nur mit wenigen Früchten behangen. Indes schmeckten die grünen Limonen, die ich brach, nicht nur vortrefflich, sondern später verschaffte mir der Saft, den ich mit Wasser mischte, auch ein sehr gesundes, kühles und **labendes** Getränk. Ich hatte nun alle Hände voll zu tun, um Früchte zu sammeln und heim zu bringen, da ich beabsichtige, mir einen Vorrat von Trauben, Limonen und Zitronen für die Regenzeit, die ich nahe wusste, zu sammeln. Zu diesem Zweck häufte ich eine große Menge

von Trauben auf, sammelte eine kleinere an einem anderen Platze und einen guten Teil der Limonen in einem dritten Haufen. Einige der Früchte nahm ich sogleich mit nach Hause, den Rest gedachte ich in einem Beutel oder Sack zu holen. Nach dreitägiger Entfernung zu meiner Wohnung zurück gelangt, fand ich, dass die Trauben, die ich bei mir trug, unterwegs verdorben waren; ihre eigene Schwere hatte die Beeren zerdrückt, während die wenigen Limonen, die ich mitgenommen, sich unversehrt erhalten hatten.

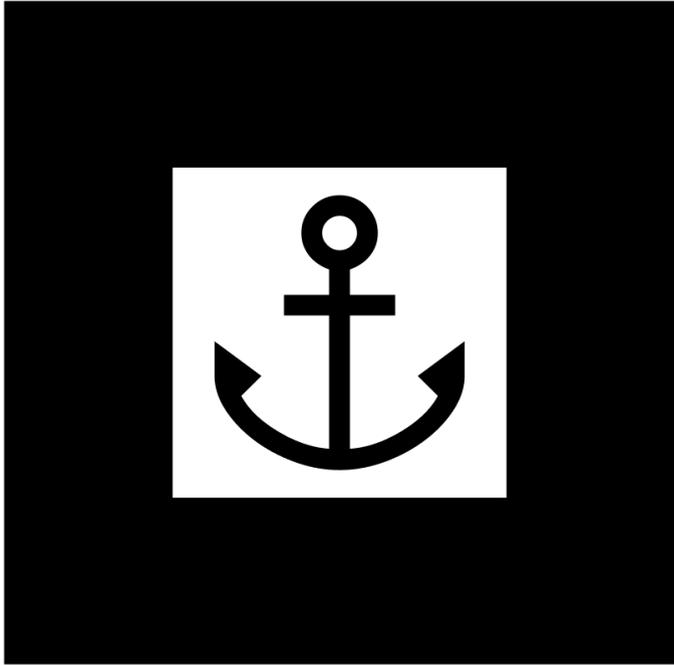
Am nächsten Tage, **den 19. Juli**, ging ich mit zwei kleinen Säcken versehen, um meine Ernte zu holen. Aber wie erstaunte ich, als ich zu meinen angehäuften Trauben, die, während ich sie gepflückt hatte, so voll und schön gewesen waren, kam, sie zerstreut, zerrissen, zertreten und zum Teil verzehrt fand. Ich schloss daraus, dass das Unheil von wilden, mir unbekanntem Tieren angerichtet sei. Da ich somit die Unmöglichkeit einsah, die Trauben hier aufgehäuft liegen zu lassen, und da ich sie auch nicht in meinen Säcken mitnehmen konnte, weil sie in jenem Fall gefressen, in diesem verdorben sein würden, verfiel ich auf ein anderes Auskunftsmittel: nachdem ich nämlich eine große Menge Trauben gesammelt hatte, hing ich sie an Baumzweigen auf, um sie in Sicherheit von der Sonne trocknen zu lassen. Von den Zitronen und Limonen nahm ich dagegen soviel mit, wie ich nur zu tragen vermochte.

Auf dem Heimweg betrachtete ich mit großer Freude die Fruchtbarkeit des Tals und die Lieblichkeit der Gegend, die auch vor Stürmen geschützt und mit Wasser und Holz reichlich versehen war. Jetzt machte ich mir Vorwürfe, dass ich meine Behausung törichter Weise an einer Stelle angeschlagen hatte, die in bei weitem der ungünstigsten Gegend der Insel gelegen sei und begann ernstlich an eine Wohnungsveränderung zu denken und mich nach einem Obdach, das gleiche Sicherheit wie mein jetziges biete, in diesem reizenden fruchtbaren Teil des Landes umzusehen.

Dieser Gedanke ging mir sehr im Kopf herum und reizte mich eine Weile außerordentlich. Bei näherer Betrachtung aber erwog ich, dass ich jetzt auf der Seeseite wohnte, wo mindestens die Möglichkeit vorhanden war,

dass sich ein erwünschtes Unheil ereignen und ein gleiches Missgeschick wie das meinige auch andere Unglückliche dort ans Land geraten lassen könnte. Wie unwahrscheinlich das auch **bedünken** mochte, so hieß doch, mich in den Hügeln und Wäldern inmitten der Insel anzusiedeln auf meine Erlösung geradezu Verzicht leisten und so kam ich dann auch zur Einsicht, dass ich deshalb auf keinen Fall meine Wohnung verändern dürfe. Da ich aber förmlich verliebt in jene Gegend war, brachte ich einen großen Teil meiner Zeit während des Restes des Monats Juli dort zu. Ich baute mir eine Art von kleiner Laube, die ich in einiger Entfernung mit einem starken Zaun, so hoch wie ich mit den Armen reichen konnte, umgab. Dort schlief ich zuweilen mehrere Nächte hintereinander ganz ruhig, indem ich den Zaun wie den um meine alte Wohnung mit einer Leiter überkletterte. So konnte ich mir dann einbilden, jetzt ein Landhaus und ein Haus an der Küste zu besitzen.

Jene Arbeiten nahmen mich bis zum Anfang des August in Anspruch. Kaum hatte ich die Einfriedigung vollendet und fing an, mich an den Früchten meiner Arbeit zu erfreuen, als die **Regenzeit** mich fest in meiner zuerst gewählten Behausung einschloss. Denn wiewohl ich in der zweiten mir von einem Stück eines Segels gleichfalls ein Zelt errichtet hatte, fehlte mir dort doch der Schutz eines Hügels, um die Stürme abzuhalten, sowie auch eine Höhle, um darin bei ungewöhnlich starkem Regen Schutz zu suchen.



**Am 3. August** schienen mir die aufgehängten Trauben hinlänglich trocken; sie waren auch wirklich zu trefflichen Rosinen geworden. Ich fing an, sie von den Bäumen abzunehmen und das war gut, denn der Regen würde sie außerdem bald verdorben und mich um den besten Teil meines Winterunterhalts gebracht haben. Nachdem ich nämlich über zweihundert große Trauben eingeheimst und in meine Höhle geschafft hatte, begann der Regen und dauerte vom 14. August bis zur Mitte des Oktobers fort. Einige Male war er so heftig, dass ich mehrere Tage hindurch meine Höhle nicht verlassen konnte.

Während dieser Zeit wurde ich durch einen Familienzuwachs sehr überrascht. Ich hatte eine Weile in Sorgen um eine meiner Katzen gelebt, die verschwunden gewesen war, sodass ich geglaubt hatte, sie sei umgekommen. Nachdem sie geraume Zeit nichts von sich hatte sehen und hören lassen, kam sie plötzlich gegen Ende des August mit drei Jungen heim. Dies befremdete mich sehr. Zwar hatte ich einmal eine wilde Katze geschossen, aber, wie mir schien, war dieselbe von der europäischen Art völlig verschieden gewesen und ich hatte daher geglaubt, die hier einheimische Art würde sich mit jener nicht paaren. Die Kätzchen glichen aber ganz der Mutter und da meine beiden Katzen Weibchen waren, fand ich das sehr seltsam. Durch diese drei Katzen wurde ich später so mit Katzen überschwemmt, dass ich sie wie Ungeziefer oder wilde Tiere tötete und mit aller Anstrengung von meiner Wohnung verscheuchen musste.

**Vom 14. bis zum 26. August** fortwährend Regen. Ich konnte nicht ausgehen und suchte mich nur möglichst vor der Nässe zu schützen. In dieser Eingeschlossenheit ging mir die Nahrung auf die Neige; ich wagte mich daher zweimal hinaus, schoss den einen Tag eine Ziege und fand am anderen eine große Schildkröte, die mir einen wahren Leckerbissen bot. Meine Mahlzeiten hatte ich jetzt folgendermaßen geregelt: zum Frühstück genoss ich einige Rosinen, als Mittagessen ein Stück **gedörertes** Ziegenfleisch oder etwas geröstete Schildkröte (denn um zu kochen mangelte mir zu meinem großen Bedauern ein taugliches Gefäß). Mein Abendessen bestand regelmäßig aus einigen Schildkröteneiern.

Während jener durch den Regen bewirkten Gefangenschaft arbeitete ich täglich mehrere Stunden daran, meine Höhle zu erweitern. Ich gelangte dabei bis zur entgegengesetzten Außenseite des Hügels und legte mir auf dieser eine Tür an, durch die ich nun ein- und ausgehen konnte. Es war mir zwar nicht ganz wohl zu Mute bei dem Gedanken, so offen und frei dazuliegen. Früher war ich vollkommen abgeschlossen gewesen, während jetzt alles, was Lust hatte, zu mir gelangen konnte. Jedoch hatte ich bis dahin kein lebendes Wesen auf der Insel bemerkt, das ich zu fürchten brauchte; denn die größten Tiere, die ich bisher hier gesehen, waren die Ziegen gewesen.

**Den 30. September.** Es war jetzt ein Jahr seit meiner Ankunft vergangen, wenigstens fand ich beim Zusammenzählen der Einschnitte an meinem Pfahl, dass ich bereits 365 Tage auf der Insel gelebt hatte. Ich fastete diesen Jahrestag über und verwendete ihn zu **frommen** Übungen. Ich warf mich nieder in aufrichtiger **Demut**, bekannte meine Sünden vor Gott, erkannte sie an als gerechtes Gericht über mich und flehte zu ihm, er möge um Jesu Christi willen mir gnädig sein. Nachdem ich zwölf Stunden ohne die geringste Erfrischung geblieben war, verzehrte ich nach Sonnenuntergang ein Stück Zwieback und eine Traube mit getrockneten Beeren und legte mich dann zu Bett, nachdem ich den Tag mit einem Gebete, wie ich ihn begonnen, auch beschlossen hatte. Bisher war nicht ein einziger Sonntag von mir gefeiert worden, da ich anfangs aus Mangel an religiöser Stimmung unterlassen hatte, die Wochen zu bezeichnen und daher später die Tage nicht mehr zu unterscheiden vermochte. Nun aber teilte ich bei der Berechnung der Tage nachträglich das verflossene Jahr in Wochen und zeichnete den siebenten Tag als Sonntag aus. Bald darauf nahm ich wahr, dass meine Tinte auf die Neige ging und ich setzte mir daher vor, von nun an nur noch die bemerkenswertesten Ereignisse meines einsamen Lebens aufzuzeichnen.

Jetzt, wo ich allmählich die Regelmäßigkeit im Eintreten der trockenen und nassen Jahreszeit erkannt hatte, war ich auch im Stande, für jede die richtigen Vorkehrungen zu treffen. Wie ich jedoch all meine Erfahrungen

teuer erkaufen musste, war es auch mit derjenigen der Fall, von welcher ich jetzt berichten will, ja sie war eine der entmutigendsten unter allen.

Wie erwähnt, hatte ich die wenigen so wunderbar aufgesprossenen Gersten- und Reisähren aufbewahrt. Es waren, wenn ich nicht irre, dreißig Reis- und etwa zwanzig Gerstenhalme. Weil ich glaubte, es sei jetzt nach dem Regen, als die Sonne sich südlich von mir entfernte, Zeit, die Körner zu säen, grub ich, so gut es mit meinem hölzernen Spaten gehen wollte, ein Stück Land um und streute das Korn in zwei Abteilungen darauf. Wegen meiner nicht völligen Sicherheit darüber, ob es die geeignete Zeit sei, verbrauchte ich zunächst nur zwei Drittel des Korns und behielt etwa eine Handvoll von jeder Art zurück. Das gereichte mir später zu großem Trost; denn nicht ein einziges Korn ging auf, da die trockenen Monate folgten und die Erde des Regens entbehrte, auch kein Düngemittel das Wachstum unterstützte. Erst in der feuchten Jahreszeit entwickelte sich meine Aussaat, wie wenn sie erst kurz zuvor geschehen sei. Als ich mein Korn nicht wachsen sah, suchte ich eine feuchtere Stelle des Bodens auf, um einen weiteren Versuch zu machen. Ich grub ein Stück Landes in der Nähe meiner Laube um und säete den Rest meines Korns dort im Februar kurz vor dem **Frühlingsäquinoktium** aus. Da die regnerischen Monate März und April folgten, ging es denn dort auch üppig auf und gab reichlichen Ertrag. Weil ich aber nur wenig Korn gehabt hatte, betrug meine ganze Ernte auch nur eine halbe **englische Metze** von jeder Art. Doch war ich durch diese Erfahrung gewitzigt, kannte jetzt die zur Aussaat geeigneten Zeiten und wusste, dass ich jährlich zweimal säen und ernten konnte.

Während mein Korn wuchs machte ich eine kleine Entdeckung, die mir später nützlich wurde. Sobald der Regen vorüber war und das Wetter sich aufheiterte, was gegen den November hin geschah, besuchte ich nämlich meine Laube nach monatelanger Abwesenheit einmal wieder. Ich fand alles dort, wie ich es verlassen habe. Die von mir angelegte Doppelhecke war nicht nur fest und unversehrt, sondern es waren auch die Pfähle, die ich von benachbarten Bäumen abgehauen hatte, ausgeschlagen und hatten hohe Zweige getrieben, wie es die Weidenbäume im ersten Jahre,

nachdem sie geköpft sind, zu tun pflegen. Die Baumart, von der ich die Pfähle nahm, konnte ich nicht nennen. Ich war sehr angenehm überrascht, die jungen Stämme grünen zu sehen, beschnitt sie und suchte sie zu möglichst gleichmäßiger Höhe zu gestalten. Es ist kaum glaublich, wie schön sie binnen drei Jahren heranwachsen. Denn wiewohl der Kreis, den sie beschrieben, gegen fünfundzwanzig Ellen im Durchmesser hielt, bedeckten sie ihn doch vollständig und gewährten so viel Schatten, dass ich fast die ganze trockene Jahreszeit hindurch mich unter demselben aufzuhalten pflegte.

Dies veranlasste mich, weitere Pfähle zu fällen und mir eine ähnliche **Umfriedigung** auch um meine erste Wohnung anzulegen. Ich schlug die Palissaden etwa acht Ellen entfernt von der früher angelegten Einzäunung und in einer Doppelreihe ein, sie wuchsen prächtig heran und gewährten meiner Wohnung nicht nur Schatten, sondern dienten, wie ich seiner Zeit erzählen werde, mir später auch zur Verteidigung.

Ich beobachtete, dass das Jahr hier nicht, wie in Europa, in Sommer und Winter, sondern in regnerischen und trockenen Zeiten zerfiel. Das Verhältnis stellte sich so: die Hälfte des Februar, der März und der halbe April gehörten zur Regenzeit, da die Sonne der **Tagundnachtgleiche** nahe war. Der halbe April, der Mai, Juni, Juli und der halbe August, wenn die Sonne nördlich vom Äquator stand, waren trocken. Die zweite Hälfte des August, der September und der halbe Oktober gehörten wieder zur Regenzeit, dagegen zählte zur trockenen Periode: der Rest des Oktober, der November, Dezember, Januar und die erste Hälfte des Februar, wenn die Sonne südlich vom Äquator stand.

Zuweilen dauerte die Regenzeit länger oder kürzer, je nachdem der Wind wehte. Nachdem ich die üblen Wirkungen meiner Ausgänge in der nassen Periode erkannt hatte, trug ich Sorge dafür, mich stets mit den nötigen Vorräten zu versehen, um während der regnerischen Monate zu Hause bleiben zu können. Diese Zeit verwendete ich sehr zweckmäßig, um mich mit allerlei Dingen auszurüsten, deren Herstellung nur durch schwere und langwierige Arbeit zu bewirken war. So machte ich namentlich verschiedene Versuche, einen Korb zu Stande zu bringen. Alle Zweige

aber, mit denen ich es probierte, waren unbrauchbar wegen ihrer großen Sprödigkeit. Jetzt gereichte es mir sehr zum Vorteil, dass ich als Knabe in meiner Vaterstadt oft mit großem Vergnügen dem Hantieren eines Korbmachers zugeschaut hatte. Ich war damals, wie Jungen pflegen, sehr dienstfertig gewesen, dem Korbflechter zu helfen und hatte mir daher vollkommene Kenntnis seiner Methode angeeignet, sodass mir jetzt nur das Material fehlte. Da fiel es mir ein, dass die Zweige des Baumes, von dem ich meine Pfähle geholt habe, vielleicht so geschmeidig seien wie in England die Weidenruten. Daher begab ich mich sogleich am nächsten Tag zu meinem sogenannten Landhaus, schnitt einige dünnere Zweige ab und fand sie zu meinem Zweck so geeignet, wie ich es mir nur wünschen konnte. Ich holte mir daher am folgenden Tage, mit dem Beil versehen, eine große Menge derselben, legte sie zum Trocknen innerhalb meiner Einfriedigung nieder und brachte sie, als sie brauchbar waren, in meine Höhle. Hier fertigte ich mir während der nächsten Regenzeit eine Menge von Körben, teils um Erde oder anderes darin zu tragen, teils um allerlei darin aufzubewahren. Meine Arbeit geriet zwar nicht sehr schön, aber ihre Resultate waren doch vollkommen zweckentsprechend. Später trug ich Sorge, immer einen Vorrat von Körben zu haben und fertigte mir, sobald die früheren abgenutzt waren, eine Anzahl neue. Dabei kam es mir besonders darauf an, die Körbe möglichst stark und tief zu machen, um darin, statt in Säcken, mein Korn aufbewahren zu können, wenn ich davon einmal einen großen Vorrat haben würde.

Nachdem ich diese eine schwierige Aufgabe mit unendlichem Zeitaufwand glücklich gelöst hatte, dachte ich daran, mich mit zwei anderen nötigen Gegenständen, wenn möglich, zu versehen. Ich besaß nämlich kein Gefäß, um Flüssigkeiten darin aufzubewahren, außer zwei, beinahe noch ganz mit Rum abgefüllten Fässchen und einigen Glasflaschen, die teils die gewöhnliche Form hatten, teils viereckig waren. Zur Benutzung beim Kochen hatte ich nichts als einen aus dem Schiff geretteten großen Kessel, der zur Bereitung von **Bouillon** und zum Kochen kleiner Stückchen Fleisch zu umfangreich war. Das Zweite, wonach ich großes Verlangen trug, war eine Tabakspfeife. Obschon mir anfangs die Verfertigung einer solchen ganz unmöglich schien, gelang es

mir endlich doch, eine zu erfinden. Die Anlegung meiner Doppelreihe von Pfählen und die Korbmacher-Arbeit beschäftigten mich den ganzen Sommer, das heißt die ganze trockene Jahreszeit hindurch.

Ich sprach schon von meiner großen Lust, die ganze Insel kennenzulernen und dass ich schon früher an dem Bache herauf bis an die Stelle, wo ich meine Laube angelegt habe, und weiterhin, wo ich den Ausblick nach der See auf der anderen Seite der Insel hatte, gekommen war. Jetzt beschloss ich, einmal meinen Weg längs der Seeküste auf jener Seite hin zu nehmen und machte mich denn auch mit meiner Flinte, einem Beil, meinem Hund und mit einer größeren **Quantität** von Pulver und Blei als gewöhnlich, sowie mit zwei Zwiebacken und einem großen Bündel Rosinen in meinem Beutel auf die Wanderung. Nachdem ich das Ende des Tals, in welchem sich meine Laube befand, passierte, bekam ich bald das Meer in Sicht. Da es ein außerordentlich heller Tag war, entdeckte ich plötzlich in der Ferne Land, konnte aber nicht unterscheiden, ob es eine Insel oder Festland sei. Es lag hoch und streckte sich von Westen nach Westsüdwesten in langer Ausdehnung hin. Nach meiner Berechnung müsste es mindestens fünfzehn bis zwanzig **Meilen** von meiner Insel entfernt sein.

Es war mir unbekannt, was für ein Stück Erde das sein mochte, nur so viel glaubte ich zu wissen, dass es zu Amerika gehöre und allen meinen Beobachtungen nach in der Nähe der spanischen Besitzungen liegen müsse. Vielleicht mochte es von Wilden bewohnt sein und wenn ich dort ans Land geraten wäre, hätte ich mich wohl noch in schlimmerer Lage befunden als hier. Dieser Gedanke söhnte mich noch mehr aus mit der Fügung der **Vorsehung**, die, wie ich jetzt einzusehen begann, alles aufs Beste ordnet. Meine Seele wurde nun ruhiger und ich quälte mich nicht mehr mit fruchtlosen Wünschen, anderswo zu leben.

Übrigens sagte ich mir, dass, wenn jenes Land wirklich zur spanischen Küste gehöre, sich früher oder später sicherlich in der Nähe desselben ein Schiff zeigen werde. War das Erstere aber nicht der Fall, so konnte jene Küste nur von den zwischen den spanischen Kolonien und Brasilien hausenden Wilden bewohnt sein, welche die schlimmsten von allen,

nämlich Kannibalen oder Menschenfresser sind und alle menschlichen Geschöpfe, die in ihre Hände fallen, ermorden und verzehren.

Unter solchen Gedanken schritt ich gemächlich weiter. Wie ich bemerkte, war die Inselfeite, auf der ich mich jetzt befand, weit **anmutiger** als die meinige. Es gab hier blumengeschmückte **Savannen** oder Wiesen und schönes Gehölz fand sich in Menge. Ich erblickte eine große Anzahl von Papageien und es überkam mich stark die Lust, mir einen zu fangen, um ihn zu zähmen und sprechen zu lehren. Nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang es mir auch, eines jungen Tieres dieser Vogelart habhaft zu werden, das ich mit einem Stock vom Baum schlug und, nachdem es sich erholt hatte, nach Hause trug. Es währte mehrere Jahre, bis dieser Papagei sprechen lernte, endlich aber hatte er gelernt, mich ganz verständlich bei meinem Namen zu rufen. Ein Vorfall, der sich hieran knüpfte, soll, obwohl er an sich unbedeutend ist, später zum **Ergötzen** des Lesers mitgeteilt werden.

Ich war sehr befriedigt von meiner Wanderung. In den Tälern hatte ich Hasen, wenigstens hielt ich einige mir begegnende Tiere für solche und Füchse angetroffen. Doch unterschieden sie sich wesentlich von denen, die mir anderweitig vorgekommen waren und lieferten mir auch kein Nahrungsmittel, obwohl ich einige davon erlegte. Übrigens litt ich auch in Bezug auf **Viktualien** jetzt keinen Mangel, denn ich war mit solchen von trefflicher Qualität versehen und zwar besonders mit dreierlei Fleischarten, nämlich dem der Ziegen, Tauben und Schildkröten. Die Rosinen dazu gerechnet, hätte selbst der Markt von **Leadenhall** wenigstens für einen einzelnen Menschen keine besseren **Tafelfreuden** liefern können als diese. So hatte ich, wie traurig meine Lage auch sein mochte, doch Grund genug zur Dankbarkeit. Litt ich doch so wenig Mangel an Unterhalt, dass ich eher im Überfluss, und zwar sogar an nahrhaften Leckerbissen lebte.

Während meiner Entdeckungsreise machte ich nicht viel über zwei **Meilen** des Tags, dennoch kehrte ich stets durch viele Umwege, die ich einschlug, um Wahrnehmungen zu machen, müde genug zu dem Platze zurück, den ich ein- und für allemal zu meinem Nachtlager bestimmt

hatte. Ich schlief dort entweder auf einem Baum oder bildete mir eine Einfriedigung, indem ich rings um mich her Pfähle einsteckte oder solche von einem Baum zum anderen legte. So konnten wilde Tiere nicht in meine Nähe kommen, ohne dass ich aufwachte. Wieder an das Meeresufer gelangt, sah ich mit Erstaunen, dass ich auch in Bezug auf dieses mein Quartier auf der ungünstigsten Seite der Insel genommen hatte. Denn hier war der Strand von unzähligen Schildkröten bedeckt, während ich deren auf der anderen Seite binnen anderthalb Jahren nur drei gefunden hatte. Auch eine große Menge von Vögeln gab es hier, von denen mir einige bisher noch nicht zu Gesicht gekommen waren. Manche darunter lieferten leckere Mahlzeiten, dem Namen nach erkannte ich darunter nur die sogenannten Fettgänse. Wiewohl es eine Leichtigkeit gewesen wäre, von diesen so viel mir beliebte zu schießen, begnügte ich mich, da ich mit Pulver und Blei sehr haushälterisch umging, lieber damit, mir eine Ziege zu erlegen, die mir längeren Unterhalt gewährte. Obgleich auch von diesen Tieren hier eine Menge, und zwar eine noch größere als auf meiner Inselseite vorhanden war, hielt es doch schwerer als dort, an sie heranzukommen, da sie wegen der Ebenheit und Flachheit der Gegend mich immer sehr bald bemerkten.

Dieser ganze Teil des **Eilandes** behagte mir, wie gesagt, weit besser als der, in dem ich mich niedergelassen hatte. Aber dennoch fühlte ich nicht die geringste Lust, meine Wohnung zu verlassen, denn durch die Gewohnheit war diese mir lieb geworden und es dünkte mich die ganze Zeit meiner Wanderung hindurch, als ob ich in der Fremde sei. Ich ging an der Küste ungefähr zwölf **Meilen** ostwärts, pflanzte dort einen großen Pfahl zum Merkzeichen am Strande auf und beschloss dann, heimzukehren. Meinen nächsten Ausflug gedachte ich, die andere Seite der Insel entlang zu machen und so in die Runde zu gehen, bis ich wieder an jenem Pfahl ankam. Diesmal schlug ich einen anderen Rückweg an, in der Überzeugung, dass ich leicht den Überblick über die Insel behalten und nach meiner ersten Wohnung nicht fehl gehen könne. Ich hatte mich jedoch getäuscht, denn nach zwei bis drei Meilen befand ich mich in einem großen, von Wald bedeckten Hügeln umkränzten Tale, sodass ich mich über den einschlagenden Weg nur durch die Beobachtung

des Sonnenstandes zu orientieren vermochte. Um das Missgeschick zu steigern, wurde das Wetter während der drei oder vier Tage, die ich in diesem Tale zubrachte, neblig, sodass ich die Sonne nicht zu sehen bekam und so lange missmutig herumirrte, bis ich mich notgedrungener Weise wieder nach der Seeseite hin wendete, meinen Pfahl aufsuchte und dann auf demselben Wege, den ich auf dem Hinweg gekommen war, heimkehrte. Da das Wetter ungemein heiß war und ich an meiner Flinte, dem Schießbedarf und dem Beil schwer zu tragen hatte, legte ich den Weg nach Hause in nur kleinen Tagemärschen zurück.

Auf meiner Heimwanderung fing mein Hund ein Ziegenlamm, das ich, herbeigeeilt, während es noch am Leben war, ihm entriss. Es wandelte mich große Lust an, es mit nach Hause zu nehmen, da ich schon darüber nachgedacht hatte, ob es nicht gelingen könne, ein oder zwei Lämmer zu fangen und mir so für die Zeit, wenn mein Pulver und Blei verbraucht sein würde, eine Zucht von zahmen Ziegen anzulegen. So machte ich dann dem kleinen Geschöpf ein Halsband und führte es an einer Leine, die ich mir aus etwas Taugarn, wovon ich beständig ein wenig bei mir trug, verfertigte, bis zu meiner Laube, wo ich es einschloss und zurückließ. Denn ich brannte vor Ungeduld, nach mehr als einmonatiger Abwesenheit wieder nach Hause zu kommen.

Ich kann nicht beschreiben, mit welcher Freude ich meine alte Behausung begrüßte und mich in meiner Hängematte schlafen legte. Die kleine Reise, auf der ich wie ein **Nomade** gelebt hatte, war mir so wenig angenehm gewesen, dass mein eigenes Haus, wie ich es nannte, mir jetzt als ein wohlgeordnetes Heimwesen erschien. Alles um mich mutete mich so traulich an, dass ich mir vornahm, mich, so lange ich auf der Insel verweilen müsste, nicht wieder auf eine so weite Strecke zu entfernen.

Eine Woche hindurch pflegte ich jetzt die Ruhe, um mich von den Anstrengungen meiner Wanderung zu erholen. Den größten Teil dieser Zeit nahm ein wichtiges Geschäft in Anspruch. Ich fertigte nämlich für mein Papchen, das sich schon wie zu Hause bei mir fühlte und gar gut bekannt mit mir geworden war, einen Käfig an. Dann dachte ich an das arme Ziegenlamm, das ich in meiner kleinen **Umfriedigung** eingesperrt

hatte und ging, es zu holen und ihm zu fressen zu geben. Zwar fand ich es noch am alten Ort, aber es war halb verhungert. Ich schnitt Zweige von Bäumen und Sträuchern ab, warf sie ihm vor und nachdem es gefressen war, wollte ich es wie früher anbinden, um es nach Hause zu leiten. Aber es war durch den Hunger so zahm geworden, dass es nicht nötig schien, es zu fesseln, denn es folgte mir von freien Stücken wie ein Hund. Ich fütterte es dann regelmäßig und das Tierchen wurde so **anmutig**, zutraulich und zahm, dass es nun auch zu meiner Familie gehörte und nicht wieder von mir weichen wollte.

Jetzt war wiederum die Regenzeit der herbstlichen Tag- und Nachtgleiche gekommen und ich beging den 30. September in derselben feierlichen Weise wie früher als den Jahrestag meiner Landung. Zwei Jahre waren seitdem nun vergangen und meine Aussicht auf Befreiung schien noch nicht größer als am ersten Tage. Ich verwendete den ganzen 30. September zu **demütiger**, dankbarer Erinnerung an die vielen wunderbaren Gnadenerweisungen, die mir in meiner Einsamkeit zu Teil geworden waren und ohne die mein Elend unendlich viel größer gewesen sein würde. Aus tiefstem Herzen dankte ich Gott, dass er mir die Augen darüber geöffnet hatte, wie ich in dieser Einsamkeit sogar glücklicher als inmitten menschlicher Gesellschaft und unter allen Freuden der Welt sein könne; dass er mir die Entbehrungen meiner Lage und den Mangel an menschlichem Verkehr durch seine Gegenwart und durch seine gnädige Offenbarung reichlich ersetzt, mir Hilfe und Trost gewährt und mich ermutigt hatte, auf seine **Vorsehung** zu bauen und zu hoffen, dass er allezeit bei mir sein werde.

Allmählich kam mir zum Bewusstsein, um wie viel glücklicher mein jetziges Leben trotz all seiner betrüblichen Umstände sei als das nichtswürdige verworfene Dasein, das ich in früheren Tagen geführt hatte. Meine Sorgen und Freuden gestalteten sich von Grund aus um, sogar meine Wünsche änderten ihre Natur, meine Neigungen waren wie vertauscht und ich fand jetzt mein Vergnügen in ganz anderen Dingen als denen, in welchen ich es nach meiner ersten Ankunft, oder wenigstens noch vor zwei Jahren gesucht hatte.

Sonst, wenn ich umher gewandert war, auf der Jagd, oder um das Land kennen zu lernen, hatte oft eine plötzliche Angst meine Seele überfallen und mir das Herz beklemmt. Der Gedanke an die Wälder, die Berge, die Einöde, die mich umgab und wie ich eingeschlossen sei durch die ewigen Riegel und Schlösser des Ozeans, in einer öden Wildnis, ohne Hoffnung auf Erlösung, hatte mich da oft niedergebeugt. Mitten in der ruhigen Stimmung war es oft wie ein Sturmwind über mein Gemüt gekommen und mit gerungenen Händen hatte ich oft wie ein Kind weinen müssen. Zuweilen hatte es mich mitten in der Arbeit überfallen, dann hatte ich mich sofort niedergesetzt und stundenlang seufzend auf die Erde geblickt. Und gerade dieser Zustand war der schlimmste, denn wenn mein Kummer sich in Tränen oder Worten Luft machen konnte, pflegte er sich bald zu mildern.

Jetzt aber fing ich an, mich in anderen Stimmungen zu ergehen. Ich las täglich in Gottes Wort und wandte seine Tröstungen auf meine gegenwärtige Lage an. Eines Morgens, da ich sehr traurig war, fiel mir die Bibelstelle in die Augen: *»Ich will dich nicht verlassen, noch versäumen.«* Sofort fiel mir auf, dass diese Worte wie für mich geschrieben sind. Weshalb wären sie auch sonst wohl gerade in dem Augenblick mir aufgestoßen, als ich mich über meine Lage grämte und klagte, dass ich ein von Gott und Menschen Verlassener sei? *»Nun denn«,* sagte ich mir jetzt, *»wenn Gott dich nicht verlassen will, was kann dir dann geschehen und was liegt daran, wenn auch die ganze Welt dich verlässt, da du doch siehst, dass, wenn du die ganze Welt gewännest und solltest Gottes Gnade und Segen dafür entbehren, dein Schaden unvergleichlich größer sein würde!«*

Von diesem Augenblick an kam ich zu der Erkenntnis, dass ich in dieser Einsamkeit seliger zu sein vermochte, als ich vermutlich in irgendeiner anderen Lebenslage gewesen wäre. Nun dankte ich Gott sogar dafür, dass er mich hierher gebracht hatte. Aber ich weiß nicht, wie es kam, dass ich bei diesem Gedanken erschrak und ihm nicht Worte zu geben wagte. *»Wie kannst du so heucheln«,* sagte ich laut vor mich hin, *»und dich stellen, als ob du Gott für eine Lage dankbar seiest, in der zufrieden zu sein du zwar dir Mühe gibst, aus der du aber doch mit herzlichem Dank dich befreien lassen würdest.«*

Wenn ich nun auch in solcher Weise mit meinem Danke inne hielt, so sprach ich ihn doch umso aufrichtiger dafür aus, dass mir Gott die Augen geöffnet und mich mein früheres Leben im richtigen Lichte hatte sehen, betrauern und bereuen lassen. Niemals öffnete oder schloss ich die Bibel, ohne Gott für die segensreiche Fügung zu danken, der meinen Freund in England, ohne dass ich ihm Auftrag dazu gegeben, veranlasst hatte, sie unter meine Habe zu packen und der mir beigestanden, dass ich sie später aus dem Schiffswrack hatte retten können.

In solcher Gemütsstimmung begann ich mein drittes Jahr. Wenn ich aus dem Verlaufe des zweiten bezüglich meiner Arbeiten den Leser auch nicht mit dem Bericht über so viel Einzelheiten ermüdet habe wie in der Erzählung von dem ersten, so wird man doch im Allgemeinen bemerkt haben, dass ich selten müßig gewesen war. Ich hatte meine Zeit regelmäßig eingeteilt und für gewisse tägliche Beschäftigungen fest bestimmt. Dazu gehörten vor allem mein Gottesdienst und das Bibellesen, das ich eine Zeit lang täglich dreimal vornahm; zweitens, mein Ausgang mit dem Gewehr nach Lebensmitteln, der mich gewöhnlich drei Morgenstunden in Anspruch nahm, wenn es nicht gerade regnete; drittens die Einteilung und Zubereitung dessen, was ich erlegt oder gefangen hatte. Auch darüber ging ein großer Teil des Tages hin. Es ist dabei übrigens nicht zu vergessen, dass um Mittag, wenn die Sonne im Zenit stand, das Übermaß der Hitze mich am Ausgehen hinderte, sodass ich nur etwa vier Abendstunden für jene Arbeit verwenden konnte. Zuweilen vertauschte ich auch die Zeit der verschiedenen Geschäfte, arbeitete am Morgen und ging dafür am Nachmittag auf die Jagd.

Neben der Kürze der Zeit, die ich auf die Arbeit verwenden konnte, muss man die ungemaine Mühseligkeit der letzteren in Anschlag bringen und bedenken, wie viele Stunden durch Mangel an Werkzeug, an Hilfe, an Geschick bei allem, was ich in Angriff nahm, verloren ging. So brachte ich zum Beispiel volle zweiundvierzig Tage damit zu, ein Brett für ein langes Gestell herzurichten, das ich für meine Höhle brauchte. Zwei Zimmerleute mit dem zugehörigen Werkzeug und einem Sägebock

hätten in einem halben Tag aus demselben Baum sechs solcher Bretter schneiden können.

Das Verfahren, was ich bei jener Arbeit einschlug, war folgendes: Zunächst war ich genötigt einen großen Baum zu fällen, da mein Brett eine ansehnliche Breite haben musste. Damit hatte ich drei Tage zu tun und zwei weitere nahmen die Entfernung der Zweige und die Gestaltung des Stammes zu einem einzigen Block in Anspruch. Mit unglaublicher Arbeit hackte und hämmerte ich an den beiden Seiten des Baumes, bis er begann sich leicht genug bewegen zu lassen. Hierauf machte ich ihn auf der einen Seite von einem Ende bis zum anderen eben und glatt und nahm dann dieselbe Arbeit auf der anderen Seite vor, bis das Brett etwa drei **Zoll** dick war. Jedermann kann sich vorstellen, wie viel Mühe diese Tätigkeit erforderte, aber Fleiß und Geduld ließen mich dieses, wie viele andere Dinge, endlich doch fertig bringen.

Es waren jetzt die Monate November und Dezember herangekommen und ich hoffte bald eine Ernte von meinem Reis und Korn zu gewinnen. Das Feld, das ich damit besät, war nicht groß, da, wie bemerkt, meine Aussaat von jeder Kornart, weil ich die frühere ganze Ernte eingeüßt, nicht mehr als eine halbe **englische Metze** betragen hatte. Diesmal aber versprach der Ertrag reichlich zu werden. Da aber sah ich plötzlich mein Getreidefeld von allerlei Feinden bedroht, die ich nur mit Mühe von ihm fern halten konnte. Vor allem durch die Ziegen und die Hasen ähnlichen Tiere, welche Geschmack an den Halmen gefunden hatten und Tag und Nacht daran fraßen, sodass viele Halme nicht zu Ähren aufgehen konnten.

Hierfür sah ich kein anderes Mittel der Abhilfe, als dass ich mit großer Arbeit und Eile eine Einfriedigung um das Stück Land zog. Innerhalb drei Wochen war das kleine Feldstück vollkommen eingehegt und da ich bei Tage mehrmals einige von den Tieren schoss und des Nachts meinen Hund, den ich an einen der Pfähle band, wo er die ganze Nacht hindurch bellte, zum Wächter setzte, so zogen sich die Feinde binnen kurzer Zeit weg und das Korn wuchs hoch heran, stand gut und begann zusehends zu reifen.

Wie mir aber früher die vierfüßigen Tiere Schaden getan hatten, so lange das Korn grün war, so drohten ihm jetzt, als es Ähren trug, die Vögel. Als ich das Feld besuchte, um zu wissen, wie es gedeihe, fand ich eine Menge gefiedertes Volk ringsherum, das nur auf den Augenblick zu warten schien, bis ich mich entfernt habe. Sofort gab ich, da ich mein Gewehr bei mir trug, Feuer unter den Schwarm und alsbald erhob sich mitten aus dem Korn eine Wolke von Vögeln, die ich vorher gar nicht gesehen hatte.

Dies verdroß mich sehr, denn ich sah voraus, dass ich binnen wenigen Tagen meine ganze Hoffnung zu nichte sein, sowie dass ich es niemals bis zu einer ordentlichen Ernte bringen und später in Mangel geraten würde. Daher beschloss ich mein Korn, wenn möglich, zu retten und wenn ich es auch Tag und Nacht bewachen sollte. Zuerst untersuchte ich den schon angerichteten Schaden und fand, dass die Vögel eine Menge Körner bereits gefressen hatten. Da diese aber noch zu grün waren, belief sich der Verlust nicht sehr hoch und wenn ich den Rest rettete, so konnte die Ernte wohl immer noch eine gute werden.

Während ich bei dieser Gelegenheit, neben dem Feld stehend, mein Gewehr lud, sah ich die Diebe rings auf allen Bäumen sitzen, als ob sie nur auf mein Weggehen warteten. Deshalb tat ich, als ob ich mich entfernen wollte und kaum war ich ihnen aus dem Gesicht gekommen, als sie auch schon, einer nach dem anderen, wieder ins Korn fielen. Das reizte mich so, dass ich nicht Geduld hatte zu warten, bis sich noch mehrere eingefunden haben würden. Ich wusste, dass jedes Korn, das sie jetzt fraßen, mich sozusagen um eine zukünftige Metze bringe. Daher schlich ich mich an die Hecke und tötete diesmal drei. Das war auch für meinen Zweck vorläufig genug. Ich machte es mit den Erlegten, wie man es in England mit ausgezeichneten Dieben macht: ich hing sie nämlich, zum abschreckenden **Exempel** für die anderen, auf. Man sollte kaum denken, dass dies eine solche Wirkung hätte haben können, wie es in der Tat der Fall war. Denn die Vögel blieben von nun an nicht nur von meinem Korn weg, sondern zogen sich auch sehr bald ganz aus dieser Gegend der Insel weg und ich habe, so lange die Vogelscheuchen hingen, niemals wieder

einen der gefiederten Diebe in der Nähe meines Feldes bemerkt. Wie man denken kann, war ich sehr erfreut darüber; gegen Ende des Dezember, in der zweiten Herbstzeit des Jahres, heimste ich dann mein Korn ein.

## Kapitel 7: Wohlstand

Da mir bei dieser Arbeit der Mangel einer Sense oder Sichel sehr fühlbar wurde, blieb mir nichts anderes übrig, als mir, so gut es ging, eine solche aus einem der breiten **Säbel**, die ich unter den Waffen aus dem Schiffe gerettet hatte, anzufertigen. Übrigens war meine erste Ernte nur mäßig und das Schneiden derselben machte mir daher keine große Mühe. Ich vollzog es auf meine besondere Weise, indem ich nur die Ähren abschnitt und sie in einem großen Korb, den ich geflochten hatte, heim brachte. Dann entkörnte ich sie mit den Händen und gewann dabei nach meinem Überschlag (denn ich musste nach dem bloßen Auge schätzen, da ich kein Maß hatte) nur etwa zwei **Scheffel** Reis und über zwei und einen halben Scheffel Gerste.

Trotzdem diente diese Ernte mir zu großer Ermutigung, da ich hoffte, mir nun mit Gottes Hilfe in Zukunft auch Brot verschaffen zu können. Dabei zeigten sich aber neue Schwierigkeiten. Ich wusste nämlich weder, wie ich das Korn zerquetschen und Mehl daraus bereiten, noch wie ich dieses von der **Kleie** reinigen sollte und ebenso wenig wie ich dann aus dem Mehl Brotteig gewinnen und diesen backen könnte. Diese Zweifel vereint mit dem Wunsch, einen reichlichen Vorrat zu besitzen, um für meinen künftigen Unterhalt Sorge zu tragen, veranlagten mich, die jetzige Ernte noch nicht anzugreifen, sondern sie abermals ganz zur Aussaat aufzubewahren. Inzwischen nahm ich mir vor, all mein Nachdenken und meine ganze Tätigkeit auf das große Werk der Brotbereitung zu verwenden.

Jetzt konnte ich mit Wahrheit sagen, dass ich für mein tägliches Brot arbeite. Es ist fast wundersam und wenige Menschen haben wohl je darüber nachgedacht, wie viel Dinge notwendig sind, um nur den einen Artikel Brot bis zur Vollendung zu bringen. Mir aber, der ich im nackten Zustand der Natur lebte, kam dies, seit ich die erste Handvoll Korn gewonnen, in entmutigender Weise zu täglich klarem Bewusstsein.

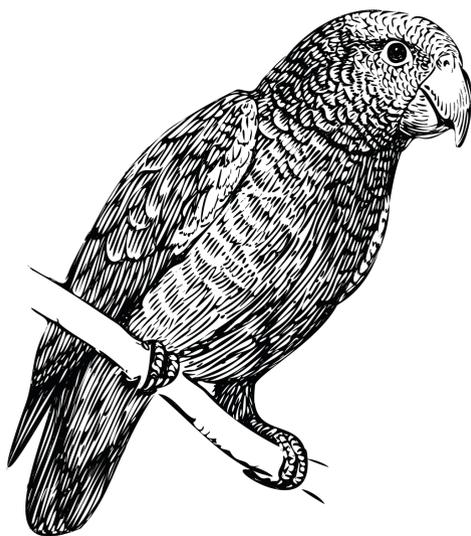
Zunächst hatte ich weder einen **Pflug**, die Erde zu ackern, noch einen Spaten, um sie umzugraben. Diesem Mangel half ich jedoch, wie erzählt, ab, indem ich mir einen hölzernen Spaten machte. Allein mit diesem ging die Arbeit eben auch nur in hölzerner Manier von Statten und wiewohl seine Anfertigung mich manchen Tag gekostet hatte, nutzte er sich, weil er keinen eisernen Beschlag hatte, rasch ab und ich brachte die Arbeit mit ihm auch nur ungenügend zu Stande. Indes schickte ich mich auch hierein mit Geduld.

Sodann, als das Korn gesät war, fehlte es mir an einer **Egge**. Ich half mir, indem ich, über das Land gehend, einen großen und schweren Baumzweig darüber schleifte und die Erde also mehr kratzte als eggte. Dann brauchte ich, sobald das Korn hervor gewachsen war, gleichfalls, wie schon erwähnt ist, eine Menge von Dingen, um es einzäunen, zu schneiden, zu trocknen, einzubringen, zu dreschen, von der **Spreu** zu trennen und es dann aufzubewahren. Ferner hätte ich auch eine Mühle nötig gehabt, es zu mahlen, Siebe, um das Mehl zu reinigen, Hefe und Salz, um Brot daraus zu machen und einen Ofen, um es zu backen. Obwohl ich alle diese Dinge entbehrte, war mir das Korn doch von unschätzbarem Vorteil. Die Mühsamkeit und Langwierigkeit der Arbeit hatte, abgesehen davon, dass sie eben nicht zu ändern war, insofern für mich keine Bedeutung, weil ich ja mit meiner Zeit nicht so sparsam zu sein brauchte. Ich hatte einen Teil des Tages für jene Arbeiten ein und für allemal bestimmt und da ich Willens war, vorläufig nichts von dem Korn für Brot zu verwenden, so konnte ich während der nächsten sechs Monate meine ganze Tätigkeit und Erfindungsgabe zur Beschaffung von Gerätschaften benutzen, welche für die spätere Verwertung meines Getreides nötig waren.

Da ich jetzt Samen genug besaß, um mehr als einen **Morgen** Land damit zu bestellen, musste ich mir zunächst ein größeres Stück Erde bearbeiten. Vorher brauchte ich über eine Woche zur Anfertigung eines Spatens, der aber, wie gesagt, doch nur ein trauriger Notbehelf wurde und doppelte Anstrengung bei der Arbeit nötig machte. Nachdem ich auch damit zu Stande gekommen, streute ich meinen Samen in zwei große,

flache Landstücke, die meinem Hause zunächst gelegen waren und mir tauglich schienen. Ich umgab sie mit einer dichten Hecke von demselben Strauchwerk, das ich schon früher angepflanzt hatte, und das, wie ich wusste, von raschem Wachstum war, sodass ich binnen Jahresfrist auf eine starke lebendige Hecke rechnen konnte, die nur geringer Ausbesserung bedurfte. Ich brauchte zu dieser Arbeit nicht weniger als drei volle Monate, weil der größte Teil dieser Zeit in die Regenperiode fiel, in der ich nicht oft ausgehen konnte.

Während des Regens unterhielt ich mich zu Hause bei der Arbeit damit, dass ich meinen Papagei sprechen lehrte. Es gelang mir bald, ihm seinen eigenen Namen beizubringen, sodass er ihn zuletzt ganz deutlich aussprach. Pol war das erste Wort, was ich auf der Insel aus einem anderen als meinem eigenen Munde hörte.



Daneben verwendete ich meine Haupttätigkeit auf ein neues großes Unternehmen. Längst hatte ich nämlich auf Mittel und Wege gesonnen, mich mit einigen **irdenen** Gefäßen zu versehen, die ich schmerzlich entbehrte. Ich war überzeugt, dass ich, sobald sich nur eine einigermaßen geeignete Art Ton finden ließe, daraus Töpfe formen könnte, die, in der Sonne des heißen Klimas getrocknet, hart und stark genug zur Benutzung und namentlich zur Aufbewahrung trocken zu haltender Sachen sein würden. Da ich sie vor allem um Korn, Mehl und dergleichen zu bereiten brauchte, so beschloß ich jetzt einige solche möglichst große Gefäße im Voraus anzufertigen, an die ich weiter keine Ansprüche machte, als dass sie wie Krüge aufrecht stehen und was ich hinein täte wohl verwahren könnten.

Der Leser würde mich bedauern, oder wahrscheinlicher auslachen, wenn ich ihm erzählte, wie viel ungeschickte Versuche ich hierbei unternahm, was für wunderliche, plumpe, hässliche Dinger ich zu Stande brachte, wie viele davon zusammen oder auseinander fielen, weil der Ton nicht steif genug war, die Form zu halten; wie viele ferner in der starken Sonnenhitze sprangen und wie viele vom bloßen Anfassen entzwei gingen. Nachdem ich mit großer Mühe den Ton gefunden, ihn ausgegraben, angefeuchtet nach Hause getragen und verarbeitet hatte, gelang es mir, binnen ungefähr zwei Monaten nicht mehr als zwei große hässliche Dinger (Krüge darf ich sie nicht nennen) fertig zu bringen.

Als die Sonne diese hart und trocken gebrannt hatte, flocht ich sie in Körbe, damit sie nicht zerbrechen sollten. Den kleinen Raum zwischen den Töpfen und dem Geflecht füllte ich mit Reis- und Gerstenstroh aus und hoffte nun, diese Gefäße würden Korn und Mehl aufbewahren können.

Während meine Arbeit in Bezug auf die großen Töpfe mangelhaft ausgefallen war, hatte ich besseren Erfolg bei der Verfertigung von allerlei kleinem Geschirr, z. B. runden Töpfchen, flachen Schüsseln, Krügen und Tiegeln und was mir sonst noch unter der Hand geriet. Die Sonnenglut brannte diese Sachen außerordentlich fest.

Dies alles aber erfüllte noch nicht meinen Zweck, ein **irdenes** Gefäß herzustellen, welches Flüssigkeiten halten und dem Feuer ausgesetzt werden könnte; dazu war keines von jenen Gefäßen zu brauchen. Da begegnete es mir einige Zeit später, als ich eines Tages ein ziemlich großes Feuer, das ich angezündet, um mir Fleisch daran zu braten, auslöschten wollte, dass ich darin einen Scherben von einem meiner Gefäße fand, steinhart gebrannt und ziegelrot. Ich war sehr angenehm überrascht durch diesen Anblick und sagte mir, dass, wenn ein solches Stück von meinem Geschirr sich brennen ließe, dies auch mit den ganzen Gefäßen möglich sein müsse.

Dies veranlasste mich nachzudenken, wie ich mein Feuer einzurichten habe, um einige Töpfe daran zu brennen. Ich hatte keinen Begriff von einem Brennofen, wie die Töpfer sie benutzen, oder vom Glasieren mit Blei, von welchem letzteren ich ja eine **Quantität** besaß, die ich wohl dazu hätte verwenden können. Lediglich zum Versuche stellte ich drei große **Tiegel** und zwei oder drei Töpfe aufeinander und verteilte mein Brennholz ringsherum, mit einem großen Haufen Asche als Unterlage; dann versah ich das Feuer von außen her und obenauf mit frischem Brennmaterial, bis ich die Töpfe innerhalb des Feuers durch und durch rot glühend werden sah, ohne dass sie zerplatzten. Als ihre Farbe hellrot geworden war, ließ ich sie in derselben Hitze noch etwa fünf bis sechs Stunden stehen, bis ich wahrnahm, dass einer von ihnen anfang zu schmelzen oder zu fließen, ohne jedoch entzwei zu springen. Denn der dem Ton beigemischte Sand schmolz durch die scharfe Hitze und würde zu Glas geworden sein, wenn ich so fortgefahren hätte. Ich milderte daher das Feuer nach und nach, bis die Töpfe die rote Farbe verloren; nachdem ich die ganze Nacht dabei gewacht und dafür gesorgt hatte, dass das Feuer nicht zu schnell nachließ, hatte ich am anderen Morgen drei sehr gute, ich will nicht sagen schöne, Tiegel und zwei andere **irdene** Gefäße, so hart gebrannt, als es nur zu wünschen war. Der eine davon erschien völlig glasiert durch den heraus geflossenen Sand.

Ich habe kaum nötig zu sagen, dass ich nach diesem Experiment keinerlei irdenes Geschirr zu meinem Gebrauch mehr entbehrte; es fiel aber, wie

ich nicht **verhehlen** will, hinsichtlich der Form sehr unvollkommen aus. Machte ich doch meine Gefäße ganz auf dieselbe Art, wie Kinder aus Sand Topfkuchen backen oder wie eine Köchin, die nie gelernt hat, mit Teig umzugehen, eine **Pastete** formen würde.

Niemals aber hat wohl jemand größere Freude über einen unbedeutenden Gegenstand gehabt, als ich sie empfand, da es mir endlich gelungen war, einen **irdenen** Topf zu machen, der das Feuer zu ertragen vermochte. Ich konnte kaum die Zeit erwarten, bis mein Geschirr kalt geworden war und ich einen der Töpfe halb mit Wasser angefüllt wieder an das Feuer setzen und Fleisch darin kochen konnte, was ausgezeichnet gelang. Von einem Stück Fleisch einer jungen Ziege bereitete ich mir sehr gute **Bouillon**, hatte aber **freilich** weder **Graupen** noch sonstige Zutaten, um sie so schmackhaft zu machen, wie ich sie wohl gern gehabt hätte.

Meine Gedanken richteten sich nun zunächst auf Anfertigung eines steinernen **Mörsers**, um das Korn darin zu zerstampfen. Denn dass mein einziges Paar Hände es bis zum Kunstwerk einer Mühle bringen werde, daran war nicht zu denken. Für diese aber einen Ersatz zu finden, machte mir nicht geringe Schwierigkeit. Unter allen Handwerken der Welt war ich zu dem der Steinhauerei am wenigsten ausgerüstet. Es fehlten mir nicht weniger als alle Werkzeuge, um die Sache in Angriff zu nehmen. Manchen Tag wendete ich daran, einen Stein ausfindig zu machen, der groß genug zum Aushöhlen und zur Umgestaltung in einen **Mörser** wäre; aber ich fand durchaus nur solche, die in dem Felsen fest saßen und die ich auf keinerlei Weise ausgraben oder ausschneiden konnte. Auch waren die Felsen auf der Insel an sich nicht von hinreichender Härte. Sie bestanden vielmehr aus einer sandigen, bröckeligen Steinart, die weder die Wucht einer schweren Keule aushalten konnte noch geeignet war, das Korn darin, ohne es mit Sand zu vermengen, klein zu stoßen. Nachdem ich sehr viel Zeit mit dem Suchen verloren hatte, gab ich es auf und beschloss, mich nach einem harten Holzklotz umzusehen, den ich auch in der Tat viel leichter fand. Als ich einen, den ich fortzubewegen vermochte, ausgesucht hatte, rundete ich ihn ab und formte ihn an der Außenseite mittels Axt und Hacke. Dann arbeitete ich mit unendlicher Mühe durch Feuer eine

Höhlung hinein, wie die Indianer in Brasilien ihre Kanus auszuhöhlen pflegen. Hierauf fertigte ich mir eine große schwere Keule oder richtiger einen Schlägel von dem sogenannten Eisenholz an und verwahrte beides für die Zeit nach meiner nächsten Ernte, wo ich das Korn zu mahlen, oder vielmehr es zu Mehl zu stoßen und dann Brot daraus zu backen, gedachte.

Die nächste schwere Aufgabe bestand in der Beschaffung eines Siebes oder Beutels, um das Korn darin zu reinigen und es von den Hülsen zu befreien. Denn ohne ein solches Ding Brot herzustellen, hielt ich für unmöglich, wagte aber auch kaum auf ein Gelingen dieses Unternehmens zu hoffen. Ich hatte nicht das Mindeste, womit es allenfalls zu bewerkstelligen gewesen wäre, zum Beispiel **Gaze** oder ähnliches, feines dünnes Zeug. Mehrere Monate hindurch wusste ich nicht, wie ich die Sache angreifen sollte; besonders deshalb, weil, was ich noch an Leinwand besaß, aus bloßen Lumpen bestand. Zwar hatte ich Ziegenhaare, aber ich verstand sie nicht zu spinnen und hätte ich es auch verstanden, so fehlte mir doch jedes nötige Werkzeug dazu. Endlich fiel mir als einziges Auskunftsmittel ein, dass sich unter den Matrosen Kleidungsstücken, die ich aus dem Schiff gerettet hatte, auch einige Halstücher von **Kattun** oder **Mousselin** befanden. Aus diesen verfertigte ich dann drei kleine Beutel, die ihren Zweck leidlich erfüllten und behalf mich damit mehrere Jahre hindurch. Wie ich es später anfang, werde ich seiner Zeit berichten.

Nun musste auch die Art des Backens selbst überlegt werden und wie ich es anstellen sollte, Brot zu bekommen, wenn ich erst das Korn haben würde. Erstens nämlich fehlte mir die Hefe; da es für diesen Mangel absolut keine Abhilfe gab, so machte ich mir darüber weiter kein Kopfzerbrechen. Aber auch um einen Ofen war ich sehr verlegen. Endlich verfiel ich auf folgenden Ausweg: ich verfertigte einige sehr breite, aber flache, **irdene** Gefäße, etwa zwei **Fuß** im Durchmesser und nicht mehr als neun **Zoll** hoch. Diese brannte ich im Feuer, wie ich es mit den anderen gemacht hatte und stellte sie vorläufig bei Seite. Als ich dann später ans Backen ging, zündete ich ein großes Feuer auf einem Herd an, den ich mit einigen viereckigen Ziegeln, gleichfalls aus eigener Fabrik, gebaut hatte,

bedeckte, sobald das Brennholz ziemlich zu Asche oder zu lebendigen Kohlen verbrannt war, damit den Herd gänzlich und ließ sie da liegen, bis die Platte ganz heiß war. Dann fegte ich alle Asche ab und legte die Brote darauf, stülpte die irdenen Schüsseln darüber und häufte dann die Asche wieder von außen darum, um so die Hitze zusammenzuhalten und zu verstärken. Auf diese Weise buk ich mein Gerstenbrot so gut wie in dem besten Backofen der Welt und bildete mich nebenbei in ganz kurzer Zeit auch zum **Konditor** aus. Denn ich bereitete mir auch verschiedene Arten von Kuchen und Puddings aus Reis. **Freilich Pasteten** zu backen, musste ich bleiben lassen, da ich ja doch nichts gehabt hätte, um sie zu füllen, außer etwa Vögel und Ziegenfleisch.

Es kann nicht Wunder nehmen, dass über all diese Dinge der größte Teil des dritten Jahres meines Aufenthalts auf der Insel verstrich: besonders wenn man bedenkt, dass ich zwischendurch auch meine erste Ernte und die Bestellung des Feldes besorgt hatte. Ich schnitt mein Korn zur rechten Zeit, brachte es so gut ich konnte ein und bewahrte es in den Ähren in meinen großen Körben auf, bis ich Zeit fand es auszutreiben. Denn ich hatte ja weder **Tenne**, noch **Flegel**, um es regelrecht dreschen zu können.

Da jetzt meine Kornvorräte zuzunehmen begannen, wurde es nötig, auch die Scheunen größer zu bauen. Ich brauchte einen besonderen Raum, um meinen Vorrat aufzuheben, denn das Korn hatte sich in dem Maße vervielfältigt, dass ich ungefähr zwanzig **Scheffel** Gerste und ebenso viel oder mehr Reis besaß. Von nun an beschloss ich, aus dem Vollen damit zu wirtschaften, besonders da mein Brot jetzt schon seit einer ganzen Weile völlig aufgezehrt wurde. Ich nahm mir vor, darauf zu achten, wie viel ich in einer Zeit von einem Jahr verbrauchen würde, um nur einmal jährlich säen zu müssen. Da sich hierbei ergab, dass die vierzig Scheffel Gerste und Reis viel mehr waren, als ich in einem Jahre verzehren konnte, beschloss ich, alle Jahre dieselbe **Quantität** wie das letzte Mal zu säen, in der Hoffnung, dies würde hinreichen, mich reichlich mit Brot und dergleichen zu versorgen.

Während der ganzen Zeit, in welcher diese Angelegenheiten mich beschäftigten, schweiften, wie man sich denken kann, meine Gedanken

auch oftmals nach dem fernen Lande hinüber, welches ich von der anderen Seite der Insel aus erblickt hatte. Ich wünschte im Stillen an jener Küste zu sein, die ich für das feste Land und für eine bewohnte Gegend hielt und von wo aus ich mich auf eine oder die andere Art weiter zu befördern und vielleicht endlich Mittel und Wege zur Flucht zu finden hoffte. An die Gefahren, die mir dabei drohen würden, dachte ich gar nicht. Wie leicht hätte ich den Wilden in die Hände fallen können, und zwar solchen, die ich Ursache hatte für schlimmer zu halten als die Löwen und Tiger in Afrika. Wäre ich einmal in ihre Gewalt geraten, dann war tausend gegen eins zu wetten, dass sie mich töten, vielleicht gar auffressen würden; denn ich hatte gehört, dass die Bewohner der karibischen Küste Kannibalen oder Menschenfresser seien und nach meiner Berechnung der Breitengrade wusste ich mich nicht weit von dieser Küste entfernt. Aber auch wenn keine Kannibalen dort lebten, musste ich doch annehmen, die Bewohner jener Gegend würden mich wahrscheinlich töten. Hatten sie es doch mit vielen Europäern, die in ihre Hände gefallen, so gemacht, sogar wenn diese in Menge zusammen gewesen waren. Wie viel mehr drohte das mir Einzelnem, der ich mich wenig oder gar nicht verteidigen konnte. Alle diese ernstlich zu erwägenden Bedenken, die später auch wirklich in meiner Seele auftauchten, flößten mir anfangs gar keine Besorgnis ein und mein Sinn stand sehnsüchtig danach, auf das andere Ufer hinüber zu gelangen.

Wie sehr wünschte ich jetzt meinen Knaben Xury und das **Langboot** mit dem dreieckigen Segel herbei, in welchem ich über tausend **Meilen** an der afrikanischen Küste entlang gefahren war. Doch das blieb eine vergebliche Sehnsucht. Da kam mir eines Tages der Einfall, mich einmal nach dem Boot von unserem Schiffe wieder umzusehen, das, wie ich seiner Zeit erzählt habe, vom Sturm weit auf das Ufer hinauf getrieben war, als wir Schiffbruch gelitten hatten. Es befand sich auch noch beinahe an derselben Stelle, aber nicht ganz in der früheren Lage; die Gewalt von Wind und Wellen hatte es fast völlig umgekehrt und gegen einen hohen sandigen Uferrand getrieben, wo es mit dem Boden nach oben gewandt, aber nicht mehr wie anfangs von Wasser umgeben, lag. Wenn ich Arbeitskräfte genug gehabt hätte, um es wieder in Stand zu setzen

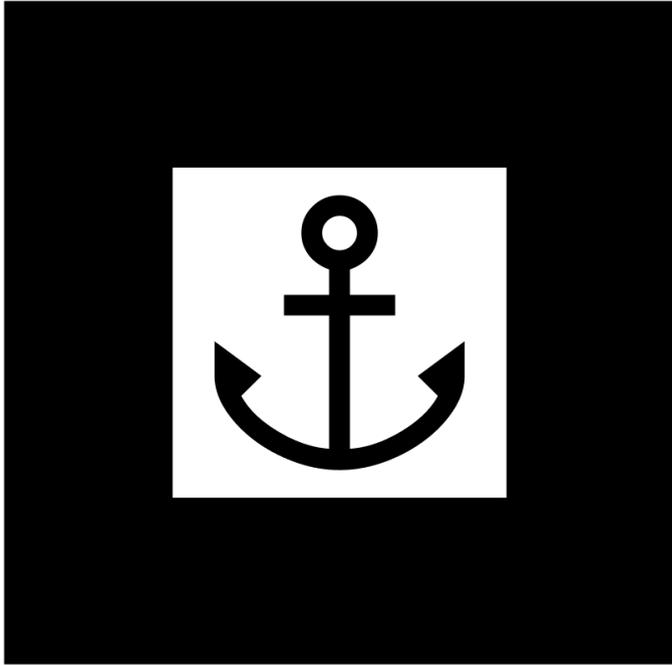
und es flott zu machen, so würde das Boot noch ganz brauchbar gewesen sein und es wäre mir dann ein Leichtes gewesen, darin nach Brasilien zurückzukehren. Obgleich ich nun hätte voraussehen können, dass ich ebenso gut die Insel selbst fort zu bewegen vermocht hätte, als das Boot aufzurichten und es auf seinen Bauch zu stellen, so ging ich dennoch in den Wald, schnitt Hebel und Rollen und brachte sie an das Boot, um zu versuchen, was ich ausrichten könnte. Dabei meinte ich, wenn ich es nur umkehren könnte, sei der Schaden, den es erlitten, leicht auszubessern und ich würde dann leicht damit in See gehen können.

Ich sparte keine Mühe an diesem fruchtlosen Stück Arbeit und verwendete, glaube ich, drei bis vier Wochen darauf. Als ich es endlich unmöglich fand, das Boot mit meinen geringen Kräften zu heben, verfiel ich darauf, den Sand wegschaufeln, um es zu **unterminieren** und dadurch zu Falle zu bringen und stellte Holzklötze auf, um es zu stützen und seinem Fall die nötige Richtung zu geben.

Nachdem ich aber damit zu Stande gekommen war, zeigte es sich mir unmöglich, das Fahrzeug wieder aufzurichten oder darunter zu gelangen und viel weniger noch, es vorwärts nach dem Wasser hinzubewegen. So sah ich mich dann gezwungen, die Sache aufzugeben. Trotzdem aber so die Hoffnung, die ich auf das Boot gesetzt hatte, vereitelt war, stieg mein Verlangen, mich auf das Meer zu wagen, je mehr die Möglichkeit dazu verschwand, statt das es sich minderte. Mit der Zeit kam ich auf den Gedanken, ob es nicht möglich sei, mir selbst ein Kanu oder eine **Pirogue zu fertigen**, wie sie die Eingeborenen jener Gegenden, ohne Werkzeuge, ja ich möchte sagen fast ohne alle Arbeit aus großen Baumstämmen machen. Es schien mir das bei genauerer Überlegung auch nicht nur möglich, sondern sogar leicht und ich freute mich sehr darauf, den Plan auszuführen. Hatte ich doch dazu weit mehr Hilfsmittel als die Neger oder Indianer. Dabei bedachte ich aber ganz und gar nicht den besonderen anderen Umstand, mit dem ich zu kämpfen haben würde, den Mangel an Kräften, nämlich zum Transport des fertigen Kanus ins Wasser. Das musste mir viel größere Schwierigkeiten machen, als der Mangel an Werkzeugen den Indianern. Denn was konnte es mir helfen, wenn ich,

nachdem ich im Walde einen dicken Baum aufgesucht und mit vieler Mühe gefällt, ihn hierauf mit Hilfe meines Handwerkszeugs behauen und an der Außenseite ihm die richtige Form gegeben, ihn auch inwendig ausgehöhlt und so in ein Boot verwandelt hätte, dieses nach aller Mühe an seiner Stelle liegen lassen musste und nicht im Stande war, es flott zu machen! Ich hatte nicht im Mindesten, bevor ich an dem Boot zu arbeiten anfang, über dies Verhältnis nachgedacht; denn sonst würde sich mir ja sofort die Frage aufgedrängt haben, wie ich es ins Meer schaffen solle. Nein, meine Gedanken waren so eingenommen von der beabsichtigten Seereise, dass ich nicht einen Augenblick überlegte, in welcher Weise ich das Ding vom Lande weg bekommen könne. Und doch lag es in der Natur der Sache, dass es mir leichter sein musste, das Boot fünfundvierzig **Meilen** weit im Wasser, als auch nur ebenso viel Schritte auf dem Land, nämlich von der Stelle, wo es lag, bis ans Ufer voranzubringen. Ich machte mich an die Anfertigung meines Fahrzeugs in so wahnwitzigem Eifer, als ob mir mein bisschen Menschenverstand abhanden gekommen wäre. Nicht als ob die Frage, wie ich es anfangen sollte, das Boot flott zu machen, mir nicht nachträglich oft durch den Kopf gegangen wäre. Aber ich schnitt dieselbe ein für allemal durch die alberne Antwort ab: Mache nur erst das Boot fertig, das Übrige wird sich dann finden. So begann ich dann in leichtsinniger Hast mein Werk. Zunächst fällte ich eine **Zeder**. Es ist sehr fraglich, ob **Salomo** zum Bau des Tempels in Jerusalem einen so prachtvollen Stamm, wie der meinige war, zu verwenden gehabt hat. Derselbe maß an seinem unteren Ende, dicht an der Wurzel, fünf **Fuß** zehn **Zoll** im Durchmesser und zweiundzwanzig Fuß weiter nach oben immer noch vier Fuß elf Zoll; am oberen, noch mehr verjüngten Teil gliederte er sich in Äste. Mit unbeschreiblicher **Mühsal** hatte ich diesen Baum umgehauen; zwanzig Tage lang hieb und hackte ich dann an ihm herum und vierzehn weitere Tage erforderte das Beseitigen der Äste und Zweige und der ganzen ungeheuren Krone, was ich mit Axt und Beil bewerkstelligte. Dann verwendete ich einen ganzen Monat darauf, ihn so zu behauen, dass er Form und richtige Verhältnisse annahm und eine Art von **Kiel** bekam, damit er aufrecht, wie es sich gehört, schwimmen konnte. Weitere drei Monate kostete es mich, das Innere zu höhlen und

zu einem richtigen Boote auszuarbeiten. Dies Letztere brachte ich ohne Feuer lediglich mit Hammer und Meißel, wenn auch nur mit großer Mühsal zu Stande und so hatte ich dann endlich eine sehr hübsche Pirogue fertig, die sechsundzwanzig Personen fassen konnte, also auch hinlänglich groß genug war, mich und mein Hab und Gut aufzunehmen.



Als das Werk vollendet dastand, freute ich mich außerordentlich darüber. Das Boot war viel größer, als ich je ein aus einem Baumstamm gefertigtes Kanu gesehen hatte und manchen sauren Hieb hatte es mich gekostet, das kann ich versichern. Hätte ich es nun auch in das Wasser zu schaffen vermocht, so bezweifle ich gar nicht, dass ich die wahnsinnigste und unausführbarste Reise, die je unternommen worden, darin angetreten haben würde. Alle meine Versuche aber, es an das Wasser zu bringen, schlugen fehl, obgleich ich auch hierauf Mühe genug verwendete. Das Boot lag nur etwa hundert Schritt vom Ufer entfernt, aber gleich die erste Schwierigkeit bestand darin, dass die Insel nach der Flussmündung hin eine Anhöhe bildete. Um dies Hindernis zu beseitigen, entschloß ich mich, die Erde abzugraben und auf solche Weise einen Abhang herzustellen. Ich begann die unendlich mühselige Arbeit mit Feuereifer. Wer lässt sich auch eine Mühe **verdrießen**, wenn die Freiheit damit zu erwerben steht! Als jedoch diese Aufgabe gelöst und die erste Schwierigkeit gehoben war, befand ich mich um nichts weiter als vorher, denn ich konnte jetzt mein Kanu ebensowenig von der Stelle bewegen, wie früher das andere Boot. Nun maß ich die Entfernung aus und beschloß, einen Kanal zu graben, um, da ich mein Boot nicht nach dem Wasser zu schaffen vermochte, das Wasser nach dem Boote hinzuleiten. Auch dieses Werk fing ich mutig an, jedoch als ich näher darüber nachdachte und ausrechnete, wie tief und breit ich graben müsste und wie ich die ausgegrabene Erde fortschaffen sollte, fand ich, dass ich mit den beiden mir einzig zu Gebote stehenden Händen zehn bis zwölf Jahre nötig haben würde, ehe ich damit fertig sein könnte. Denn die Küste lag so hoch, dass der Kanal am oberen Ende wenigstens zwanzig **Fuß** tief werden musste. Endlich, wenn auch mit großem Widerstreben, gab ich auch diesen Versuch auf.

Ich war herzlich bekümmert darüber und jetzt erst sah ich ein, wie **töricht** es ist, ein Werk zu beginnen, ehe man die Kosten veranschlagt und seine Fähigkeit, es durchzuführen, gehörig geprüft hat.

Mitten in diesen Arbeiten ging das vierte Jahr meines Aufenthalts auf der Insel zu Ende. Ich feierte den Jahrestag mit derselben Andacht und in

der gleichen Sammlung des Gemüts als die früheren Male. Denn durch fortwährendes Studium und ernstliches Forschen in Gottes Wort und mit Hilfe seiner Gnade war ich zu einer viel tieferen religiösen Erkenntnis als früher gelangt. Ich sah jetzt alle Dinge anders an als sonst. Die Welt betrachtete ich jetzt als etwas mir fern liegendes, das mich nichts anging, davon ich nichts zu erwarten habe und danach mich nicht verlangte. Ich hatte jetzt nichts mehr mit ihr zu schaffen, noch war es wahrscheinlich, dass ich es je wieder haben würde. Darum stellte ich sie mir vor, wie wir vielleicht im Jenseits tun werden, als einen Ort, an dem wir gelebt, den wir aber verlassen haben und wohl konnte ich sagen, wie Vater Abraham zum reichen Manne: »*Zwischen mir und Euch ist eine große Kluft befestigt*«.

Vor allen Dingen war ich hier abgesondert von aller Bosheit der Welt. Für mich gab es weder **Fleischeslust**, noch **Augenlust**, noch Eitelkeit des Lebens. Ich begehrte nichts, denn ich besaß alles, was ich genießen konnte. Ich war Herr der ganzen Insel; wenn es mir beliebte, konnte ich mich König oder Kaiser des Landes nennen, das ich in Besitz genommen hatte. Es gab keinen Rivalen, keinen **Prätendenten** neben mir, keinen, der meine Herrschaft angefochten oder geteilt hätte. Ich hätte ganze Schiffsladungen voll Korn produzieren können, aber ich vermochte sie nicht nutzbar zu machen und darum säete ich nur eben so viel aus, als mein eigener Bedarf erforderte. Auch Wasser- und Landschildkröten hatte ich in Menge, aber mehr als von Zeit zu Zeit eine einzige konnte ich nicht verwenden. Ich besaß Bauholz genug, um eine ganze Flotte von Schiffen damit bauen und Trauben genug, um mit ihnen als Wein oder Rosinen diese Flotte vollständig befrachten zu können. Jedoch was half mir das, was ich nicht nützen konnte? Ich hatte genug zu essen um meine Lebensnotdurft zu befriedigen, was sollte ich mit dem Übrigen machen? Wenn ich mehr Tiere tötete, als ich aufessen konnte, so musste das Fleisch von dem Hund oder den Würmern gefressen werden. Säete ich mehr Korn, als ich verbrauchen konnte, so verdarb es; die Bäume, die ich fällte, blieben liegen und verfaulten; ich konnte sie zu nichts anderem als zu Brennholz verwenden und auch das brauchte ich nur, um meine Speisen zu bereiten.

Kurz, Natur und Erfahrung lehrten mich, bei genauer Betrachtung, dass alle guten Dinge dieser Welt nicht mehr Wert für uns haben, als in soweit wir sie gebrauchen können. Wie viel wir auch immer anhäufen mögen, um es anderen zu geben, wir genießen nur gerade so viel, als wir selbst nötig haben und nicht mehr. Der habgierigste, gewinnsüchtigste Geizhals in der Welt würde vom **Laster** der Begehrlichkeit geheilt worden sein wenn er an meiner Stelle gewesen wäre; denn ich besaß ja unendlich viel mehr, als ich je verwenden konnte. Es blieb mir nichts zu wünschen übrig, außer einigen Kleinigkeiten, die mir allerdings sehr willkommen gewesen sein würden. Ich war, wie ich früher erwähnt habe, im Besitz eines Beutels voll Geld, das aus Silber und Gold ungefähr im Wert von sechsunddreißig **Pfund Sterling** bestand. Aber, du lieber Gott! Da lag nun das schlechte, erbärmliche, unnütze Zeug; ich hatte keine Art von Verwendung dafür und oft dachte ich bei mir, wie gern ich eine Handvoll davon für eine Anzahl Tabakpfeifen oder für eine Handmühle, um mein Korn damit zu mahlen, geben würde. Ja, das Ganze hätte ich mit Freuden hingegeben für ein wenig englischen **Runkelrüben-** und Mohrrübensamen oder für ein Häuflein Erbsen und Bohnen und eine Flasche voll Tinte.

Wie jetzt die Sachen standen, hatte ich nicht den geringsten Vorteil oder Gewinn von jenem **Mammon**. Er lag im Kasten und verrostete durch die Feuchtigkeit der Höhle in der nassen Jahreszeit. Und hätte ich den Kasten voller Diamanten gehabt, so wäre es nicht anders gewesen; sie hätten keinen Wert für mich gehabt, weil ich sie nicht brauchen konnte.

Mit der Zeit war mein Leben viel freudiger geworden als im Anfange, sowohl das leibliche als das geistige. Ich setzte mich oftmals mit Dankbarkeit zu Tische und bewunderte die göttliche **Vorsehung**, die mir so den Tisch in der Wüste gedeckt hatte. Ich lernte mehr die Lichtseite meiner Lage ansehen und weniger bei der Schattenseite verweilen und das gewährte mir zuweilen so viel innere Freude, dass ich es gar nicht auszudrücken vermag. Diesen Umstand erwähne ich hier, um ihn unzufriedenen Leuten einzuprägen, die nicht behaglich genießen können, was Gott ihnen beschert hat, weil sie immer Dinge ansehen und begehren, die er ihnen versagt hat. Alle Unzufriedenheit über das, was uns

fehlt, scheint mir aus unserem Mangel an Dankbarkeit für das, was wir haben, zu entspringen.

Noch eine andere Betrachtung war mir von großem Nutzen und würde das unzweifelhaft einem jeden sein, der in solche **Trübsale** wie die meinigen geraten ist. Ich verglich oft meinen jetzigen Zustand mit den Erwartungen, die ich anfangs davon gehegt hatte oder vielmehr mit der Lage, in die ich unfehlbar geraten sein würde, wenn nicht Gottes gütige Vorsehung es wunderbar gefügt hätte, dass das Schiff so nahe an meine Küste angetrieben wurde, wo ich es nicht nur hatte erreichen können, sondern auch alles, was ich daraus mitnehmen wollte, zu meiner Erleichterung und Bequemlichkeit sicher ans Land zu bringen vermocht hatte. Denn ohne dies hätte es mir ja an jedem Handwerkszeug zu meinen Arbeiten gefehlt, an jeder Waffe, zu meiner Verteidigung und an Pulver und Blei, um mir Nahrung zu verschaffen.

Ganze Stunden, ich möchte sagen ganze Tage verwendete ich darauf, mir in den lebhaftesten Farben auszumalen, was ich angefangen haben würde, wenn ich nichts aus dem Schiffe gerettet hätte. Nichts als Fische und Schildkröten wären in diesem Falle zu meiner Nahrung vorhanden gewesen und da ich diese erst nach längerer Zeit auffand, hätte ich wahrscheinlich schon früher verhungern oder, wäre das auch nicht geschehen, doch stets wie ein Wilder leben müssen. Wenn es mir zum Beispiel gelungen wäre, durch List eine Ziege oder einen Vogel zu töten, so hätte ich ja nicht gewusst, wie ich das Tier hätte aufschneiden oder abhäuten oder das Fleisch von dem Fell und den Eingeweiden trennen oder es zerlegen sollen. Es wäre mir nichts anderes übrig geblieben, als es mit den Zähnen zu zernagen und mit den Nägeln zu zerreißen wie ein wildes Tier.

Solche Erwägungen machten mich sehr erkenntlich für die Güte der **Vorsehung** und sehr dankbar in meiner gegenwärtigen Lage, trotz all ihren Entbehrungen und all ihren Misslichkeiten. Ich möchte das auch besonders denen zur Nachachtung empfehlen, die geneigt sind, in ihrem Elend zu sagen: *»Gibt es denn noch andere Leiden, die so groß sind wie die meinigen?«* Mögen sie einsehen, wie viel schlimmer es andere haben und

sie selbst es haben könnten, wenn der Himmel es für gut befunden hätte. Wieder ein anderer Gedanke, der auch dazu beitrug, mein Herz mit Trost zu erfüllen, war der, dass ich meine Lage mit jener verglich, die ich verdient hatte und in die von der Hand Gottes versetzt zu werden, ich sonach hätte erwarten müssen. Ich hatte ein schreckliches Leben geführt, völlig ohne Gotteserkenntnis und ohne Gottesfurcht. Von Vater und Mutter war ich zwar gut unterwiesen worden, auch hatten sie nicht unterlassen, mir schon frühzeitig eine heilige Scheu vor Gott und einen Begriff von meinen Pflichten und von dem, was der Zweck meines Daseins von mir forderte, beizubringen. Aber ach! Ich war so früh in das Leben und Treiben der Seeleute geraten, das vor allen anderen ein gottloses zu sein pflegt (obgleich ja gerade der Seemann immerfort die Allmacht Gottes in den Schrecken der Natur unmittelbar vor Augen hat), dass das bisschen Religion, was ich bisher noch gehabt hatte, von meinen Genossen vollends aus mir heraus gelacht war. Dazu hatte sich die mir zur Gewohnheit gewordene Verachtung der Gefahr und des Todes gesellt und später der gänzliche Mangel an Gelegenheit, mit irgendeinem anderen Wesen meines Gleichen zu verkehren und irgendetwas Gutes oder zum Guten Führendes zu hören.

So weit entfernt von allem Guten war ich gewesen, so ohne jeden Begriff von dem, was ich war und was ich sein sollte, dass ich bei den wunderbarsten Errettungen, die ich erfahren, wie zum Beispiel bei meiner Flucht von **Saleh**, bei meiner Aufnahme auf dem portugiesischen Schiffe, bei dem Gelingen meiner Unternehmungen in Brasilien, bei dem Eintreffen meiner Ladung aus England und so weiter, nicht ein einziges Mal ein »*Gott sei Dank!*« auch nur gedacht, geschweige denn ausgesprochen hatte. Auch in der allergrößten Not war es mir nie eingefallen, ihn anzurufen oder auch nur zu sagen: »*Herr erbarme dich meiner!*« Nein, nicht einmal den Namen Gottes hatte ich in den Mund genommen, es sei denn, um dabei zu fluchen oder ihn zu lästern.

Viele Monate hindurch war meine Seele schwer bekümmert gewesen, wenn ich über mein früheres böses und verstocktes Leben nachgedacht, wenn ich um mich geblickt und die besondere Fügung betrachtet hatte,

die seit meiner Ankunft an diesem Orte über mir waltete, und wenn ich erwog, wie reich mich Gott mit Wohltaten überschüttet hatte. Hätte er mich doch nicht nur **gelinder** gestraft, als meine Sünden verdienten, sondern auch noch überreichlich für mich gesorgt. Dieser Umstand bestärkte mich auch in der Hoffnung, dass meine Reue angenommen sei und dass Gott mir Gnade geschenkt habe.

Solche Betrachtungen führten mich nicht allein zu einer völligen Ergebung in den Willen Gottes und alle seine Schickungen, sondern sogar zu einer aufrichtigen Dankbarkeit für meine gegenwärtige Lage. Ich erkannte nun klar, dass ich mich nicht beklagen dürfte, da mir ja das Leben geschenkt und ich nicht einmal nach Verhältnis meiner Sünden gestraft worden sei, dass ich so viele Wohltaten genieße, die ich an diesem Orte nicht erwarten durfte. Ich sagte mir, ich müsse allen Kummer fahren lassen und mich vielmehr freuen und alle Tage für mein tägliches Brot danken, welches mir nur durch eine Menge von Wundern bereitet werden konnte. War denn nicht das Wunder, durch welches ich gesättigt wurde, ebenso groß wie das, durch welches **Elias von den Raben gespeist** wurde, ja, gehörte zu jenem nicht vielmehr eine ganze Reihenfolge von Wundern? Gab es im ganzen Bereich der unbewohnten Erde einen Ort, wohin verschlagen ich mich besser befunden haben würde als auf meiner Insel, wo ich zwar – und das war allerdings ein rechter Kummer – keine menschliche Gesellschaft, aber auch keine reißenden Tiere, keine gierigen Wölfe und Tiger gefunden, keine ungesunden oder giftigen Geschöpfe, deren Genuss mir schädlich werden konnte, keine Wilden, die mich umgebracht haben würden, angetroffen hatte? Wie ich hier einerseits ein Leben des Elendes führte, so war es andererseits doch auch wieder ein Leben der Gnade. Um es zu einem ganz glücklichen Leben zu machen, brauchte ich mich nur täglich durch die Erkenntnis der Güte Gottes und seiner Fürsorge für meine Bedürfnisse trösten zu lassen. Aber wirklich hörte ich, als ich in dieser Übung erst einige Fortschritte gemacht hatte, auf, traurig zu sein.

Während der langen Zeit, die ich jetzt schon auf der Insel weilte, waren viele von den Sachen, die ich zu meinem Gebrauch mit ans Land

genommen hatte, entweder ganz, oder wenigstens zum größten Teil aufgebraucht.

Meine Tinte hatte, wie ich früher bemerkte, schon seit einiger Zeit bis auf einen kleinen Rest, welchen ich nach und nach immer mehr mit Wasser verdünnte, bis man auf dem Papier kaum noch einen Schein von Schwärze wahrnehmen konnte, abgenommen. So lange sie vorhielt, benutzte ich sie, um die Tage des Monats, an welchen mir etwas Bemerkenswertes begegnete, aufzunotieren. Als ich diese Daten mit meiner Vergangenheit verglich, bemerkte ich ein merkwürdiges Zusammentreffen der Tage in Bezug auf die verschiedenen Schicksale, die mich betroffen hatten. Wäre ich zu abergläubischer Beobachtung besonderer glück- oder unglück bringender Tage geneigter gewesen, so hätte sich hier Anlass zu großer Verstärkung dieser Neigung geboten. Zuerst hatte ich ausgerechnet, dass ich an demselben Monatstage, an dem ich meinem Vater und meinen Verwandten durchgegangen und nach **Hull** entlaufen war, um mich dort einzuschiffen, später von dem türkischen Piratenschiff gefangen und zum Sklaven gemacht worden war. An dem Monatstage, wo ich aus dem Wrack des Schiffes auf der **Reede** von **Yarmouth** gerettet worden, hatte ich später meine Flucht in dem Boote von **Saleh** ausgeführt. Ferner war mir an meinem Geburtstage, dem 30. September, das Leben, nach sechsundzwanzig Jahren, von Neuem auf so wunderbare Weise geschenkt worden, indem ich an die Insel getrieben war; und so hatte mein Leben der Sünde und mein Leben der Einsamkeit an demselben Tage seinen Anfang genommen.

Das zweite, was außer der Tinte zu Ende ging, war mein Brot. Ich meine die Schiffszwiebacke, die ich aus dem Schiffe gerettet. Mit diesen hatte ich auf das aller sparsamste gewirtschaftet und mir über ein Jahr lang nur einen Zwieback täglich gestattet. Trotzdem musste ich noch beinahe ein Jahr mich ohne Brot behelfen, bis ich solches aus selbst gebautem Korn bekam.

Auch meine Kleidungsstücke fingen an gewaltig in die Krümpe zu gehen. Von Wäsche besaß ich schon seit einer ganzen Weile nichts als eine Anzahl gewürfelter Hemden, die ich in den Kästen meiner Schiffsgenossen

gefunden und sorgsam geschont hatte. Da ich oft wegen der Hitze nichts weiter als ein Hemd auf dem Leibe haben konnte, kam es mir sehr zu Statten, dass ich unter den Sachen der Schiffsmannschaft beinahe drei Dutzend von diesen Kleidungsstücken gefunden hatte. Auch einige dicke Wachtröcke der Matrosen waren noch vorhanden, aber die waren zu warm, um sie hier zu tragen. Allerdings glühte die Sonne oft so heiß, dass man meinen sollte, ich hätte überhaupt keine Kleidung nötig gehabt. Jedoch hätte ich nicht ganz nackend gehen können, selbst wenn ich es gewollt hätte. Abgesehen davon, dass mir der Gedanke daran, obgleich ich allein lebte, unerträglich war, bestand auch noch der andere Grund, dass ich die Sonnenhitze viel besser vertragen konnte, wenn ich etwas angezogen hatte. Die unmittelbare Hitze brannte mir die Haut wund, wenn ich hingegen ein Hemd trug, so brachte die Luft selbst darunter einige Bewegung hervor und mir war unter demselben noch einmal so kühl, als ohne es. Ebensowenig durfte ich jemals wagen, ohne Hut oder Mütze in die Sonnenhitze hinauszugehen; denn diese brannte mit solcher Heftigkeit, dass sie mir sofort Kopfschmerzen verursachte, wenn sie mir direkt auf den Kopf schien. Dagegen verschwanden die Schmerzen gleich wieder, sobald ich meinen Hut aufsetzte.

Unter diesen Umständen hielt ich es für nötig, die wenigen Lumpen, welche ich Kleider nannte, einigermaßen wieder in Stand zu setzen. Meine Westen hatte ich alle aufgetragen, daher beschloss ich zu versuchen, ob ich nicht aus den dicken Überröcken und aus dem, was ich sonst noch an Material besaß, mir Jacken anfertigen könnte. So machte ich mich nun ans Schneidern oder vielmehr ans Flickern. Ungeschickt genug stellte ich mich dazu an, das muss wahr sein. Indessen brachte ich doch zwei oder drei neue Westen ganz leidlich zu Stande und hoffte, damit eine geraume Weile auszukommen. Was dagegen die Beinkleider betraf, so musste ich mich damit fürs Erste auf das Allerdürftigste behelfen.

Ich habe früher erwähnt, dass ich die Felle aller vierfüßigen Tiere aufzubewahren pflegte. Ich hatte sie an Stangen aufgespannt in die Sonne gestellt. Hierdurch waren einige so trocken und hart geworden, dass sie nur wenig zu brauchen waren, andere aber schienen verwendbar zu sein.

Das Erste, was ich mir daraus machte, war eine große Mütze. Ich kehrte die raue Seite des Felles nach außen, zum Schutz gegen den Regen und das Ding gelang mir so gut, dass ich mir später einen ganzen Anzug aus Tierfellen anfertigte; das heißt eine Weste und kurze Hosen. Die letzteren waren an den Knien offen und gehörig weit, denn es kam mir mehr darauf an, kühl als warm dadurch gehalten zu werden. Ich darf nicht verschweigen, dass sie sich abscheulich ausnahmen. Denn war ich schon ein schlechter Zimmermann, so war ich doch ein noch schlechterer Schneider. Trotzdem konnte ich mich sehr gut damit behelfen. Ging ich aus und es fing an zu regnen, so ließ die raue Außenseite meiner Weste und Mütze das Wasser nicht eindringen und ich blieb darin ganz trocken.

Ferner verwendete ich sehr viel Zeit und Mühe darauf, mir einen Sonnenschirm zu machen. Einen solchen wünschte und brauchte ich in der Tat sehr. In Brasilien hatte ich auch dergleichen verfertigen sehen, dort dienen sie zum Schutze gegen die große Hitze und hier kam mir die Hitze mindestens ebenso groß, wenn nicht größer vor als dort und die Insel lag ja auch dem Äquator näher. Da ich genötigt war viel auszugehen, musste mir ein Schirm nicht nur gegen die Sonne, sondern auch gegen den Regen von großem Nutzen sein. Ich gab mir die erdenkliche Mühe und doch dauerte es sehr lange, bis ich ein solches Ding fertiggebracht hatte, was zusammenzuhalten versprach. Nachdem ich schon glaubte, das richtige Verfahren entdeckt zu haben, missglückten noch zwei oder drei Versuche, bis einer gelang, der mich zufrieden stellte. Die größte Schwierigkeit hatte die Einrichtung, durch die ich den Schirm zusammenlegen konnte, gemacht. Denn wenn ich ihn nur aufzuspannen, nicht aber auch zusammenzulegen und einzuziehen vermocht hätte, so würde ich ihn nicht anders als immer über dem Kopf haben tragen können und das ging doch nicht. Endlich gelang mir, wie gesagt, ein ziemlich zweckmäßiges Gestell, das ich mit Fellen, die Haare nach außen gewendet, überzog, sodass der Regen wie von einem schrägen Dache abließ. Auch gegen die Sonne gewährte dieser Schirm so hinreichenden Schutz, dass ich jetzt in dem heißesten Wetter mit mehr Annehmlichkeit im Freien sein konnte als sonst bei kühler Temperatur. Hatte ich ihn nicht nötig, so legte ich ihn zusammen und trug ihn unter die Arme.

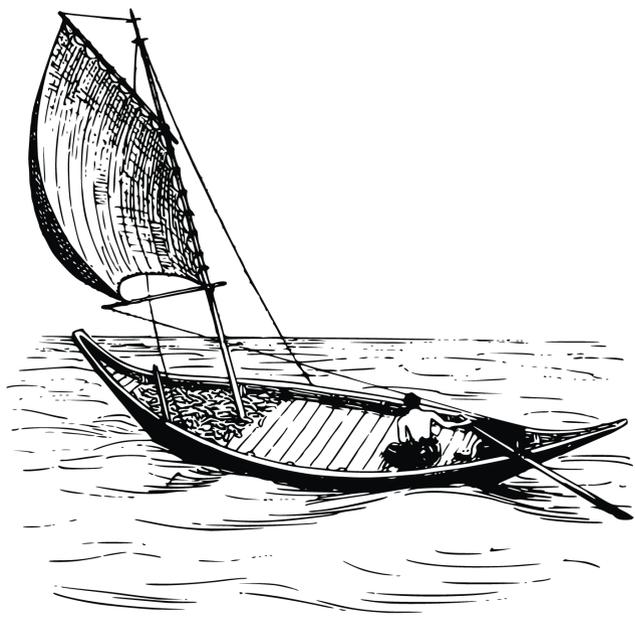
## Kapitel 8: Im Strudel

So lebte ich nun in der größten Zufriedenheit; meine Seele fand ihre Ruhe in der gänzlichen Ergebung in Gottes Willen und ich überließ mich unbedingt den Fügungen seiner **Vorsehung**. Das war besser als menschlicher Umgang für mich und so oft ich anfang, die Entbehrung eines Gesprächs zu beklagen, fragte ich mich alsbald, ob nicht der Verkehr mit meinen eigenen Gedanken und sozusagen mit Gott selbst dem größten Vergnügen, das menschliche Gesellschaft gewähren kann, vorzuziehen sei.

Im Übrigen wüsste ich nicht, dass in den nächsten fünf Jahren irgendetwas Außergewöhnliches vorgefallen wäre. Ich lebte in derselben Weise, in der gleichen Lage und an demselben Orte wie bisher fort. Abgesehen von der jährlich wiederkehrenden Arbeit des Anbaus von Gerste und Reis und des Zubereitens der Rosinen, von welchen ich mir immer genug vorrätig hielt, um für ein Jahr im Voraus versorgt zu sein und abgesehen von dem täglichen Ausgang mit meiner Flinte, bestand meine Beschäftigung hauptsächlich in dem Bau eines zweiten Kanus. Endlich hatte ich dann auch eins fertig gebracht. Nachdem ich einen sechs **Fuß** breiten und vier Fuß tiefen Kanal gegraben hatte, gelang es auch, dasselbe fast eine halbe **Meile** weit den Fluss hinab zu schaffen. Jenes erste, welches so unvernünftig groß geworden war, weil ich nicht gehörig vorher überlegt hatte, wie ich es von der Stelle bewegen sollte und von dem ich endlich eingesehen, dass ich es weder an das Wasser, noch das Wasser zu ihm bringen könnte, hatte ich liegen lassen müssen, wo es lag, als eine Mahnung für mich, ein andermal klüger zu sein. Das war ich dann auch das zweite Mal wirklich gewesen. Wenn ich auch keinen ganz passenden Baum hätte finden können und keine dem Wasser näher gelegene Stelle als eine beinahe eine halbe Meile davon entfernte, so hatte ich doch bald gesehen, dass es diesmal gelingen würde und dass ich das Unternehmen nicht wieder aufgeben brauchte. Obgleich ich fast zwei Jahre darauf verwendete, ließ ich mich doch keine Mühe **verdrießen**, in der Hoffnung, endlich ein Boot zu haben, in dem ich mich auf die See begeben könnte.

Als jedoch meine kleine **Pirogue** fertig war, fand ich heraus, dass ihre Größe durchaus nicht genügte, um die Absicht, die mir beim Bau der ersten vorgeschwebt hatte, damit auszuführen; ich meine die Fahrt nach dem Festland. Der Meeresarm, der mich von diesem trennte, war über vierzig Meilen breit, daher machte die Kleinheit des Fahrzeuges diesen Plan unmöglich und ich dachte nicht weiter daran.

Da ich das Boot aber nun einmal hatte, nahm ich mir vor, darin eine Fahrt um die Insel zu unternehmen. Denn als ich früher zu Lande, wie ich es beschrieben habe, auf der anderen Seite derselben gewesen war, hatten mir die bei dieser Gelegenheit gemachten Entdeckungen die größte Lust erweckt, auch noch weitere Teile der Küste kennenzulernen. Deshalb beschäftigte mich jetzt, wo ich mich im Besitze eines Bootes sah, kein anderer Gedanke, als eine Segelfahrt um die Insel anzustellen. Zu diesem Zwecke, und um es an keiner Vorsicht und Überlegung fehlen zu lassen, errichtete ich einen kleinen Mast in meinem Boote und befestigte daran ein Segel, das ich aus einem der alten Schiffssegel angefertigt hatte, von denen ich einen großen Vorrat aufbewahrte. Als Mast und Segel angebracht waren, probierte ich das Boot und fand, dass es vortrefflich segelte. Dann brachte ich kleine Kästen oder Abschlüge an beiden Enden des Fahrzeuges an, um notwendige Gerätschaften, Lebensmittel, Schießbedarf und so weiter darin trocken zu halten und vor dem Regen und dem Wellenschaum zu schützen. Ferner schnitt ich eine schmale lange Höhlung in die innere Seite des Bootes, wo hinein ich meine Flinte legen konnte und versah sie mit einer Klappe, um das Gewehr vor der Nässe zu bewahren. Am unteren Ende meines Fahrzeuges befestigte ich hierauf meinen Sonnenschirm auf dieselbe Weise wie den Mast, damit er über meinem Kopfe ausgespannt gleich einem Zelt die Sonnenhitze von mir abhalten sollte.



Zunächst machte ich hin und wieder einen kleinen Ausflug in die See, wagte mich aber niemals weit hinaus und entfernte mich auch nicht sehr von der Flussmündung. Endlich aber beschloß ich, begierig, den Umfang meines Reiches kennenzulernen, um die Umsegelung zu unternehmen. Dementsprechend **verproviantierte** ich mein Fahrzeug für die Reise mit zwei Dutzend meiner Brote oder, richtiger gesagt, Gerstenkuchen, mit einem Topfe voll gerösteter Reiskörner, von denen ich häufig zu essen pflegte, ferner mit einer kleinen Flasche Rum und der Hälfte einer erlegten Ziege. Auch Pulver und Blei nahm ich mit, um weitere Ziegen schießen zu können und versah mich ferner mit zwei von den großen Übreröcken, die ich, wie ich vorher erwähnte, aus den Koffern der Seeleute gerettet hatte. Auf einem davon wollte ich liegen, mit dem anderen gedachte ich mich des Nachts zuzudecken.

Es war am 6. November, im zehnten Jahre meiner Herrschaft oder, wenn man will, meiner Gefangenschaft, als ich diese Reise antrat. Dieselbe dehnte sich viel länger aus, als ich erwartet hatte. Denn obgleich die Insel selbst nicht sehr groß war, entdeckte ich, auf der östlichen Seite angekommen, eine lange Felsenkette, die sich ungefähr zwei **Seemeilen** weit in das Meer erstreckte und teils über, teils unter dem Wasser fortlief, an deren Ende eine Sandbank, ebenfalls eine halbe **Meile** lang, trocken zu Tage lag, sodass ich mich genötigt sah, diese Landspitze in einem weiten Umweg zu umschiffen.

Anfangs, als ich diese Entdeckung machte, war ich schon im Begriff, die Unternehmung aufzugeben, da ich nicht wusste, wie weit ich genötigt sein würde in die See hinausfahren und ebenso wenig, wie ich zurückkommen sollte. Ich ging deshalb vorläufig vor Anker. Denn auch eine Art von Anker hatte ich mir aus einem zerbrochenen **Bootshaken**, den ich vom Schiffe mitgebracht, gefertigt. Nachdem ich das Boot so befestigt hatte, nahm ich die Flinte, begab mich ans Land und erstieg einen Hügel, von dem ich eine Übersicht über jene Landzunge zu haben glaubte. Wirklich ermaß ich von dort ihre ganze Ausdehnung und beschloß nun, die Umfahrt zu wagen.

Von dem Hügel, auf dem ich stand, erblickte ich eine starke und wahrhaft reißende Strömung, die von Westen nach Osten verlief und ganz nahe an jene Landspitze herankam. Ich achtete umso mehr darauf, als ich Gefahr davon befürchtete. Denn wenn ich in die Strömung geriet, konnte ich durch ihre Gewalt in die See hinausgetrieben werden und vielleicht nicht im Stande sein, die Insel wieder zu gewinnen. In der Tat glaube ich, dass, wäre ich nicht vorher auf den Hügel gestiegen, es so gekommen sein würde. Denn eine gleiche Strömung ging auf der anderen Seite der Insel, nur weiter vom Ufer entfernt und ferner befand sich dicht an der Küste ein starker Strudel, sodass ich, wenn ich auch die Strömung vermieden hätte, unfehlbar in jenen geraten wäre.

Dort lag ich nun zwei Tage lang. Der Wind blies ziemlich frisch aus Ostsüdost und da das gerade die der Strömung entgegenlaufende Richtung war, verursachte er eine starke Brandung gegen die Spitze. Es schien mir deshalb gefährlich, mich zu nahe an der Küste zu halten, teils wegen der Brandung, teils, wenn ich mich zu weit davon entfernte, wegen der Strömung.

Am Morgen des dritten Tages war das Meer ruhig. Der Wind hatte sich über Nacht gelegt und so wagte ich mich dann hinaus. Aber wiederum sollte ich ein warnendes Beispiel für unbesonnene und unwisende Seefahrer werden. Denn kaum war ich an der Spitze angelangt und nicht um eines Bootes Länge von der Küste entfernt, als ich mich auch schon in sehr tiefem Wasser und in einer so reißenden Strömung wie an einem **Mühlenwehr** befand. Mein Boot wurde mit solcher Gewalt fortgerissen, dass ich es trotz aller Anstrengung nicht einmal am Rande des Stromes halten konnte, sondern mich weiter und weiter von dem Strudel, der mir zur Linken blieb, abgetrieben sah. Kein Wind kam mir zu Hilfe und mit meinem Rudern konnte ich so gut wie nichts ausrichten. Ich fing an, mich für verloren zu halten; denn weil die Strömung auf beiden Seiten der Insel ging, wusste ich, dass ihre Enden sich einige **Seemeilen** weiter vereinigen mussten und glaubte deshalb, unfehlbar umkommen zu müssen. Indem mir nämlich keine Möglichkeit schien, sie zu vermeiden, hatte ich nur die

sichere Aussicht des Todes, und zwar nicht durch das Wasser, denn das war ruhig genug, sondern durch den Hunger.

Allerdings hatte ich eine Schildkröte, die ich am Ufer gefunden hatte und die so groß war, dass ich sie kaum aufzuheben vermochte, in das Boot geworfen. Auch einen großen Krug frischen Wassers besaß ich, aber was half das alles, wenn ich in den weiten Ozean getrieben worden wäre, wo sicherlich keine Küste, kein Festland und keine Insel im Umkreis von wenigstens tausend **Meilen** zu finden gewesen wäre.

Da erkannte ich nun, wie leicht es für Gottes **Vorsehung** ist, die elendeste Lage, in der der Mensch sein kann, zu einer noch elenderen zu machen. Ich blickte jetzt nach meiner öden, einsamen Insel zurück als nach dem lieblichsten Orte der Welt und alle Glückseligkeit, die mein Herz sich wünschte, bestand darin, nur wieder dort sein zu können. Ich streckte meine Hände mit sehnlischem Verlangen danach aus: »O du glückliche Wüste!« sagte ich, »soll ich dich nie wiedersehen? Wohin werde ich elende Kreatur geraten!« Dann machte ich mir Vorwürfe über mein undankbares Gemüt und über meine früheren Klagen in Bezug auf meine Einsamkeit. Was hätte ich nicht jetzt darum gegeben, wieder dort am Lande zu sein! So sehen wir nie unsere Lage im rechten Licht, bis sie uns durch den Gegensatz erleuchtet wird, noch wissen wir das, was wir besitzen, eher zu schätzen, als bis wir es verloren haben.

Es ist unmöglich, die Bestürzung zu beschreiben, in die ich geriet, als ich mich von meiner geliebten Insel ab und beinahe zwei **Seemeilen** in den weiten Ozean getrieben sah. Ich verzweifelte völlig daran, jemals wieder mein **Eiland** zu erreichen. Nichtsdestoweniger jedoch arbeitete ich mich so lange ab, bis meine Kräfte beinahe erschöpft waren, indem ich das Boot so viel wie möglich nach Norden, das heißt, auf der dem Strudel zunächst liegenden Seite der Strömung zu halten suchte. Endlich um Mittag, als die Sonne gerade über meinem **Haupte** stand, kam es mir vor, als fühlte ich eine leichte Brise von Südsüdost her mir entgegen wehen. Das erleichterte mir das Herz ein wenig und noch mehr erfreute es mich, als etwa eine halbe Stunde später ein hübscher kleiner Sturm zu sausen anfang.

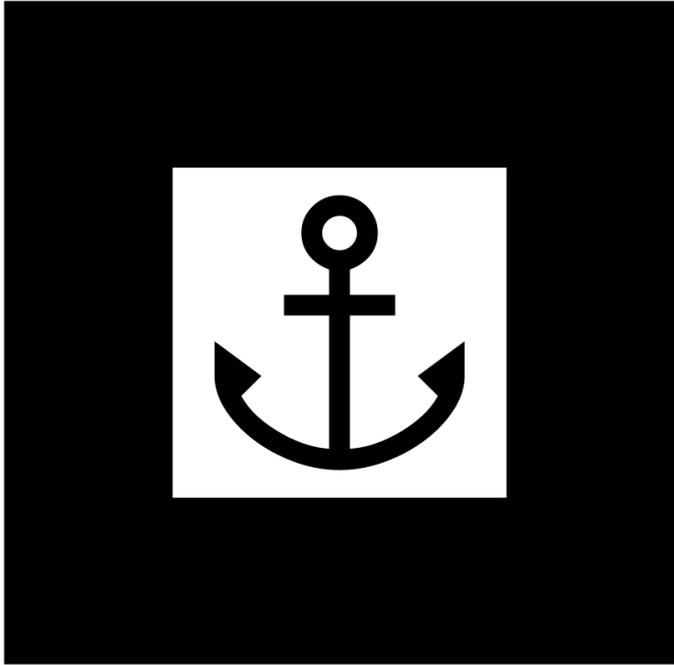
Mittlerweile war ich erschrecklich weit von der Insel weg geraten. Wäre nur die kleinste Wolke oder ein leichter Nebel mir in den Weg gekommen, so hätte es auf eine ganz unerwartete Weise um mich geschehen sein müssen. Denn ich hatte keinen Kompass an Bord und würde daher nicht gewusst haben, wie ich nach der Insel zusteuern sollte, sobald sie mir nur ein einziges Mal aus dem Gesicht entschwunden wäre. Aber das Wetter blieb klar. Ich machte mich jetzt daran, meinen Mast wieder aufzurichten und das Segel auszubreiten und hielt, so gut ich irgendwie konnte, die Richtung nach Norden, um nur aus der Strömung herauszukommen. Kaum hatte ich Segel und Mast in Ordnung und kaum fing das Boot an, langsam dahinzugleiten, als ich an der Klarheit des Wassers bemerkte, dass eine Veränderung der Strömung in der Nähe sein müsse. Denn wo der Strom reißend ging, war das Wasser trübe, wo dagegen das Wasser sich aufhellte, ließ die Stärke der Strömung nach. Gleich darauf bemerkte ich etwa eine halbe Meile gen Osten eine Brandung gegen einige Felsen. Diese teilten den Strom, wie ich wahrnahm und wie sein größerer Teil mehr nach Süden abfloß, so wurde der andere von dem Widerstand der Felsen zurückgeschlagen, bildete einen starken Strudel und strömte dann in raschem Fluss wieder nach Nordwesten zurück.

Nur wer es weiß, was es heißt, wenn einem, der schon auf der Leiter steht, ein Aufschub der Exekution verkündet wird oder wie einem zu Mute ist, der Räuberhänden, die ihm eben den Garaus machen wollen, entrinnt oder wer sonst je in einer ähnlichen Lage gewesen ist, kann sich einen Begriff von der freudigen Überraschung machen, die ich jetzt erfuhr und wie froh ich war, mein Boot in diesen Strudel leiten zu können. Da der Wind auch stärker zu wehen begann, breitete ich fröhlich meine Segel gegen ihn aus und lief lustig vor der Brise dahin, von dem starken Strom getragen.

Der Strudel brachte mich noch ungefähr eine Seemeile auf meinem Rückwege weiter, direkt nach der Insel hin, jedoch etwa zwei Meilen nördlich von der Strömung, die mich vorher abgetrieben hatte, sodass, als ich mich der Insel näherte, die nördliche Küste derselben vor mir lag,

das heißt, das andere, dem, von welchem ich herkam, entgegengesetzte Inselnde.

Ich legte etwas mehr als eine **Seemeile** mit Hilfe des Strudels zurück und bemerkte dann, dass er aufhörte und mir nicht weiter dienen konnte. Jetzt aber befand ich mich zwischen den beiden anderen großen Strömungen, der südlichen, die mich vom Lande abgetrieben hatte, und der nördlichen, die ungefähr eine **Seemeile** weiter auf der anderen Seite floß. Hier in der Mitte, im Schutze der Insel, fand ich das Wasser ganz still und nach keiner Seite fließend. Da der Wind mir noch immer günstig wehte, so steuerte ich weiter direkt auf die Insel los, wenn ich gleich nicht so schnell vorwärts kam wie bisher. Etwa um vier Uhr nachmittags, als ich nur noch ungefähr eine **Seemeile** vom Lande entfernt war, entdeckte ich, dass die Felsenspitze, die durch ihren südlichen Vorsprung, an dem sich die Strömung brach, mein Missgeschick herbeigeführt hatte, noch einen zweiten Strudel nach Norden bildete. Ich fand denselben sehr stark, aber er floß nicht gerade in derselben Richtung, in der mein Kurs ging, nämlich nach Westen, sondern er strömte fast direkt nach Norden. Da sich aber ein frischer Wind erhoben hatte, segelte ich über den Strudel weg auf Nordwest haltend und kam in Zeit von einer Stunde der Insel bis auf etwa eine **Meile** nahe, wo ich nun im ruhigen Wasser sehr bald landen konnte.



Am Ufer angekommen, fiel ich auf die Knie nieder und dankte Gott für meine Errettung. Nun gab ich jeden Gedanken an ein **Entrinnen** in meinem Boot auf. Ich stärkte mich mit den Nahrungsmitteln, die ich bei mir führte, brachte mein Boot ganz nahe am Ufer in einer kleinen Bucht, die ich dort entdeckt hatte, unter einigen Bäumen in Sicherheit und legte mich hierauf zum Schlafen nieder, denn ich war begreiflicher Weise äußerst erschöpft von den Anstrengungen dieser Reise.

Jetzt geriet ich in nicht geringe Verlegenheit durch die Erwägung, welchen Rückweg ich mit meinem Boot einschlagen sollte. Ich war in zu großer Gefahr gewesen und wusste zu gut, was es damit auf sich hatte, um daran zu denken, den Weg, den ich gekommen war, auch wieder zurück zu nehmen. Wie es auf der anderen Seite (ich meine an der Westküste) aussah, wusste ich nicht, hatte auch keine Lust, noch einmal solche Abenteuer zu bestehen. Daher beschloß ich, in westlicher Richtung an der Küste entlang zu fahren und zu sehen, ob ich nicht irgendwo eine Bucht finde, wo ich meine **Pirogue** in Sicherheit ankern und von wo ich sie später wieder abholen könnte, wenn ich ihrer bedürfte. Nach einer Fahrt von ungefähr drei Meilen, längs der Küste, kam ich dann auch an eine vorzügliche Einfahrt, die anfangs etwa eine **Meile** breit war, weiter ins Land hinein aber sich verengte, bis sie in einen ganz kleinen Fluß oder Bach auslief. Dort bildete sie einen sehr bequemen Hafen und mein Boot lag darin, wie in einem eigens zu diesem Zwecke gebauten Dock. Nachdem ich angelegt und mein Fahrzeug ganz sicher befestigt hatte, ging ich ans Land, um mich umzusehen und auszuspähen, wo ich mich befände.

Hier bemerkte ich bald, dass ich nur ganz wenig über die Gegend hinaus gelangt war, die ich schon früher bei Gelegenheit meiner Fußreise nach dieser Küste berührt hatte. Daher nahm ich weiter nichts aus meinem Boote mit, als die Flinte und den Sonnenschirm (denn es war furchtbar heiß) und trat meine Wanderung an. Diese stach sehr angenehm von der Reise, die ich soeben beendet hatte, ab. Am Abend erreichte ich meine alte Hütte, wo ich alles so vorfand, wie ich es verlassen. Ich hielt nämlich

in derselben immer gute Ordnung, weil ich sie, wie ich schon erwähnte, als meinen Landsitz betrachtete.

Nachdem ich über den Zaun gestiegen, legte ich mich in den Schatten nieder, um meine müden Glieder auszuruhen und schlief ein. Aber wer, der diese Geschichte liest, kann sich meine Überraschung vorstellen, als ich durch eine Stimme aus dem Schlafe geweckt wurde, die mich wiederholt beim Namen rief: »*Robin, Robin, Robin Crusoe, armer Robin Crusoe! Wo bist du, Robin Crusoe? Wo bist du? Wo bist du gewesen?*«

Zuerst, da ich wegen meiner großen Ermüdung vom Rudern am Vormittag und von dem weiten Wege am Nachmittag sehr fest geschlafen, wurde ich nicht gleich ganz wach, sondern glaubte zwischen schlafen und wachen nur zu träumen, dass jemand mit mir spreche. Als aber die Stimme fortfuhr, immerfort »*Robin Crusoe, Robin Crusoe!*« zu wiederholen, erwachte ich endlich völlig und war anfangs nicht wenig erschreckt, sodass ich in äußerster Bestürzung in die Höhe fuhr. Jedoch sobald ich die Augen aufgeschlagen hatte, erblickte ich auch schon meinen Pol auf der Hecke sitzend und wusste nun sofort, dass er es gewesen war, der mich angerufen hatte. Gerade in solchen traurig fragenden Ausrufen pflegte ich zu ihm zu sprechen und sie ihm zu lehren. Er hatte sie auch so vollkommen gelernt, dass er oft, auf meinem Finger sitzend und seinen Schnabel dicht an mein Gesicht gelegt, ausrief: »*Armer Robin Crusoe! Wo bist du? Wo bist du gewesen? Wie kommst du hierher?*« und dergleichen mehr, was ich ihm beigebracht hatte. Indessen wenn ich auch jetzt wusste, dass es nur der Papagei war und dass es wirklich niemand anders gewesen sein konnte, dauerte es doch eine ganze Weile, bis ich mich zu fassen vermochte. Es wunderte mich nämlich, dass das Tier hierher gekommen war. Sobald ich mich jedoch vollkommen überzeugt hatte, dass niemand anders als mein getreuer Pol in meiner Nähe sei, erholte ich mich von meinem Schrecken, streckte meine Hand aus und rief ihn bei seinem Namen. Hierauf kam das zutrauliche Tier angeflogen, setzte sich, wie es gewohnt war, auf meinen Daumen und fuhr fort zu mir zu sprechen: »*Armer Robin Crusoe! Und wie kommst du hierher? Wo bist du gewesen?*« als ob er hoch erfreut wäre, mich wieder zu sehen. Ich nahm ihn zu mir

und begab mich dann nach Hause. Jetzt hatte ich für eine Zeitlang genug am Seefahren. Die Gefahr, in der ich geschwebt, gab mir für viele Tage Stoff zum stillen Nachdenken. Sehr froh würde ich gewesen, wenn ich mein Boot wieder auf dieser Seite der Insel gehabt hätte, doch wusste ich nicht, wie ich es anfangen sollte, es herbeizuschaffen. Auf der Ostseite, der entlang ich gefahren war, durfte ich, wie ich wusste, nicht wagen es zu holen. Mein Herz stockte und das Blut gerann mir in den Adern, wenn ich nur daran dachte. Wie es auf der anderen Seite der Insel aussah, war mir unbekannt. Aber wenn die Strömung mit derselben Gewalt östlich nach der Küste hin sich bewegte, als sie an der anderen Seite davon abtrieb, drohte mir ja dort gleiche Gefahr, mit dem Strome fort und an der Insel vorbei gerissen zu werden, wie ich vorher davon abgetrieben worden war. Mit diesem Gedanken tröstete ich mich über den zeitweiligen Verlust des Bootes, welches allerdings das Werk vieler Monate langer Arbeit gewesen war und das ich mit so besonders großer Mühe und so bedeutendem Zeitaufwand in das Meer geschafft hatte.

Nachdem ich jenes Verlangen bezwungen hatte, führte ich fast ein Jahr lang ein sehr stilles, zurückgezogenes Leben. In meinem Gemüte war ich nun ganz mit meiner Lage ausgesöhnt und vollkommen gewillt, mich allen Anordnungen der **Vorsehung** ruhig zu fügen. Ich fühlte mich wirklich in jeder Hinsicht ganz glücklich, wobei ich jedoch das Gefühl der Einsamkeit nicht in Anschlag bringe.

Während dieser Zeit vervollkommnete ich mich in allen mechanischen Fertigkeiten, zu deren Übung mich meine Bedürfnisse genötigt hatten. Ich glaube, ich hätte jetzt, vorkommendenfalls, einen ganz leidlichen Zimmermann vorstellen können, wobei natürlich zu bedenken ist, wie wenig Handwerkszeug mir zu Gebote stand.

Außerdem brachte ich es zu einer unerwarteten Verbesserung meines Tongeschirres. Seit ich darauf verfiel, den Ton auf einer Scheibe zu drehen, ging die Herstellung meiner Gefäße weit leichter vonstatten und dieselben wurden jetzt rund und wohlgestaltet, während ich früher nur unförmige Dinger zu Stande gebracht hatte. Nie aber, glaube ich, war ich stolzer auf meine Geschicklichkeit oder erfreuter über irgendeine

Erfindung, als es mir gelang, eine Tabakspfeife zu machen. Zwar stellte sie fertig geworden nur ein sehr hässliches, plumptes Ding dar, auch bestand sie nur aus gebranntem Ton wie die anderen Töpferwaren, allein sie war hart und fest und ließ den Rauch, ganz wie es sich gehört, hindurchziehen. Wie groß war mein **Entzücken** darüber! Ich hatte früher viel geraucht, auch waren Pfeifen auf dem Schiffe gewesen, aber ich hatte sie nicht mitgenommen, da mir unbekannt war, dass es auf der Insel Tabak gab. Nachher, als ich das Schiff aufs Neue durchsuchte, hatte ich keine mehr finden können.

Auch in Flechtarbeiten machte ich bedeutende Fortschritte und verfertigte einen Überfluss von allen möglichen Körben. Sie waren zwar nicht gerade schön, aber doch sehr handlich und bequem zur Aufbewahrung und zum Tragen vieler Sachen. Wenn ich zum Beispiel eine Ziege getötet hatte, hing ich sie an einem Baum in der Höhe auf, zog sie ab, weidete sie aus, schnitt sie in Stücke und trug sie in einem meiner Körbe nach Hause. Ebenso machte ich's mit den Schildkröten, aus denen ich, nachdem ich sie aufgeschnitten, die Eier herausnahm und diese nebst einem oder zwei Stücken von dem Fleische, wie es für mich ausreichte, heimbrachte, während ich den Rest liegen ließ. Auch zur Aufbewahrung des Kornes bediente ich mich großer tiefer Körbe. Sobald es trocken genug war, rieb ich es aus, siebte es durch und hob es dann in diesen Behältern auf.

Mit der Zeit bemerkte ich leider, dass mein Schießpulver bedeutend abnahm. Dies war ein unersetzlicher Mangel, deshalb überlegte ich, was ich anfangen sollte, wenn ich gar kein Pulver mehr hätte, auf welche Weise, insbesondere ich dann Ziegen erlegen sollte. Ich hatte, wie bereits erzählt, im dritten Jahre meines hiesigen Aufenthalts eine junge Geis gefangen und aufgezogen. Meine Hoffnung, einen Bock dazu zu bekommen, hatte sich nicht erfüllt, und nachgerade war aus meinem Zicklein eine alte Ziege geworden. Ich hatte es nicht über mein Herz bringen können, sie zu schlachten, bis sie zuletzt an Altersschwäche gestorben war.

Da aber jetzt im elften Jahre meiner Anwesenheit auf der Insel, wie gesagt, meine Munition knapp zu werden begann, musste ich auf eine Art und Weise, die Tiere lebendig einzufangen, sinnen. Vor allem wünschte ich, eine trüchtige Mutterziege zu besitzen. Zu diesem Zwecke legte ich Schlinge, um sie darin zu verstricken, und ich glaube wohl, dass sich mehr als einmal welche darin fingen, aber die Stricke waren nicht gut und Draht hatte ich nicht. Darum fand ich die Schlingen immer wieder zerrissen und den Köder gefressen.

Da beschloss ich endlich, den Fang in Gruben zu versuchen. Ich legte mehrere tiefe Löcher an, und zwar an solchen Stellen, wo, wie ich beobachtet hatte, die Ziegen zu grasen pflegten; stellte darüber selbst verfertigte Hürden auf und beschwerte diese stark. Nun streute ich zuerst mehrmals Gerste und getrocknete Reiskörner aus, ohne die Falle anzubringen. Bald bemerkte ich auch an deutlichen Fußspuren, dass die Ziegen hineingegangen waren und das Korn gefressen hatten. Hierauf stellte ich in einer Nacht drei Fallen aus, die ich indessen am anderen Morgen alle unversehrt vorfand, trotzdem das Korn daraus verschwunden war. Das entmutigte mich sehr, aber nachdem ich die Fallen verbessert, fand ich zuletzt, um die weiteren Einzelheiten zu übergehen, als ich eines Morgens ausging, um nach meiner Vorrichtung zu sehen, in einer derselben einen alten großen Ziegenbock und in einer anderen drei junge Ziegen, eine männliche und zwei weibliche.

Was ich mit dem alten Bock anfangen sollte, wusste ich in der Tat nicht. Er war so wild, dass ich ihm nicht nahe zu kommen und ihn lebendig fortzubringen wagte, worauf es mir doch eben ankam. Zwar hätte ich ihn töten können, doch das würde meinen Zweck nicht erfüllt haben. So ließ ich ihn dann laufen und er rannte wie unsinnig davon. Damals wusste ich noch nicht, was ich später lernte, dass Hunger auch einen Löwen zähmen könnte. Hätte ich ihn drei bis vier Tage ohne Nahrung in der Grube gelassen und ihm dann etwas Wasser und ein wenig Korn gebracht, so würde er so zahm wie die Ziegenlämmer geworden sein. Denn diese Art Tiere ist sehr **gelehrig** und leicht zu erziehen, wenn sie gehörig behandelt wird. Für diesmal ließ ich aber den Bock laufen und wendete mich zu

den drei Lämmern, nahm eins nach dem anderen heraus, band sie mit Stricken zusammen und brachte sie, obschon mit einiger Mühe, nach Hause.

Es dauerte eine geraume Zeit, ehe sie fressen wollten, aber durch einige zarte Körner, die ich ihnen hin streute, ließen sie sich anlocken und fingen an, zutraulich zu werden. Ich sah jetzt ein, dass, wenn ich mich für den Fall, dass mein Schießbedarf aufgebraucht sei, mit Ziegenfleisch versorgen wollte, das einzige Mittel sein würde, einige Ziegen aufzuziehen und zu zähmen und sie mit der Zeit wie eine Herde Schafe auf meinem Hofe zu halten. Gleich darauf fiel mir jedoch ein, dass ich dann die Zahmen von den Wilden absperren müsste, da sie ja außerdem beim Heranwachsen immer wieder wild werden würden. Die einzige Art, dies möglich zu machen, schien mir, ein Stück Land wohl verschlossen durch eine Hecke zu umgrenzen, damit die darin befindlichen Tiere weder ausbrechen, noch die von außen eindringen könnten.

Das war ein großes Unternehmen für ein einziges Paar Hände. Da ich aber die absolute Notwendigkeit desselben einsah, so machte ich mich sogleich an die Arbeit und suchte zuvörderst nach einem passenden Platze, wo die Tiere Nahrung und Trinkwasser und Schutz vor der Sonne finden könnten.

Wer sich auf dergleichen Dinge versteht, wird mich für sehr unvernünftig halten, wenn er hört, wie ich die Sache angriff. Nachdem ich nämlich eine alle diese Bedingungen erfüllende Stelle ausgesucht hatte, das heißt ein flaches offenes Stück Wiesenland oder eine Savanna, wie die Ansiedler in den westlichen Kolonien es nennen, die von mehreren kleinen Süßwasser-Rinnen durchschnitten und an einem Ende mit Wald bestanden war, begann ich aus übergroßer Vorsorge die Anlage meiner Hecke in der Weise, dass sie vollendet wenigstens zwei **Meilen** im Umkreis gehabt haben würde. Und doch war die Größe des Umfangs an sich dabei nicht das schlimmste; denn wäre er auch zehn Meilen weit gewesen, hätte ich wahrscheinlich doch Zeit genug gehabt, ihn auszuführen. Schlimmer aber war, dass mir nicht in den Sinn kam, wie meine Ziegen in einem

so weiten Spielraum ja ebenso wild werden würden, als wenn ich ihnen die ganze Insel überlassen hätte und dass ich sie in einem solchen Raum niemals würde einfangen können.

Die Hecke war bereits angefangen und, ich glaube, schon etwa fünfzig Schritte lang ausgeführt, als mir das Bedenken zuerst einfiel. Ich hielt sogleich mit dem Arbeiten inne und beschloß, vorläufig nur ein Stück Land von ungefähr 150 Ellen Länge und 100 Ellen Breite einzuschließen. Dies war ganz ausreichend für so viele Ziegen, als ich vernünftigerweise fürs Erste zu haben erwarten konnte und wenn meine Herde zunahm, konnte ich ja immer noch mehr Bodenfläche in die Umfassung hineinziehen.

An dies einigermaßen verständige Unternehmen machte ich mich nun mit gutem Mute. Es dauerte etwa drei Monate, bis das erste Stück fertig umzäunt war. Bis dahin pflöckte ich die drei Lämmer an den besten Weidestellen an und ließ sie, um sie zahm zu machen, in möglicher Nähe von mir grasen. Zuweilen brachte ich ihnen einige Gerstenähren oder eine Handvoll Reis und ließ sie aus meiner Hand fressen, sodass, als die Einfassung fertig war und ich die Lämmer losband, sie mir auf dem Fuße folgten und nach einer Handvoll Korn hinter mir her blöcken. Meine Einrichtung erfüllte ihren Zweck vollständig und in etwa anderthalb Jahren hatte ich eine Herde von zwölf Ziegen, einschließlich der Lämmer. Nach weiteren zwei Jahren waren es dreiundvierzig geworden, abgesehen von denen, die ich während dieser Zeit getötet und zu meiner Nahrung verwendet hatte. Nach und nach legte ich fünf solcher eingezäunter Weideplätze an, in denen ich kleine Abteilungen anbrachte, um die Tiere, die ich gerade gebrauchen wollte, hineinzutreiben. Die einzelnen Plätze brachte ich durch Gittertüren miteinander in Verbindung.

Jetzt konnte ich nicht nur Ziegenfleisch, so viel ich immer essen mochte, haben, sondern obendrein Milch und das war etwas, was ich im Anfange nicht einmal für möglich gehalten hatte; daher gewährte es mir eine um so angenehmere Überraschung. Ich richtete jetzt eine förmliche Milchwirtschaft ein, denn ich gewann zuweilen vier bis acht **Quart** Milch

an einem Tage. Die Natur lehrt jedes Geschöpf von der Nahrung, die sie ihm gibt, Gebrauch zu machen. So lernte auch ich, der nie eine Kuh, viel weniger eine Ziege gemolken oder die Bereitung von Butter und Käse mit angesehen hatte, wenn auch erst nach vielen missglückten Versuchen, mit Leichtigkeit sehr gute Butter und Käse zu bereiten. Von nun an fehlte es mir daran nie mehr. Wie gnädig ist doch unser Gott gegen seine Geschöpfe, auch in den Lebenslagen, wo sie mitten ins Verderben geraten zu sein scheinen! Wie kann er die bittersten Verhängnisse versüßen und uns Ursache geben, ihn für Kerker und Gefängnisse zu **preisen**! Welch ein reicher Tisch war hier in der Wüste für mich gedeckt, wo ich anfangs nichts als den Hungertod vor mir gesehen hatte!

Selbst ein **Stoiker** würde sich des Lächelns nicht haben erwehren können, hätte er mich und meine kleine Familie zum Mittagmahle niedersitzen sehen. Da war zunächst meine Majestät, der Fürst und Herrscher der ganzen Insel. Das Leben meiner sämtlichen Untertanen stand unbedingt in meiner Gewalt. Ich konnte hängen, vierteilen, freilassen und gefangen halten, wen und wie ich wollte und kein einziger Rebelle befand sich unter allen meinen Untertanen. Man musste es sehen, wie ich gleich einem König speiste, ganz allein, während meine Diener mir aufwarteten. Pol, als mein **Günstling**, genoß allein das Privileg, mit mir sprechen zu dürfen. Mein Hund, der inzwischen sehr alt und stumpf geworden war und leider nicht seinesgleichen auf der Insel gefunden hatte, um sein Geschlecht fortzupflanzen, saß stets zu meiner Rechten und zwei Katzen, eine auf dieser, die andere auf jener Seite des Tisches, erwarteten ab und zu einen Brocken aus meiner Hand als ein Zeichen besonderer Gunst.

Es waren übrigens nicht mehr dieselben beiden Katzen, die ich mit ans Land gebracht hatte. Die lebten beide längst nicht mehr und ich hatte sie eigenhändig in der Nähe meiner Wohnung begraben. Die eine von ihnen hatte sich aber, ich weiß nicht mit was für einer Art von Bestie gepaart und von ihrer Nachkommenschaft hatte ich zwei Junge aufgezogen, indessen die übrigen wild in den Wäldern umher liefen und mir auf die Dauer lästig fielen. Oftmals nämlich kamen sie in mein Haus und plünderten mich, bis ich mich endlich genötigt sah, sie zu erschießen. Erst nachdem ich eine

ganze Menge getötet hatte, ließen sie mich endlich in Ruhe. Mit diesem Hofstaat und in dieser üppigen Weise lebte ich und entbehrte nichts als Gesellschaft und auch hiervon sollte ich einige Zeit später mehr als zu viel bekommen.

Wie ich schon bemerkt habe, wünschte ich sehr, mein Boot bei mir zu haben, ohne dass ich jedoch Lust verspürte, mich seinetwegen wieder in Gefahren zu begeben. So dachte ich dann manchmal darüber nach, wie ich es herbeischaffen sollte, gab aber den Gedanken, es wieder zu bekommen, bald gänzlich auf. Eine sonderbare Unruhe trieb mich dagegen immerfort nach der Spitze der Insel, wo ich, wie erwähnt, bei meinem letzten Ausflug auf den Hügel gestiegen war, um die Küste und den Lauf der Strömung zu übersehen. Das Verlangen, wieder dort zu sein, nahm alle Tage zu, bis ich endlich beschloss, die Reise dahin zu Lande zu machen, und zwar immer an der Küste entlang. So begab ich mich dann abermals auf die Wanderschaft.

Hätte mich auf dieser irgendein **Landsmann** von mir sehen können, er würde sich entweder vor mir entsetzt, oder ein großes Gelächter aufgeschlagen haben. Wenn ich zuweilen stillstand und mich selbst betrachtete, so konnte ich nicht umhin, bei dem Gedanken zu lächeln, wie es wäre, wenn ich in einem solchen Aufzug und in einem solchen Kostüm durch Yorkshire reisen wollte. Man stelle sich meine Erscheinung folgendermaßen vor:

Auf dem Kopf trug ich eine hohe, große unförmige Mütze von Ziegenfell mit einer hinten lang herunterhängenden **Krampe**. Diese sollte sowohl die Sonne abhalten, als auch den Regen verhindern, mir hinten in den Nacken zu laufen. Denn nichts ist in dieser Zone so schädlich, wie wenn die Haut unter den Kleidern nass wird.

Ferner hatte ich eine kurze Jacke von Ziegenfell an, deren Schoß etwa bis über die Hüften herabfiel und dazu ein Paar Kniehosen von demselben Stoffe. Diese letzteren waren aus der Haut eines alten Bockes gemacht und die Haare hingen auf beiden Seiten herab, sodass meine Beinkleider wie lange Hosen bis über die Waden herunter reichten. Schuhe und Strümpfe besaß ich nicht, aber ich hatte mir dafür ein paar Dinger gemacht, die ich

kaum zu benamen weiß. Es war eine Art von **Stulpenstiefeln**, die hoch hinauf gingen und an den Seiten zugeschnürt waren, gleich **Gamaschen**. Übrigens hatten sie eine sehr unzivilisierte Form, wie überhaupt alle meine Kleidungsstücke höchst primitiv waren.

Außerdem trug ich einen breiten Gürtel von getrockneter Ziegenhaut, den ich anstatt einer Schnalle mit zwei Riemen aus demselben Stoff befestigte. Daran hing in einer Art von Gehänge an Stelle eines Schwertes oder Dolches auf meiner einen Seite eine kleine Säge und auf der anderen eine Hacke. Ein zweiter Lederriemen, etwas schmaler als der Gürtel, aber in derselben Art befestigt, hing mir über die Schulter und daran unter dem linken Arm trug ich zwei Beutel, gleichfalls aus Ziegenfellen verfertigt, von denen der eine Pulver, der andere Kugeln und **Schrot** enthielt. Auf dem Rücken hatte ich einen Korb, auf der Schulter meine Flinte und über dem Kopf meinen großen, plumpen, hässlichen Sonnenschirm, der übrigens nächst meiner Flinte das Nützlichste war, was ich bei mir führte. Was meine Gesichtsfarbe betraf, so war dieselbe nicht so **mulattenhaft**, wie man sie wohl bei jemandem hätte vermuten sollen, der mit so geringer Fürsorge für dieselbe innerhalb der Wendekreise lebte. Meinen Bart hatte ich wachsen lassen, bis er eine Viertel Elle lang war, aber da ich Scheren und Rasiermesser in Menge besaß, hielt ich ihn jetzt ziemlich kurz geschnitten, ausgenommen den Schnurrbart, den ich zu einem langen türkischen Knebelbart gezogen hatte, wie ich ihn bei einigen Türken in **Saleh** gesehen. Die **Mauren** tragen nämlich keine solchen Bärte wie die Türken. Immerhin war Größe und Form meines Bartes abschreckend genug und in England würde er für geradezu entsetzlich gegolten haben.

Übrigens kam, da ja meine äußere Erscheinung von niemandem beobachtet werden konnte, auf dies alles wenig an. In jenem Aufzuge nun trat ich meine neue Reise an und blieb fünf bis sechs Tage fort. Zuerst wanderte ich der Küste entlang, direkt nach der Stelle, wo ich damals mit meinem Boot vor Anker gegangen war, um die Felsen zu erklettern. Da ich diesmal für kein Boot zu sorgen hatte, schlug ich einen näheren Weg zu Lande ein und erreichte dann auch auf diesem die erwähnte

Höhe. Als ich von hier aus die vorspringende Felsenspitze überblickte, die ich vor Kurzem in meinem Boote hatte umfahren müssen, sah ich zu meiner Verwunderung das Meer ganz glatt und ruhig und **gewahrte** nichts von Brandung oder Wellen und Strömung, weder hier, noch an irgendeiner anderen Stelle. Ich konnte mir diese Erscheinung durchaus nicht erklären. Daher beschloß ich, sie eine Zeitlang zu beobachten, um zu entdecken, ob vielleicht die Ebbe und Flut einen Einfluss darauf haben. Bald überzeugte ich mich auch, wie sich die Sache verhielt. Wenn nämlich die Ebbe von Westen her eintrat, so vereinigte sie sich mit der starken Wassermasse eines großen Küstenstromes und brachte so jene Strömung hervor, welche, je nachdem der Wind mehr von Westen oder von Norden her wehte, der Küste näher oder entfernter floß. Nachdem ich bis gegen Abend gewartet und um die Zeit der Ebbe wieder den Felsen erstiegen hatte, sah ich die Strömung wieder ganz deutlich wie früher, nur weiter entfernt, fast eine halbe **Seemeile** von der Küste, während sie damals dicht an der Küste gegangen war und mich und mein Fahrzeug mit fortgerissen hatte, was unter anderen Umständen nicht geschehen sein würde.

Diese Beobachtung überzeugte mich, dass ich nur auf den Eintritt der Ebbe und Flut zu achten brauchte, um mein Boot mit leichter Mühe um die Insel zurückführen zu können. Als ich aber an die Ausführung dachte, überfiel mich die Erinnerung an die früher überstandenen Gefahren dennoch mit solchem Schrecken, dass ich vorzog, einen anderen sicheren, wenn auch mühsamen Weg einzuschlagen. Dieser bestand darin, dass ich mir noch ein Kanu oder eine **Pirogue** zu bauen oder vielmehr zu hauen beschloss, um für jede Seite der Insel ein besonderes Fahrzeug zu haben.

Man muss sich erinnern, dass ich jetzt sozusagen zwei Ansiedlungen auf der Insel besaß. Erstens meine kleine Festung, das heißt das mit dem Wall umgebene Zelt, im Schutz des Felsens, mit der Höhle dahinter, die ich inzwischen zu mehreren miteinander verbundenen **Gemächern** oder Kellern erweitert hatte. Der größte und trockenste dieser Räume, welche überdies eine Tür nach außen hatten, war ganz angefüllt mit den früher erwähnten großen **irdenen** Gefäßen und mit vierzehn oder fünfzehn großen Körben, von denen jeder fünf bis sechs **Scheffel** hielt. In diesen

bewahrte ich meine Vorräte auf, besonders das Korn, teils in den Ähren, die dicht über dem Stroh abgeschnitten waren, teils ausgerieben, was ich mit den Händen zu bewerkstelligen pflegte.

Den sogenannten Wall hatte ich, wie früher erzählt ist, aus lauter langen **Reisern** und dünnen Stämmen aufgeführt, die aber jetzt alle zu Bäumen angewachsen waren und um diese Zeit bereits eine solche Höhe erreicht und sich so ausgebreitet hatten, dass niemand dahinter eine menschliche Wohnung vermuten konnte.

In der Nähe dieser meiner Wohnung, aber etwas weiter landeinwärts und niedriger gelegen, waren meine beiden Stücke Ackerland, welche ich stets in der gehörigen Bestellung und Kultur erhielt und die mir alljährlich ihre Ernte lieferten. Als ich mich veranlasst sah, mehr Getreide zu bauen, bediente ich mich dazu des angrenzenden, gleich gut geeigneten Terrains.

Meine zweite Behausung war der sogenannte Landsitz. Auch dieser hatte sich zu einer ganz hübschen Ansiedlung entwickelt. Zunächst fand sich da die Laube, wie ich sie nannte. Ich erhielt dieselbe immer in gutem Stand, indem ich die umschließende Hecke, an die von innen eine Leiter gelehnt war, stets in gleicher Höhe ließ. Die Bäume, die anfangs nichts als Stöcke gewesen, waren jetzt stark und hoch herangewachsen. Ich beschnitt sie so, dass sie sich ausbreiteten und mit ihrem dichten Laube **erquickenden** Schatten gaben. In der Mitte derselben ließ ich mein aus einem ausgespannten Stück Segeltuch errichtetes Zelt stehen, ohne dass es je der Ausbesserung oder Erneuerung bedurft hätte. Darunter hatte ich mir ein Sofa oder Ruhebett aus den Fellen erlegter Tiere und anderen weichen Gegenständen gemacht und darüber eine Decke, die ich aus unseren Schiffsbetten gerettet, ausgebreitet. Neben dem Ruhebett hatte ich einen dicken Stock als Schutzwanne stehen. Ich nahm dort mein Quartier, so oft ich Veranlassung fand, mich von meiner eigentlichen Wohnung zu entfernen.

Dicht daneben befanden sich die eingezäunten Weideplätze für mein Ziegenvieh. Da es mich unendliche Arbeit gekostet hatte, diese Räume in der beschriebenen Weise zu umschließen, war ich immer ängstlich darauf bedacht, die Umzäunungen in Ordnung zu erhalten, damit die Ziegen

mir nicht entwischen. Niemals ging ich fort, ohne vorher mit vieler Mühe alle Öffnungen der Hecke mit kleinen Stäben so dicht zu verschließen, dass die Umzäunung eher ein Gitter als eine Hecke zu nennen war und man kaum die Hand dazwischen durchstecken konnte. In der nächsten Regenzeit wuchsen diese **Reiser** alle zusammen und bildeten mit der Zeit eine starke Wand, ja sie wurden fester als ein gewöhnlicher Wall.

Dies alles liefert den Beweis, dass ich nicht **müßig** war und keine Mühe scheute, jegliches, was zu meiner Annehmlichkeit notwendig erschien, herzurichten. Ich sah in meiner Herde zahmer Haustiere, die ich so nahe zur Hand hatte, einen lebendigen Vorrat von Fleisch, Milch, Butter und Käse, der für die ganze Dauer meines Aufenthalts auf der Insel, und wenn er auch noch vierzig Jahre währen sollte, vorhalten würde. Die Erhaltung derselben hing aber wesentlich davon ab, dass ich die Einzäunung möglichst vervollkommnete, damit die Herde stets zusammen blieb. Diesen Zweck erreichte ich dann auch auf die erwähnte Art in dem Maße, dass ich, als die jungen Reiser, die ich so dicht gepflanzt, zu wachsen begannen, mich genötigt sah, einige davon wieder abzureißen.

Hier war es auch, wo die Weintrauben wuchsen, die mir meine Wintervorräte an Rosinen lieferten. Ich versäumte es nicht, diese stets sehr sorgfältig zu konservieren, da sie den besten und wohlschmeckendsten Leckerbissen meiner ganzen Speisekarte bildeten. Sie waren wirklich nicht bloß schmackhaft, sondern auch im höchsten Grade heilsam, gesund, nahrhaft und äußerst erfrischend.

Da diese Ansiedlung etwa halbwegs zwischen meiner anderen Wohnung und dem Platze gelegen war, wo ich mein Boot befestigt hatte, so hielt ich mich gewöhnlich auf dem Wege nach letzterem eine Zeitlang dort auf. Denn ich pflegte, mein Boot oft zu besuchen, um alles, was dazu gehörte, in der besten Ordnung zu erhalten. Auch fuhr ich manchmal zum Vergnügen darin aus, aber abenteuerliche Reisen wollte ich nicht wieder darin unternehmen, noch auch mich weiter als ein paar Steinwurfweiten von der Küste entfernen. Denn ich war viel zu besorgt, wieder durch eine Strömung oder durch den Wind in unbekannte Gewässer verschlagen zu werden.

## Kapitel 9: Fußspuren

Jetzt gelange ich in dem Bericht von meinem einsamen Leben zu einem neuen Abschnitt. Eines Tages, als ich gegen Mittag nach dem Boote ging, begab es sich, dass ich zu meiner größten Überraschung den Eindruck eines nackten menschlichen Fußes ganz deutlich in dem Sande des Ufers wahrnahm. Wie vom Donner gerührt, oder als hätte ich ein Gespenst gesehen, stand ich davor. Ich horchte, ich sah mich um, aber es war nichts zu hören, noch zu erblicken. Ich bestieg einen Hügel, um mich weiter umschauen zu können, dann ging ich an der Küste auf und ab, aber es blieb alles ohne Erfolg. Keine weiteren Fußspuren waren zu finden als jene eine. Ich ging zu ihr zurück, um zu sehen, ob nicht noch andere in der Nähe seien, oder ob ich mich vielleicht geirrt hätte. Aber beides war nicht der Fall. Ich fand nur genau denselben Eindruck der Zehen, Fersen und übrigen Fußteile. Wie die Spur dahin gekommen, wusste ich nicht und konnte es durchaus nicht begreifen. Eine Flut von wirren Gedanken stürmte auf mich ein und völlig verstört und außer mir kam ich in meiner Festung an, ohne dass ich unterwegs, wie man zu sagen pflegt, den Boden unter meinen Füßen gefühlt hätte.

Es ist nicht zu beschreiben, in was für verschiedene Gestalten auf dem Wege meine erhitzte Einbildungskraft die Dinge verwandelte, was für eine Menge wilder Vorstellungen die Phantasie mir vorspiegelte und welche sonderbaren unerklärlichen Einfälle mir in den Sinn kamen. Als ich zu meiner Burg (denn diesen Namen hatte ich meiner Behausung gegeben) gelangt war, flüchtete ich hinein wie ein Verfolgter. Ob ich mittels der Leiter hineinstieg, weil das schneller ging, oder durch das Loch im Felsen, das ich meine Tür nannte, kroch, weiß ich heute noch nicht. Nie floh ein gehetzter Hase oder Fuchs in größerer Seelenangst seinem Zufluchtsort zu, als ich in jenem Augenblick.

Kein Schlaf kam diese Nacht in meine Augen; je weiter ich von der Ursache meines Schreckens entfernt war, desto größer wurden meine Befürchtungen. Zwar widerspricht das eigentlich der Natur der Sache und weicht von den gewöhnlichen Äußerungen des Schreckens ab, aber

ich war dermaßen in meinen entsetzten Gedanken über die Erscheinung befangen, dass sich mir nichts als schauerliche Vorstellungen aufdrängen, wiewohl ich jetzt ziemlich weit von dem Anlass meiner Furcht entfernt war.

Zuweilen bildete ich mir ein, der Teufel müsse sein Spiel hier haben und diese Annahme war nicht ohne allen Grund. Denn wie sollte irgendein anderes Wesen in menschlicher Gestalt hierher gekommen sein? Wo war das Schiff, das es hergeführt hatte? Warum waren keine anderen Fußspuren zu sehen? Dann aber kam mir wieder der Gedanke: Warum sollte der **Satan** menschliche Gestalt angenommen haben, nur um seinen Fußtritt hier zurückzulassen? Bald schien mir meine abergläubische Furcht auch deshalb lächerlich, weil ich bedachte, dass der Teufel mich ja auf unendlich viele anderen Arten hätte erschrecken können, als durch diesen einzelnen Fußstapfen. Denn da ich auf einer ganz anderen Seite der Insel wohnte, würde er doch gewiss nicht so dumm gewesen sein, eine Spur an einer Stelle zurückzulassen, wo zehntausend gegen eins zu wetten war, dass ich sie nie sehen würde und am wenigsten im Sande, wo die erste Flutwelle bei einigem Winde sie sofort vernichten musste. Alles dieses ließ sich weder mit der Sache selbst, noch mit den Vorstellungen, die wir gewöhnlich von der Schlaueit des Satans haben, zusammenreimen.

Solche Erwägungen benahmen mir allmählich die Furcht vor dem Teufel. Nun vermutete ich dagegen, dass ich es mit noch gefährlicheren Wesen zu tun habe, nämlich mit einem oder mehreren der wilden Bewohner jenes gegenüberliegenden Festlandes. Ich bildete mir ein, sie wären in ihrem Kanu in See gegangen und von widrigen Winden oder der Strömung an diese Küste verschlagen worden, dann aber wieder abgefahren, da es ihnen vielleicht ebensowenig auf dieser öden Insel gefallen haben möchte, wie es mir behagt haben würde, sie hier zu haben.

Während diese Gedanken meine Seele beunruhigten, empfand ich es sehr dankbar, dass ich so glücklich gewesen war, um jene Zeit nicht gerade an der fraglichen Stelle zu sein und dass die Fremden mein Boot nicht gesehen hatten, weil sie sonst auf Bewohner der Insel hätten schließen müssen und vielleicht weiter nach mir geforscht hätten. Dann aber stiegen

mir wieder schreckliche Gedanken auf und meine Einbildungskraft malte mir aus, dass die Wilden das Boot gefunden hätten und nun wüssten, dass die Insel bewohnt sei und wie sie dann gewiss in großer Anzahl wiederkommen und mich überfallen würden. Und wenn sie auch mich selbst nicht finden konnten, so glaubte ich doch, sie würden meine Anlagen finden, meine Felder verwüsten und meine zahme Ziegenherde hinwegführen, sodass ich endlich durch Mangel umkommen müsste.

So überwältigte meine Furcht wieder alle meine gläubigen Hoffnung. Mein ganzes bisheriges Vertrauen auf Gott, welches auf so wunderbare Erfahrungen seiner Güte gegründet war, fiel nun über den Haufen, als ob er, der mich bisher durch Wunder ernährt hatte, nicht auch Macht habe, die Nahrungsmittel, die seine Gnade mir gespendet hatte, zu beschützen. Ich machte mir Vorwürfe über meinen Leichtsinn, dass ich nicht mehr Getreide jedes Jahr gesät hatte, als was gerade bis zur nächsten Ernte ausreichend war, wie wenn kein Unfall mich jemals verhindern könnte, das Korn, was noch auf dem Felde stand, einzuheimsen. Dieser Vorwurf erschien mir so gerechtfertigt, dass ich mir vornahm, künftig immer Sorge zu tragen, auf zwei bis drei Jahre im Voraus versorgt zu sein, damit ich, was auch sonst kommen möge, wenigstens nicht zu verhungern brauchte.

Was für ein seltsames Gebilde der göttlichen Hand ist doch das Leben des Menschen! Durch verschiedene geheime Triebfedern werden seine Neigungen je nach den eben obwaltenden Umständen hin und her bewegt! Heute lieben wir das, was wir morgen vielleicht hassen; suchen das heute auf, was wir morgen vermeiden; wünschen jetzt, was wir gleich darauf fürchten, ja, wovor wir beim bloßen Gedanken daran zittern. Das bewährte sich jetzt auch an mir auf das aller Augenfälligste. Denn ich, dessen einziger Kummer darin bestanden hatte, dass ich aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen und verurteilt schien, einsam und allein, nur umgeben von dem unermesslichen Ozean zu leben, abgeschnitten von allem Verkehr und verdammt in einem sozusagen stummen Dasein zu existieren, als hätte der Himmel mich nicht für würdig gehalten, zu den Lebenden gezählt zu werden oder unter seinen

übrigen Geschöpfen zu wandeln, ich, dem der Anblick eines Wesens meines Gleichen als eine Auferweckung vom Tode zum Leben hätte erscheinen müssen und als der größte Segen, den der Himmel, nächst der ewigen Erlösung selbst, mir hätte angedeihen lassen können – ich erzitterte jetzt bei der bloßen Vorstellung, einen Menschen zu sehen und hätte in die Erde sinken mögen bei der bloßen Vermutung, bei dem stummen Zeichen, dass ein Mensch die Insel betreten hatte.

So wandelbar ist das Menschenherz. Als ich mich von meinem ersten Schrecken einigermaßen erholt hatte, stellte ich mancherlei merkwürdige Betrachtungen an. Ich bedachte, dass der allweise und allgütige Gott diese Lebenslage für mich ausersehen habe und dass, da ich nicht voraussehen könne, welche Absichten die göttliche Weisheit mit allem diesem verfolge, es mir nicht zusteht, ihrer Anordnung zu widerstreben. Hatte denn Gott nicht über mich, als über sein Geschöpf, das unbestreitbare Recht unbedingter Verfügung, wie es ihm gefiel und hatte ich ihn nicht überdies erzürnt und dadurch seine Gerechtigkeit herausgefordert, eine Strafe, wie er sie für angemessen hielt, über mich zu verhängen? War es nicht meine Schuldigkeit, mich seiner Ungnade zu unterwerfen, weil ich gegen ihn gesündigt hatte? Dann überdachte ich ferner, dass Gott, der ja nicht allein gerecht, sondern auch allmächtig ist, ebenso gut, wie er mich auf diese Weise strafte und heimsuchte, mich ja auch befreien könne und dass, wenn er nicht für angemessen halte, das zu tun, es meine unzweifelhafte Pflicht sei, mich ganz unbedingt in seinen Willen zu ergeben; und wie es andererseits wieder meine Schuldigkeit sei, auf ihn zu hoffen, zu ihm zu beten und **demütig** den täglichen Weisungen und Winken seiner **Vorsehung** zu gehorchen.

Diese Gedanken beschäftigten mich viele Stunden, Tage, ja, ich möchte sagen, Wochen und Monate. Auch noch eine besondere Wirkung solcher Betrachtungen auf mich will ich bei dieser Gelegenheit mitteilen. Als ich nämlich eines Morgens im Bette lag und durch meine Gedanken von der Gefahr, welche die Erscheinung von Wilden für mich mit sich brächte, sehr aufgeregt war, da fielen mir plötzlich wieder die Worte der heiligen Schrift ein: *»Rufe mich an in der Not und ich will dich erretten und du sollst*

mich **preisen**«. Da konnte ich nicht allein gerösteten Herzens fröhlich mein Lager verlassen, sondern ich fand auch Kraft und Mut, Gott **inbrünstig** um Errettung zu bitten. Als ich mein Gebet beendet hatte, nahm ich meine Bibel zur Hand und die ersten Worte, auf die meine Augen fielen, als ich sie aufschlug, waren: »**Harre des Herrn**, sei getrost und **unverzagt** und **harre des Herrn**«.

Diese Worte gewährten mir unbeschreiblichen Trost. Ich legte mit dankbaren Gefühlen das Buch hin und war wenigstens für den Augenblick nicht mehr traurig.

Mitten in diesen Grübeleien, Ängsten und Betrachtungen fiel mir eines Tages ein, dass der Anlass meiner Furcht möglicher Weise nichts weiter als eine meiner Einbildungen sein könnte. Die Spuren rührten ja vielleicht von meinen eigenen Füßen her; ich hatte sie vielleicht hervorgebracht, als ich aus meinem Boote ans Land gestiegen war. Dieser Gedanke trug auch ein wenig dazu bei, mich aufzuheitern und ich fing an, mich selbst zu überreden, dass das Ganze nur eine Täuschung gewesen sei und kein anderer als mein eigener Fuß die Insel betreten habe. Warum sollte ich nicht auf jenem Wege von dem Boote hergekommen sein, da ich doch auf demselben nach dem Boote hingegangen war? Konnte ich doch keineswegs versichern, wohin ich getreten habe und wohin nicht. Am Ende, als es sich herausstellte, dass es wirklich mein eigener Fußtritt gewesen war, hatte ich die Rolle jener Narren gespielt, die Gespenster- und Geistergeschichten erfinden und sich dann selbst am meisten davor entsetzen.

Erst jetzt fing ich an, wieder Mut zu fassen und mich hinaus zu wagen. Denn seit drei Tagen und Nächten hatte ich meine Festung keinen Augenblick verlassen und schon begann ich Mangel zu leiden, da ich zu Hause wenig mehr als einige Gerstenkuchen und Wasser hatte. Ich wusste auch, dass es nötig sei, meine Ziegen zu melken, welches Geschäft sonst gewöhnlich meine Abendunterhaltung bildete. Die armen Tiere empfanden die Vernachlässigung auch schon schmerzlich und einigen war sie sogar so nachteilig gewesen, dass ihre Milch fast versiegt war. So waffnete ich mich denn mit dem Glauben, jene Fußspuren rührten

wirklich nur von einem meiner eigenen Füße her und ich sei, wie man zu sagen pflegt, vor meinem eigenen Schatten erschrocken. Bei meinem ersten Ausgang begab ich mich zunächst nach meinem Landsitz, um die Herde zu melken. Wer damals gesehen hätte, wie furchtsam ich vorwärts schritt, wie oft ich mich umsah, wie ich beständig auf dem Sprunge war, meinen Korb von mir zu werfen und davon zu laufen, der würde gedacht haben, ich sei von einem bösen Gewissen geplagt oder durch etwas Ungeheures erschreckt worden; und das Letzte war ja auch wirklich der Fall.

Nachdem ich jedoch zwei oder drei Tage denselben Weg gemacht hatte, ohne irgendetwas Außergewöhnliches zu sehen, wurde ich ein bisschen kühner und die Überzeugung befestigte sich in mir, die Einbildung sei in der Tat die einzige Ursache meines Entsetzens gewesen. Völlig sicher konnte ich trotzdem mich nicht eher fühlen, als bis ich aufs Neue an jener Stelle der Küste gewesen war, den Fußtritt noch einmal angesehen und ihn mit meinem eigenen verglichen hatte. Dort angekommen aber überzeugte ich mich erstens, dass ich unmöglich beim Anlegen meines Bootes auch nur in die Nähe des Platzes gekommen sein konnte. Sodann ergab sich, dass mein Fuß, als ich ihn gegen die Spur abmaß, bei weitem nicht so groß war. Diese beiden Beobachtungen erfüllten mich aufs Neue mit den schrecklichsten Vorstellungen und machten mich wieder so furchtsam, dass ich zitterte wie ein Fieberkranker. Ich trat den Rückweg in dem festen Glauben an, ein Mensch oder mehrere seien an jenem Platz gelandet, oder die Insel sei bewohnt und ich könne unversehens überfallen werden. Wie ich mich davor schützen sollte, sah ich nicht ab.

Was für lächerliche Vorsätze fasst man doch unter dem Eindruck der Furcht! Diese Empfindung raubt dem Menschen alle Verteidigungsmittel, die ihm die Vernunft zu seiner Rettung bieten würde. Das Erste, was ich vornehmen wollte, war, meine Zäune niederzureißen und alle mein zahmes Vieh in die Wälder zu jagen, in der Besorgnis, der Feind möchte es finden und dann vielleicht in der Hoffnung auf gleiche oder ähnliche Beute öfter wiederkommen. Aus demselben Grunde gedachte ich meine beiden Kornfelder umzugraben und nicht einen Halm darauf zu lassen.

Auch meine Hütte und mein Zelt beschloß ich zu zerstören, damit man durchaus keine Spur des Bewohntseins der Insel fände und niemand versucht würde, den Bewohnern selbst nachzuforschen.

Mit solchen Gedanken beschäftigte ich mich während der ersten Nacht nach meiner Rückkehr, als die Befürchtungen, die mich so überwältigt hatten, mir noch frisch in der Seele lebten und meinen Kopf mit wirren Bildern füllten. So ist die Furcht vor einer Gefahr oft tausendmal schrecklicher als die gegenwärtige Gefahr selbst. Wir tragen viel schwerer an der Last der Angst als an dem Übel, das uns ängstigt. Das Schlimmste aber bei der Sache war, dass ich in dieser Not nicht den Trost und die Ergebung festhielt, die mich sonst gestärkt hatten. Es ging mir wie **Saul**, wenn er klagt, dass nicht nur die **Philister** über ihn gekommen seien, sondern auch, dass Gott ihn verlassen habe. Auch ich tat jetzt nicht, was ich hätte tun sollen, mein Gemüt zu beruhigen. Ich rief nicht zu Gott in meiner Not und verließ mich nicht wie früher, hinsichtlich meiner Verteidigung und Errettung, auf seine **Vorsehung**. Hätte ich das getan, so wäre ich wenigstens mit frischem Mute dieser neuen Anfechtung entgegen gegangen und hätte sie wahrscheinlich leichter überwunden.

Die Verwirrung meiner Gedanken hielt mich die ganze Nacht wach. Erst gegen Morgen, durch die Aufregung meiner Gefühle, müde gemacht und erschöpft, fiel ich in einen festen Schlaf und erwachte dann in viel ruhigerer Stimmung, als in der ich vorher gewesen war. Ich begann jetzt vernünftig nachzudenken. Nach langer Erwägung kam ich zu dem Schluss: diese so gar liebliche und fruchtbare Insel, die, wie ich gesehen, nicht weit vom Festland abliege, könnte nicht so durchaus verödet sein, wie ich bisher geglaubt habe. Zwar würde sie schwerlich ständige Bewohner herbergen, aber zuweilen würden wohl Boote von der gegenüberliegenden Küste herüberkommen, die entweder absichtlich oder auch nur durch widrige Winde gezwungen hier landeten.

**Freilich** hatte ich bereits fünfzehn Jahre hier zugebracht und noch nie den leisesten Schatten einer menschlichen Gestalt gesehen. Daraus folgerte ich, dass, wenn jemals Leute hierher verschlagen sein sollten, sie sich wahrscheinlich immer so bald wie möglich wieder entfernt und nie

daran gedacht hätten, sich hier niederzulassen. Demnach bestehe, so sagte ich mir weiter, die einzige mir drohende Gefahr in der zufälligen Landung einzelner verirrter Bewohner des Festlandes, welche aller Wahrscheinlichkeit nach gegen ihren Willen hierher verschlagen worden seien und die darum auch ohne Aufenthalt weiter zu kommen suchen und nur selten einmal über Nacht hier verweilen, sondern die nächste Flut und das Tageslicht für ihren Rückweg als Beistand benutzen würden. Also hätte ich weiter nichts zu tun, als für den Fall, dass ich die Landung solcher Wilden hier erleben sollte, für einen sicheren Schlupfwinkel zu sorgen.

Jetzt bereute ich bitter, die Höhle so groß gemacht zu haben, dass, wie ich erwähnte, noch eine Tür da, wo meine Befriedigung an den Felsen stieß, nach außen führte. Nach reiflicher Überlegung beschloß ich, einen zweiten Wall zu errichten, in derselben Halbkreisform wie der erste, und zwar da, wo ich, wie seiner Zeit erwähnt ist, vor zwölf Jahren die doppelte Reihe Bäume gepflanzt hatte. Da diese ganz dicht zusammen standen, bedurfte es nur noch einiger Pfähle dazwischen, um sie noch enger zu verbinden. So war mein neuer Wall bald fertig. Ich hatte nun eine doppelte Mauer und die äußere war überdies noch mit Holzscheiten, Schiffsketten und allen erdenklichen brauchbaren Dingen verwahrt. Ich hatte sieben kleine Löcher darin angebracht, ungefähr so groß, dass ich meinen Arm hindurchstecken konnte. An der inneren Seite verstärkte ich den Wall bis auf zehn Fuß Dicke, indem ich Erde aus meinem Keller holte, sie am Fuße der Wand ausschüttete und mit den Füßen fest trat. Durch jene Löcher steckte ich sodann die sieben, vom Schiff mitgebrachten Gewehre und legte sie wie Kanonen auf Lafetten, sodass ich alle sieben Geschütze in Zeit von zwei Minuten abfeuern vermochte. Es bedurfte übrigens langer Monate, bis diese ganze Arbeit vollendet war, aber ich fühlte mich nicht eher sicher, als bis ich sie zu Stande gebracht hatte.

Hierauf besteckte ich den Boden außerhalb meiner Befestigung nach allen Richtungen mit Reisen und Schösslingen von dem weidenartigen schnellwachsenden Holze in einer solchen Ausdehnung, dass ich, glaub' ich, an zwanzigtausend Sprösslinge dazu verbrauchte. Unmittelbar um meine Festung ließ ich jedoch einen ziemlich großen Raum frei, damit ich

etwaige Feinde kommen sehen könnte und damit sie hinter den jungen Bäumen keinen Schutz fänden, wenn sie versuchen sollten, sich meiner **Umfriedigung** zu nähern.

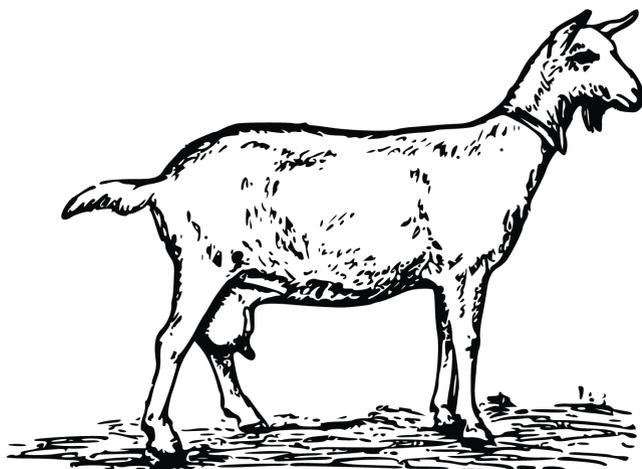
Auf diese Weise war meine Wohnung innerhalb zweier Jahre von einem dichten Gehölz und nach fünf bis sechs Jahren von einem gewaltig dichten und starken Walde umgeben, der völlig undurchdringlich war. Niemand hätte dahinter jemals irgendetwas Besonderes, geschweige denn eine menschliche Wohnung vermutet. Ich hatte keinen Zugang in meiner Einfriedigung freigelassen, sondern gelangte in dieselbe mittels zweier Leitern. Von diesen reichte die eine, die ich gegen eine niedrige Stelle des Felsens gelehnt hatte, bis an einen Vorsprung, auf dem Platz genug war, um eine zweite Leiter darauf anzubringen, sodass, wenn die beiden Leitern eingezogen waren, kein Mensch ohne die Gefahr einer Verletzung über den Wall gelangen konnte. Überdies hätte er dann auch erst noch die innere Umzäunung meiner Behausung zu passieren gehabt.

So hatte ich denn alle Vorkehrungen zu meiner Sicherheit, die menschliche Vorsicht ausdenken konnte, getroffen. Die Folge wird zeigen, dass sie nicht ganz unnütz gewesen waren, obgleich ich damals zu jenen Maßregeln lediglich durch die Vorspiegelungen meiner Furcht veranlasst wurde.

Während der Beschäftigung mit diesen Arbeiten vernachlässigte ich meine anderen Angelegenheiten auch nicht ganz. Besonders lag meine kleine Ziegenherde mir sehr am Herzen. Die Tiere boten mir auf alle Fälle ein sehr schätzbares Hilfsmittel und lieferten mir schon jetzt ausreichenden Lebensunterhalt. Auch ersparten sie mir den Aufwand von Pulver und Blei, sowie die Anstrengung, die ich bei der Jagd auf die wilden Ziegen hatte. Ich wollte mir daher um jeden Preis diesen Vorteil wahren, um nicht genötigt zu sein, noch einmal die Einzäunung aufs Neue zu beginnen.

Nach langer Überlegung sah ich für diese Sicherung nur zwei Möglichkeiten. Die eine bestand darin, dass ich an einer passenden Stelle eine unterirdische Höhle grub, um die Ziegen des Nachts da hineintreiben zu können; die zweite, dass ich einige Stückchen Land,

weit auseinander und möglichst versteckt gelegen, mit Zäunen umgab und innerhalb jedes derselben etwa ein halbes Dutzend junger Ziegen hielt. Auf diese Weise konnte ich, wenn die Hauptherde von irgendeinem Unfall betroffen wurde, ohne viel Mühe und Zeitverlust mir wieder eine andere heranziehen. Der letztere Plan erschien mir der zweckmäßigste, wenngleich seine Ausführung viel Zeit und Mühe in Anspruch nehmen musste.



Demgemäß suchte ich sorgfältig nach den verborgensten Plätzen auf der Insel und machte auch glücklich einen ausfindig, der so heimlich gelegen war, wie ich es nur wünschen konnte. Es war ein kleiner, feuchter Rasenfleck mitten im dichtesten Walde, da, wo ich mich einmal, wie früher erzählt ist, auf dem Rückweg von der Ostseite der Insel verirrt hatte. Hier fand ich einen freien Platz, etwa drei **Morgen** groß und dergestalt von Bäumen umgeben, dass dieser fast schon einen natürlichen Wildzaun bildete. Wenigstens erforderte die Anlegung des künstlichen dort bei weitem weniger Arbeit als an den Stellen, wo ich früher die **Umfriedigungen** angelegt hatte.

Ich machte mich unverzüglich an die Arbeit und hatte schon vor Ablauf eines Monats einen Zaun fertiggebracht, in welchem eine Herde oder ein Rudel meiner Ziegen, die übrigens jetzt lange nicht mehr so wild waren als am Anfang, ganz sicher untergebracht werden konnten. Dahin versetzte ich nun zehn junge Ziegen und zwei Böcke und fuhr dann fort, den Zaun zu vervollkommen, bis er ebenso fest war wie die anderen. Doch nahm ich mir dabei die Zeit und es dauerte daher lange, bis die Arbeit beendet war.

All diese Mühe wurde veranlasst durch die Furcht, die mir die Spur eines einzigen menschlichen Fußtrittes eingeflößt hatte. Zwar hatte ich bis hierher noch kein Menschenkind außer mir auf der Insel wahrgenommen, aber dennoch befand ich mich seit zwei Jahren in einer solchen Aufregung, dass mein Leben sich bei weitem unbehaglicher als früher gestaltet hatte. Das wird jedermann begreiflich finden, der jemals Furcht vor feindseligen Menschen empfunden hat.

Leider muss ich bekennen, dass die Unruhe meines Gemütes auch nicht ohne Einfluss auf mein Leben im Glauben blieb. Denn die Angst und das Entsetzen bei dem Gedanken, den Wilden und Menschenfressern in die Hände zu fallen, drückte meinen Geist so nieder, dass ich selten in der Stimmung war, mich an Gott zu wenden. Wenigstens tat ich es nicht mehr mit der andächtigen Sammlung und Ergebung der Seele wie sonst. Ich betete nur in großer Angst und Herzensunruhe, wie in beständiger Gefahr und in der fortwährenden Erwartung, im Laufe der Nacht ermordet

zu werden und den Morgen nicht zu erleben. Aus Erfahrung kann ich bezeugen, dass Friede, Dankbarkeit, Liebe und Freundlichkeit viel mehr zum Gebet stimmen als Schrecken und Angst. In der Furcht vor drohendem Unheil ist der Mensch ebensowenig zu der tröstlichen Ausübung der Gebetspflicht fähig, als er es auf dem Krankenbett zur Reue ist. Denn in jener Verfassung ist der Geist ebenso gestört wie dort der Körper und die geistige Störung bringt notwendig eine gleiche Unfähigkeit hervor wie die körperliche. Ja sogar eine noch größere, denn das Gebet ist ja eine ausschließlich geistige Tätigkeit.

Nachdem ich, um hier meine Erzählung wieder aufzunehmen, in der erwähnten Weise einen Teil meines kleinen lebenden Inventars in Sicherheit gebracht hatte, durchwanderte ich die ganze Insel nach einem zweiten verborgenen Platze, um noch ein anderes Depot gleicher Art anzulegen. Diesmal geriet ich weiter nach der Westspitze der Insel als je vorher und da geschah es, dass ich, als ich einmal auf das Meer hinaus schaute, in weiter Entfernung ein Boot wahrzunehmen glaubte. In den Matrosenkoffern, die ich aus dem Schiffe gerettet, hatte ich auch zwei Ferngläser gefunden, von denen ich jedoch damals gerade keins bei mir trug. Das vermeintliche Fahrzeug war so entfernt, dass ich es nicht genau erkennen konnte, obgleich ich danach schaute, bis mir die Augen übergingen. Als ich, von dem Hügel herabgestiegen, das Boot nicht mehr sah, beschloß ich, nicht mehr an die Sache zu denken, nahm mir aber vor, nie mehr ohne ein Fernrohr in der Tasche auszugehen. Nachdem ich unterhalb des Hügels an das Ende der Insel gelangte, wo ich früher noch nie gewesen war, überzeugte ich mich, dass der Anblick einer menschlichen Fußspur nicht etwas so Außerordentliches sei, wie ich mir bisher eingebildet hatte. Wäre ich nicht durch eine besondere Fügung gerade auf jener Seite der Insel, wo die Wilden nie hinzukommen pflegten, ans Land geworfen worden, so hätte ich längst wissen können, dass die Kanus vom Festlande, wenn sie sich etwas zu weit in die See hinaus gewagt hatten, sehr häufig die der meinigen entgegengesetzte Seite der Insel als Hafen benutzten. Nach ihren Seegefechten in Kanus pflegten nämlich die Sieger ihre Gefangenen an jene Küste zu bringen und sie nach ihrer schrecklichen Sitte gemäß (denn sie waren sämtlich Kannibalen)

dort zu töten und zu verzehren. Doch hiervon wird später ausführlicher die Rede sein.

Von dem Hügel herab ans Ufer gelangt, das, wie gesagt die Südwestspitze der Insel bildete, blieb ich plötzlich starr vor Schrecken und Entsetzen stehen. Mit unbeschreiblichen Grauen fand ich dort den Boden mit Schädeln, Händen, Füßen und anderen Gliedmaßen menschlicher Leiber übersät. Am meisten entsetzte mich eine Stelle, wo offenbar ein Feuer angezündet gewesen war, um das sich ein kreisförmiger Graben zog. Hier hatten sich augenscheinlich jene wilden **Scheusale** zu ihrem unmenschlichen Mahle, das aus den Leichnamen ihrer Mitmenschen bestand, niedergelassen gehabt.

Ich war so durch diesen Anblick vernichtet, dass ich eine ganze Weile gar nicht an eine Gefahr für mich selbst dachte. Meine Befürchtungen gingen unter in dem Gedanken an diese unmenschliche teuflische Brutalität und in dem Abscheu vor solcher Entwürdigung der menschlichen Natur. Zwar hatte ich von den gleichen Scheußlichkeiten oft gehört, aber noch nie hatte ich so unmittelbare Beweise für dieselben gehabt. Ich wandte mich von dem grausigen Schauspiel ab, mir wurde ganz übel und ich war einer Ohnmacht nahe. Meine Natur half sich jedoch.

Nachdem ich mich heftig übergeben hatte, fühlte ich mich etwas wohler, konnte es aber keinen Augenblick länger an diesem Orte aushalten. Ich kletterte so schnell wie möglich wieder den Hügel hinan und eilte meiner Wohnung zu. Nachdem ich eine Strecke Weges hinter mir hatte, stand ich einen Augenblick still, um mich zu sammeln. Ein wenig zu mir gekommen, blickte ich **inbrünstig** gen Himmel und dankte Gott unter einem Strom von Tränen dafür, dass er mich in einem Weltteil hatte geboren werden lassen, wo solche schreckliche Geschöpfe wie die, deren Spuren mir soeben vor die Augen getreten waren, nicht existierten. Vor allem dankte ich meinem Schöpfer auch dafür, dass er mir in der elenden Lage, in der ich mich befand, doch wenigstens die Erkenntnis seines Wesens und die Hoffnung seiner Gnade gewährt hatte. Dieses Geschenk wog ja alles Elend, das ich schon erduldet hatte und noch erdulden konnte, reichlich auf.

In solch dankbarer Gemütsstimmung ging ich nach Hause und wurde nun viel ruhiger über meine Sicherheit, als ich seit langer Zeit gewesen war. Ich hatte die Überzeugung gewonnen, dass jene Elenden niemals die Insel in der Absicht betreten, dort Beute zu machen. Entweder begehrten sie nichts, oder sie vermuteten nichts hier. Denn gewiss waren sie oft in dem bewachsenen waldigen Teile gewesen, ohne etwas für sie Brauchbares anzutreffen. Achtzehn Jahre hatte ich nun beinahe hier verweilt, ohne in der ganzen Zeit auch nur eine einzige Spur von menschlichen Wesen wahrzunehmen und ebenso gut konnte ich daher noch einmal achtzehn Jahre unbemerkt wie bisher hier zubringen, wenn ich mich nicht selbst verriet. Davor vermochte ich mich jedoch leicht zu hüten. Ich brauchte mich nämlich nur ganz still zu Haus zu halten, bis sich eine bessere Art Menschen als jene Kannibalen zeigen würde, mit denen ich in Verkehr treten könnte.

Meine Abscheu vor den scheußlichen Wilden und ihren unmenschlichen Sitten war so groß, dass ich fast zwei Jahre lang nach dem erzählten Vorfall nicht mein nächstes Gebiet verließ. Hierunter verstehe ich meine drei Ansiedlungen: die Burg, den Landsitz (meine sogenannte Villa) und die Anlagen im Walde. Diese letzteren suchte ich indessen nur auf, wenn ich nach meinen Ziegen sehen wollte. Da mein Entsetzen vor den höllischen Gesellen so stark war, dass ich ihren Anblick wie den des Teufels fürchtete, ging ich auch die ganze Zeit über nicht ein einziges Mal nach meinem Boot. Dagegen dachte ich daran, mir ein neues zu machen; denn ich konnte es nicht über mich gewinnen, jemals wieder einen Versuch zu wagen, das vorhandene um die Insel herumzuführen und mich so einer möglichen Begegnung zur See mit jenen Kreaturen auszusetzen. Wusste ich doch zu gut, was mein Los sein würde, wenn ich ihnen in die Hände fiel.

Mit der Zeit aber wuchs auch meine Zuversicht, dass mir keine Gefahr drohe, von diesen Unmenschen entdeckt zu werden. Nach und nach schwand meine Furcht vor ihnen und ich fing an, wieder in derselben Weise wie früher zu leben. Nur mit dem Unterschied, dass ich jetzt vorsichtiger war und meine Augen besser offen hielt als sonst, damit

ich nicht einmal unversehens ihnen ins Gesicht käme. Besonders nahm ich mich mit dem Schießen in Acht, um mich nicht durch den Knall zu verraten. Es kam mir jetzt besonders zu Statten, dass ich mich mit zahmen Ziegen versehen hatte und nicht mehr in den Wäldern herum zu jagen und zu schießen brauchte. Ich bemächtigte mich von nun an des Wildes nur noch mit Fallen und Schlingen und in einem Zeitraum von zwei Jahren feuerte ich, glaub' ich, meine Flinte nicht ein einziges Mal ab, obgleich ich nie ohne sie ausging und überdies immer wenigstens zwei von den drei aus dem Schiffe mitgebrachten Pistolen in meinem Gürtel von Ziegenleder bei mir führte. Auch eins von den großen Messern, die ich aus dem Schiffe gerettet, hing ich, nachdem ich es geputzt und geschliffen, an einem besonderen Riemen stets um, sodass ich bei meinen Ausgängen ganz gefährlich anzuschauen war.

Eine Zeitlang nahmen die Dinge ihren ruhigen Fortgang und ich kehrte daher, jene Vorsichtsmaßregeln abgerechnet, wieder zu meiner früher geregelten Lebensweise zurück. Alles vereinigte sich, um mir mehr und mehr zu beweisen, wie gut ich es immer noch im Vergleich mit anderen habe und wie gut meine Lage im Vergleich zu schlimmeren, in die Gott mich ja ebenso gut hätte versetzen können, sei. Die Menschen würden sich überhaupt weit weniger über ihr Geschick beklagen, wenn sie dasselbe nur stets mit noch ungünstigeren vergleichen wollten, anstatt sich immer mit denen, die es besser haben, zu messen und dann zu murren und zu jammern.

Da ich in meiner jetzigen Lage wirklich Weniges vermisste, so muss ich glauben, dass die Furcht, welche mir die Wilden eingejagt hatten und die Sorge, die ich auf meine Selbsterhaltung verwendete, meine Erfindungskraft in Bezug auf meine Bequemlichkeit vermindert hatte. Wenigstens einen schönen Plan, mit dem ich mich früher sehr viel beschäftigt habe, hatte ich jetzt ganz fallen lassen. Ich hatte nämlich an den Versuch gedacht, aus einem Teil meiner Gerste Malz zu bereiten und mir daraus Bier zu brauen. Allerdings war das ein **närrischer** Einfall und ich zog mich darüber oft selbst auf, denn ich konnte ja nicht übersehen, dass zum Bierbrauen noch manche Dinge gehörten, die ich unmöglich

herbeizuschaffen vermochte. Fürs Erste nämlich Fässer, um das Gebräu aufzubewahren. Der schwierigen Aufgabe, mir solche zu verfertigen, opferte ich Tage, Wochen und Monate, ohne jeden Erfolg. Sodann fehlte mir der Hopfen, um das Bier vor dem Verderben zu bewahren, Hefe, um die Gärung hervorzubringen und ein kupferner Kessel, um es darin zu kochen. Und dennoch würde ich, wären nicht die vielen Ängste und Schrecken über die Wilden dazwischen gekommen, die Ausführung meines Planes unternommen und vielleicht auch bewerkstelligt haben. Denn selten gab ich etwas als unausführbar auf, wenn ich es einmal so weit ausgedacht hatte, dass ich überhaupt bis zum Anfang kam.

Damals jedoch hat mein Erfindungsgeist eine ganz andere Richtung genommen. Tag und Nacht dachte ich über nichts anderes nach, als wie ich jene Ungeheuer in ihren blutigen Belustigungen überfallen und womöglich die dem Verderben geweihten Schlachtopfer retten könnte. Es würde den Umfang, den ich meiner Erzählung bestimmt habe, überschreiten heißen, wollte ich alle die Listen beschreiben, die ich ersann und in Gedanken ausgebrütete, um diese Geschöpfe zu vernichten oder sie wenigstens so in Furcht zu versetzen, dass sie nie wieder hierher kämen. Meine ganze Absicht musste jedoch erfolglos bleiben, wenn ich sie nicht in eigener Person ausführte. Was aber konnte ein einzelner Mann gegen vielleicht zwanzig oder dreißig mit Lanzen oder Bogen und Pfeilen (mit welchen sie so sicher zielten wie ich mit meiner Flinte) Bewaffnete ausrichten?

Zuweilen dachte ich daran, eine Mine unter der Stelle, wo die Kannibalen ihr Feuer zu machen pflegten, anzulegen und mit einigen Pfunden Pulver zu füllen, welches beim Anzünden des Feuers explodieren und alles rings umher in die Luft sprengen sollte. Aber teils wollte ich doch nicht gern so viel Pulver daran wenden, da mein Vorrat bereits sehr zusammengeschmolzen war und andererseits konnte ich ja auch nicht berechnen, ob die Explosion gerade zu einer solchen Zeit stattfinden würde, in welcher die Wilden dadurch in Gefahr gebracht werden müssten. Im besten Falle hätte es auch weiter nichts bewirken können,

als dass ihnen das Feuer um die Ohren gezischt und sie erschreckt hätte, ohne sie dadurch auf die Dauer zu vertreiben.

Ich gab mit Rücksicht hierauf diesen Plan auf und beschloß, mich stattdessen nun mit meinen drei doppelt geladenen Gewehren an geeigneter Stelle in einen Hinterhalt zu legen und wenn die Wilden mitten in ihrer blutigen Tätigkeit wären, auf sie zu feuern. Dabei glaubte ich sicher, mit jedem Schuss wenigstens zwei bis drei von ihnen zu töten oder zu verwunden. Wenn ich alsdann mit meinen drei Pistolen und meinem Schwerte über sie herfiel, so könnte ich sie, davon war ich überzeugt, alle, und wären es ihrer zwanzig, töten.

Diese Gedanken beschäftigten mich mehrere Wochen lang. Ich war so voll davon, dass ich oft von meinen Plänen träumte. Manchmal war es mir im Schlaf, als ob ich eben auf die Feinde Feuer gäbe. Ich wendete mehrere Tage daran, geeignete Plätze für einen solchen Hinterhalt ausfindig zu machen und besuchte sogar häufig die Stelle, wo ich die Reste der kannibalischen Mahlzeit gefunden hatte. Seit ich mich mit solchen Rachedanken trug und einen ganzen Haufen von Menschen dem Untergange geweiht hatte, schwand mein Abscheu vor jenem Platze und vor den Spuren derer, die so barbarisch waren, dass sie sich unter einander aufzufressen pflegten. Endlich machte ich auch einen Ort ausfindig, von welchem aus ich in völliger Sicherheit ihre Boote ankommen sehen und noch ehe sie landeten, unbemerkt in ein Dickicht entfliehen konnte. Dort wusste ich einen hohlen Baum, der groß genug war, um mich vollständig zu verbergen und von dem aus ich alle ihre blutigen Handlungen beobachten und in aller Ruhe auf ihre Köpfe zielen konnte. Wenn sie nahe genug beisammen waren, so musste es mir fast unmöglich sein, mein Ziel zu verfehlen und nicht wenigstens drei bis vier auf den ersten Schuss zu verwunden. Diesen Platz beschloss ich nun zum Ausgangspunkt meiner Unternehmungen zu machen. Ich setzte zwei Musketen und meine gewöhnliche Vogelflinte in Stand, lud die ersteren beiden mit einem Paar großen und mit vier bis fünf kleineren Kugeln von der Größe einer Pistolenkugel und die Vogelflinte mit einer Handvoll Schrot von der größten Sorte, tat auch in

jede meiner Pistolen ungefähr vier Kugeln und in dieser Ausrüstung, wohl versehen mit Munition für einen zweiten und dritten Schuss, bereitete ich mich auf meine Expedition vor.

Nachdem ich so meinen Plan gehörig durchdacht und in meiner Phantasie gewissermaßen bereits ausgeführt hatte, richtete ich meine Schritte alle Tage nach dem Gipfel des Hügels, der ungefähr drei Meilen von meiner Festung entfernt war, um zu sehen, ob ich nicht ein Boot auf dem Meere erspähen würde, das sich der Insel näherte. Nach einigen Monaten jedoch wurde ich dieser Anstrengung überdrüssig, da in dieser ganzen Zeit mein Wachhalten ohne irgendein Resultat geblieben war. Auch nicht das Geringste hatte sich, so weit meine Augen und Ferngläser reichten, blicken lassen, weder an der Küste, noch in ihrer Nähe, noch auch auf dem weiten Meere.

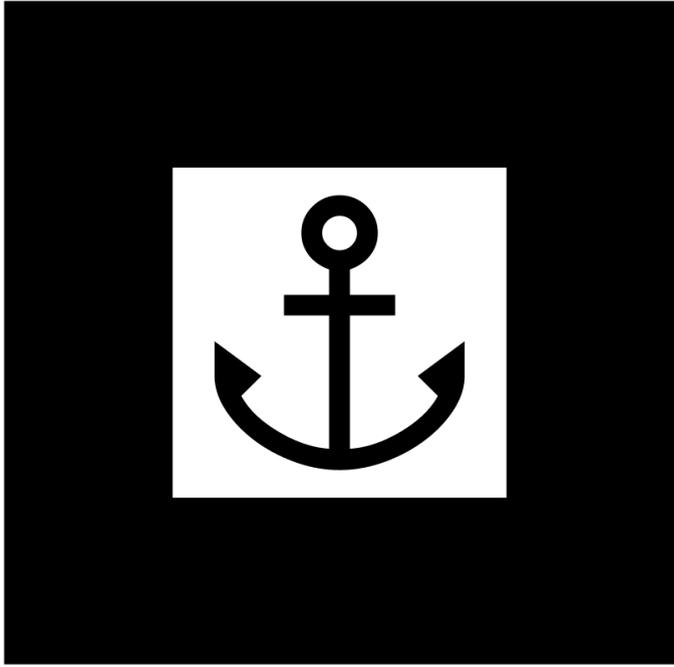
So lange ich täglich den Weg nach dem Hügel machte, hielt auch mein Eifer für meinen Anschlag vor. Ich befand mich während der ganzen Zeit in einer durchaus geeigneten Stimmung zu einer so unverantwortlichen Schlächtereier, wie es das Erschießen eines Haufens nackter Wilden gewesen sein würde. Die Natur ihrer Handlung hatte ich ganz und gar nicht weiter in meinen Gedanken erwogen, war vielmehr einzig meiner aufgeregten Leidenschaft und dem Abscheu gefolgt, den ich bei der Erinnerung an die unnatürlichen Sitten dieser Menschen empfand. Und doch hatte ja die **Vorsehung** selbst in weiser Anordnung sie ihren abscheulichen und verderblichen Begierden überlassen. Vielleicht waren sie schon seit Menschenaltern solchen grausamen und entsetzlichen Gebräuchen ergeben, wie sie nur völlig gottlose Naturen ersinnen können. Aber jetzt, wo ich, wie gesagt, meiner fruchtlosen Wege, die ich so lange und weithin alle Morgen gemacht hatte, müde war, änderte sich auch meine Ansicht von der Sache selbst. Ich fing an, mit ruhigerem und kühlerem Blute darüber nachzudenken. Welches Recht und welchen Beruf hatte ich denn, mich zum Richter und Henker dieser Menschen aufzuwerfen, welche der Himmel so lange Zeit hindurch ungestraft gelassen und sie gleichsam zu Vollzieher seiner Strafgerichte unter einander gemacht hatte? Was hatten diese Leute mir getan?

Was berechtigte mich, in ihre Streitigkeiten mich zu mischen und die Metzeleien zu rächen, die sie an einander verübten? So fragte ich mich oft. Das aber war sicher: die Wilden sahen die Sache nicht als ein Verbrechen an. Sie war nicht gegen ihr besseres Wissen und Gewissen. Sie selbst hatten keine Ahnung davon, dass sie dadurch ein Unrecht begingen und gegen Gottes Gebote sündigten. Ihnen war es ebenso wenig eine Sünde, einen Kriegsgefangenen zu töten, als uns, einen Ochsen zu schlachten und Menschenfleisch schien ihnen ebenso eine naturgemäße Speise wie uns Hammelfleisch.

Nach einigem Nachdenken kam ich zu dem Schluss, dass ich Unrecht gehabt habe, diese Leute als Mörder in unserem Sinne anzusehen. Sie waren es ebenso wenig wie die Christen, welche die in der Schlacht gemachten Gefangenen zum Tode verurteilen oder Scharen von Kriegern ohne Gnade niedermetzeln, wenn sie auch ihre Waffen von sich geworfen und sich ergeben haben. Ferner sagte ich mir: Wenn auch der Gebrauch, den diese Kannibalen untereinander üben, noch so roh und unmenschlich sei, so gehe das mich doch gar nichts an, da sie mir ja nichts getan hätten. Hätten sie mich überfallen und wäre es zu meiner Selbstverteidigung nötig, sie zu überfallen, so ließe sich das rechtfertigen. Aber da ich jetzt nicht in ihrer Gewalt sei und sie nicht einmal von meiner Existenz wüssten, folglich auch keinen Anschlag gegen mich zu machen vermochten, so könnte ich auch nicht zu einem Überfall berechtigt sein. Ich würde mich durch einen solchen auf eine Stufe mit jenen Spaniern gestellt haben, die in ihrer Grausamkeit in Amerika **Millionen von Wilden hin mordeten**, welche zwar **Götzendiener** und **Barbaren** und in ihren Sitten zum Teil blutig und roh waren (wie sie denn zum Beispiel ihren **Götzen** Menschenopfer brachten), die aber den Spaniern gegenüber doch als ganz unschuldige Leute erschienen. Über ihre Ausrottung wird jetzt nur mit größtem Abscheu und heftiger Entrüstung von den Spaniern selbst und von allen anderen christlichen Nationen Europas geurteilt, als von einer Schlächtereier, einer blutigen und unnatürlichen Grausamkeit, die unverantwortlich vor Gott und Menschen ist. Hat doch seitdem der bloße Name jenes Volkes bei allen Leuten von christlichem Mitgefühl einen schrecklichen Klang und betrachtet man doch das

Königreich Spanien als dadurch besonders ausgezeichnet, dass es von einer Menschenrasse bewohnt wird, die jenes Mitleidsgefühl entbehrt, welches allgemein für das gewöhnlichste Zeichen einer edlen Gesinnung gilt.

Diese Erwägungen brachten mich zum Einhalt in meine Vorkehrungen. Nach und nach sah ich das Unrechtmäßige meiner Absichten gegen die Wilden ein und erkannte, dass ich nur dann mich mit demselben befassen dürfe, wenn sie mich zuerst angriffen und dass dem, wo möglich vorzubeugen, jetzt meine einzige Aufgabe sei. Zugleich machte ich mir klar, wie ich durch mein früheres Vorhaben, statt mich zu befreien, nur mein eigenes Verderben herbeigeführt haben würde. Denn falls es mir nicht gelang, sämtliche Wilde, sowohl die, welche das nächste Mal, als auch die, welche jemals später auf die Insel kamen, zu töten und sobald nur ein einziger entrann und seinen Landsleuten berichtete, was geschehen sei, so war es sicher, dass diese zu Tausenden kommen und den Tod ihrer Gefährten rächen würden. Mit Rücksicht auf dies alles beschloss ich, da es weder vernünftig, noch klug sei, mich in die Angelegenheiten der Wilden zu mischen, nichts anderes zu tun, als mich in jeder Weise vor diesen verborgen zu halten und ihnen nicht den mindesten Anlass zu der Vermutung zu geben, dass irgendein Wesen in Menschengestalt auf der Insel hause.



Auch meine religiöse Weltanschauung unterstützte diesen Vorsatz der Klugheit und so war ich auf die **mannigfachste** Weise davon überzeugt, dass ich nur pflichtmäßig handelte, wenn ich meine blutigen Pläne gegen die unschuldigen Menschen fallen ließe. Unschuldig nämlich in Bezug auf mich. Ihre Verbrechen richteten sie ja nur gegeneinander. Es waren nationale Sünden, deren Bestrafung ich der Gerechtigkeit Gottes zu überlassen hatte, welcher die Vergehen der Völker richtet und am besten weiß, wie sie durch Strafen zu rächen und zu sühnen sind. Dies war mir jetzt so klar, dass ich mit größter Genugtuung darüber erfüllt wurde, nichts von dem ausgeführt zu haben, was ich nun aus vielen Gründen als einen absichtlichen Mord ansah. Ich dankte Gott auf den Knien dafür, dass er mich vor Blutschuld bewahrt hatte. Ich flehte ihn **inbrünstig** an, mich nicht in die Hände der Wilden fallen und mich nur dann selbst Hand an sie legen zu lassen, wenn ich durch die Notwendigkeit der Selbstverteidigung einen entschiedenen Beruf dazu haben würde.

## Kapitel 10: Lichter der Nacht

In dieser Stimmung verblieb ich fast ein volles Jahr. Ich war jetzt so weit entfernt davon, die Gelegenheit zu einem Überfall der unglücklichen Menschen herbei zu wünschen, dass ich während jenes ganzen Zeitraums nicht ein einziges Mal den Hügel erstieg. Ich wollte sie gar nicht ins Gesicht bekommen und überhaupt nicht wissen, ob sie auf der Insel seien, damit sich meine Pläne gegen sie nicht erneuerten und ich nicht durch irgendeinen sich anbietenden Vorteil zu einem Angriff gegen sie herausgefordert würde.

Das Einzige, was ich tat, war, dass ich das Boot von der anderen Inselfeite entfernte und nach dem östlichen Teil brachte. Dort barg ich es in einer kleinen Bucht unter hohen Felsen, wohin, wie ich wusste, die Wilden wegen der Strömung mit ihren Kanus nicht kommen konnten. In meinem Boot führte ich alles dazu Gehörige mit fort. Mast und Segel und das andersartige Ding, das ich mir, so gut es hatte gehen wollen, angefertigt hatte. Ich nahm dies alles mit, um nicht das geringste Zeichen des Bewusstseins der Insel zurückzulassen.

Außerdem hielt ich mich, wie erwähnt, eingezogener als je und verließ meine Behausung selten, außer um meine Ziegen zu melken und meine kleine Herde in den Wald zu treiben. Hier war ich, da er auf der entgegengesetzten Seite der Landungsstelle der Wilden lag, keiner Gefahr ausgesetzt. Soviel nämlich schien gewiss, dass diese bei ihren Besuchen der Insel nicht die Absicht hegen, auf derselben etwas zu suchen und dass sie daher sich nicht weit von der Küste zu entfernen pflegten. Sie waren, wie ich nicht bezweifelte, seitdem mich die Furcht behutsamer gemacht habe, wiederholt auf der Insel gewesen. Mit Entsetzen bedachte ich, in welcher Lage ich mich befunden haben würde, wäre ich bei einer solchen Gelegenheit auf die Kannibalen gestoßen und von ihnen zu einer Zeit entdeckt worden, in der ich einzig mit einer meist nur mit leichtem Schrot geladenen Flinte bewaffnet überall nach Beute herumzustreifen pflegte. Wie groß wäre mein Schrecken gewesen, wenn ich statt jener Fußspur plötzlich einen ganzen Haufen von Wilden gesehen hätte und von ihnen

verfolgt worden wäre, wobei ihre Schnelligkeit mir ein **Entrinnen** gewiss unmöglich gemacht haben würde. Der Gedanke hieran ließ mir zuweilen das Herz erbeben und entmutigte mich so, dass ich nur mit Mühe wieder Fassung gewann. Ich sagte mir, dass ich, wäre jener Fall eingetreten, völlig widerstandsfähig und sicherlich nicht im Stande gewesen sein würde, das zu tun, was ich jetzt nach so langer Erwägung und Vorbereitung zu tun vermochte. Das ernstliche Nachdenken über die Sache machte mich geradezu und zuweilen für geraume Zeit **melancholisch**. Endlich aber lösten sich auch diese Erwägungen stets in Dank gegen die **Vorsehung** auf, die mich vor so vielen ungeahnten Gefahren errettet und mich vor einem Unheil bewahrt hatte, das ich selbst von mir abzuwenden schon deshalb nicht im Stande gewesen war, weil ich das Übel weder geahnt, noch für möglich gehalten hatte.

Hierdurch wurde eine Betrachtung in mir wieder erweckt, die ich schon früher oft angestellt hatte, seitdem ich angefangen habe, die gnadenreichen Fügungen des Himmels in den Gefahren dieses Lebens zu erkennen. Wie wunderbar werden wir doch vielmals, ohne dass wir es wissen, vor Unheil bewahrt. Wenn wir uns in Unentschlossenheit befinden, wenn wir zweifeln und zögern, ob wir diesen oder jenen Weg einzuschlagen haben, dann leitet uns oft ein heimlicher Wink auf den einen Weg, während wir den anderen zu wählen beabsichtigt haben. Ja, wenn Neigung oder ein Geschäftsanlass uns dorthin zu gehen auffordern, so zwingt uns doch nicht selten eine eigentümliche Empfindung, deren Ursprung wir nicht kennen, mit unwiderstehlicher Macht zurück in die andere Bahn und später erst wird es offenbar, dass wir, während wir den selbst gewählten Weg gegangen, in unser Verderben gerannt sein würden. Auf diese und manche ähnliche Betrachtung baute ich später den Grundsatz, überall, wo ich solche geheime Winke und Hinweisungen, dieses oder jenes zu tun oder zu lassen, diesen oder jenen Weg einzuschlagen, empfand, der inneren Stimme zu folgen, wenn ich auch keinen anderen Grund dafür hatte als eben nur jene geheime Empfindung. Ich könnte viele Beispiele aus meinem Leben anführen, in denen sich dieses Verfahren bewährte und zwar besonders aus der späteren Zeit meines Aufenthalts auf der unglücklichen Insel. Denn bei

vielen früheren Gelegenheiten hatte ich nicht darauf geachtet, weil ich damals noch die Dinge mit anderen Augen ansah als später. Aber es ist nie zu spät, um klug zu werden und ich kann nur jedermann raten, mag er auch nicht so wunderbare Schicksale erleben wie ich, solche heimliche Winke der **Vorsehung** nicht zu verachten, wie unerklärlich sie auch immer sein mögen. Über ihren Ursprung will ich nicht streiten, auch kann ich davon keine Rechenschaft geben, aber gewiss sind sie doch ein Beweis des Verkehrs der Geister und eines geheimen Zusammenhangs zwischen denen, die noch im Körper wohnen und den körperlosen, und zwar ein ganz unumstößlicher Beleg, wovon ich Gelegenheit haben werde, einige sehr merkwürdige Proben anzuführen, wenn ich von dem ferneren Verlauf meines einsamen Aufenthalts an diesem trübseligen Orte Bericht erstatte.

Der Leser wird sich schwerlich darüber wundern, dass die Sorgen, die fortwährende Gefahr, in der ich schwebte und die Angst, die auf mir lastete, allen meinen Erfindungen und allen Plänen, die ich in Betreff meiner künftigen Annehmlichkeit und Bequemlichkeit ersonnen hatte, ein Ende machten. Der Gedanke an meine Sicherstellung beschäftigte mich jetzt mehr als die Sorge für meinen Unterhalt. Ich wagte es nicht, auch nur einen Nagel einzuschlagen oder ein Stück Holz zu spalten, aus Furcht, der Lärm, den es verursachte, könnte gehört werden. Noch viel weniger hätte ich mich erküht, eine Flinte abzufeuern. Mehr als alles andere aber scheute ich, Feuer anzuzünden, aus Besorgnis, der Rauch, der bei Tage in weiter Ferne sichtbar war, könne mich verraten. Aus diesem Grunde verlegte ich alle diejenigen Geschäfte, die Feuer erforderten, zum Beispiel das Brennen der Töpfe und Pfeifen und so weiter, nach meiner neuen Wohnung im Walde, wo ich nach einigem Suchen zu meiner großen Beruhigung eine natürliche Höhle in der Erde entdeckte, die ziemlich tief war und in die sich sicherlich kein Wilder hinein gewagt haben würde.

Auf die Öffnung dieser Höhle stieß ich am Fuße eines großen Felsens, als ich (ich würde sagen zufällig, wenn ich nicht hinlängliche Ursache hätte, alle solche Dinge jetzt der **Vorsehung** zuzuschreiben) einige dicke

Äste von den Bäumen hieb, um sie zu Kohlen zu brennen. Dies geschah in folgender Absicht: Ich fürchtete mich, wie gesagt, Rauch in der Nähe meiner Ansiedlung zu verursachen und doch konnte ich nicht umhin, Brot zu backen, Fleisch zu kochen und dergleichen mehr. Darum verbrannte ich hier unter dem Rasen, wie ich es in England gesehen hatte, einiges Holz zu Kohlen und trug diese, nachdem ich das Feuer ausgelöscht, nach Hause, um alle die anderen Dienste, zu denen ich Feuer nötig hatte, daselbst ohne Gefahr des Rauches verrichten zu können. Als ich nun einst wieder mit Holzhauen beschäftigt war, bemerkte ich hinter einem dichten Gesträuch eine Vertiefung. Ich wollte sehen, was darin sei und als ich mühsam in die Öffnung gelangt war, fand ich eine ziemlich große Höhle, hoch genug, dass ich und allenfalls neben mir noch ein Mann aufrecht darin stehen konnte. Jedoch kam ich schneller aus derselben, als ich hineingekommen war. Ich sah nämlich plötzlich, als ich tiefer in den dunklen Raum hinein blickte, zwei helle glänzende Augen, über die ich im Zweifel war, ob sie einem Menschen oder dem Teufel selbst zugehörten. Sie blitzten wie zwei Sterne, indem sie den Lichtschimmer, der durch die Mündung der Höhle fiel, direkt zurückwarfen. Nach einer kleinen Weile erholte ich mich, schalt mich einen Narren und hielt mir vor, dass man sich vor dem Anblick des Teufels nicht fürchten dürfe, wenn man einsam zwanzig Jahre hindurch auf einer öden Insel zugebracht habe und dass ich mir nicht einzubilden brauche, es sei in der Höhle etwas Fürchterlicheres als meine eigene Person. Hierauf nahm ich all meinen Mut zusammen, ergriff ein brennendes Stück Holz und stürzte mich nochmals in die Vertiefung. Kaum aber hatte ich drei Schritte vorwärts getan, als ich auch schon von Neuem, fast ebenso sehr wie vorhin, erschreckt wurde. Ich hörte nämlich einen lauten Seufzer wie von einem Schmerz gequälten Menschen. Diesem Laute folgte ein unzusammenhängendes Geräusch, welches wie halb ausgesprochene Worte klang und dann abermals ein tiefer Seufzer. Ich trat zurück und war dermaßen entsetzt, dass mich ein kalter Schweiß überlief. Hätte ich einen Hut auf dem Kopfe gehabt, so will ich nicht dafür stehen, dass ihn nicht mein zu Berge stehendes Haar abgeworfen hätte. Aber dennoch sammelte ich noch einmal meinen

ganzen Mut und tröstete mich mit der Überzeugung, dass Gottes Macht überall gegenwärtig sei und mich beschützen könne. In diesem Gedanken ging ich abermals vorwärts und erblickte jetzt beim Scheine der Fackel, die ich hoch über meinem Kopfe hielt, einen ungeheuren, gräulichen alten Bock auf dem Boden der Höhle liegen. Er war, wie man zu sagen pflegt, just dabei, sein **Testament zu machen** und schnappte nach Luft, als ob er vor bloßer Altersschwäche sterbe. Ich stieß ihn ein wenig an, um zu sehen, ob ich ihn herausziehen könne und er versuchte auch aufzustehen, hatte aber nicht mehr Kraft genug dazu. Meinetwegen, dacht' ich, bleib liegen, wo du bist. Denn ich sagte mir, wie er mich erschreckt habe, könne er auch einen Wilden erschrecken, wenn je einer von denen so kühn sein sollte, hier hinein zu kommen, solange noch Leben in ihm wäre.

Nachdem ich meinen Schreck überwunden hatte, fing ich an mich umzuschauen. Jetzt sah ich, dass die Höhle, die mir vorher so groß erschienen, nur sehr klein war. Sie mochte ungefähr zwölf **Fuß** in der Tiefe messen und war von unregelmäßiger Form, weder rund, noch viereckig. Man sah, dass sie die Natur allein zum Baumeister gehabt hatte. Dagegen bemerkte ich, dass die Höhlung sich noch weiter nach innen erstreckte, jedoch in so niedriger Höhe, dass ich auf allen Vieren hätte hineinkriechen müssen. Da ich nicht wusste, wohin ich gelangen würde und da ich auch kein Licht bei mir hatte, beschloß ich, den anderen Tag mit Lichtern und einem Feuerzeug, welches letztere ich mir aus dem Schloß eines Gewehres gemacht hatte, sowie mit einer Pfanne voll glühender Kohlen wieder zu kommen. Wirklich kehrte ich am folgenden Tage, ausgerüstet mit sechs langen **Talglichtern** aus meiner eigenen Fabrik (ich verfertigte nämlich sehr schöne aus Ziegenfett), zurück und kroch auf allen Vieren in jenem niedrigen Loche etwa zehn Schritte weit, welche Handlung mir als eine kühne Tat erschien, da ich nicht wusste, wie weit und wohin ich gelangen würde. Als ich durch den Engweg hindurch war, fand ich eine ungefähr zwanzig **Fuß** hohe Wölbung und hier bot sich mir ein so herrlicher Anblick, wie ich ihn nie zuvor auf der Insel gehabt hatte. Die Seitenwände und die Decke dieser Höhlung strahlten das Licht meiner beiden Kerzen hunderttausendfältig wieder. Was in dem Felsen war, ob Diamanten oder andere Edelsteine oder Gold, was ich

beinahe vermutete, weiß ich nicht. Der Raum, in dem ich mich befand, bildete die schönste **Grotte**, die man sich denken kann, obgleich er an sich völlig dunkel war. Der Boden war trocken und eben und mit einer Art von seinem losen Kies bestreut. Kein ekelhaftes oder giftiges Getier ließ sich hier sehen, auch waren die Wände nicht im mindesten feucht. Der einzige **Übelstand** bestand in der Engigkeit des Einganges, doch hielt ich das eher für einen Vorzug, da ja diese Höhle ein sicheres Versteck und einen Zufluchtsort für mich abgeben sollte.

Hoch erfreut über meine Entdeckung beschloss ich, unverzüglich einige der Gegenstände, an deren Erhaltung mir am meisten gelegen war, hierher zu transportieren. Vor allem mein Pulvermagazin und meinen Vorrat an Waffen: zwei Vogelflinten, deren ich im Ganzen drei hatte und die **Musketen**, von denen ich acht besaß. Fünf behielt ich in meiner Festung, wo sie an dem Außenwalle schussfertig wie Kanonen aufgestellt und zur gleichen Zeit bereit waren, auf einer Expedition sofort mitgenommen zu werden. Bei Gelegenheit des Transportes meiner Munition öffnete ich zufällig das Pulverfass, das ich aus dem Meere, wo es Wasser gezogen hatte, aufgefischt hatte. Da ergab sich nun, dass das Wasser etwa zwei bis drei **Zoll** tief auf jeder Seite in das Pulver eingedrungen war und dasselbe so zusammengeklebt und reiserverhärtet hatte, dass das in der Mitte befindliche ganz wohl erhalten war, wie der Kern in einer Nusschale. Ich fand in dem Fasse nahe an sechzig Pfund sehr guten Pulvers vor, was mir zu dieser Zeit eine sehr angenehme Überraschung war. So brachte ich dann alles in jene **Grotte** und behielt nie mehr als zwei bis drei Pfund Pulver in meiner Wohnung, aus Angst vor einem Überfall irgendeiner Art. Auch alles Kugelblei, was ich noch besaß, barg ich dort. Ich kam mir jetzt vor wie einer jener alten Riesen, die in unzugänglichen Höhlen und Felslöchern wohnten. *»Wenn mich nun«,* so redete ich mir ein, *»die Wilden, und wären es ihrer fünfhundert, verfolgen, so wird es ihnen nicht gelingen, mich aufzufinden, oder wenn auch das geschieht, werden sie doch nicht wagen, mich hier anzugreifen.«* Der alte Bock, den ich im Todeskampfe angetroffen hatte, starb schon den Tag, nachdem ich ihn entdeckt, in dem Vorderraum der Höhle. Da ich es leichter fand, ihn in ein dort gegrabenes großes Loch zu werfen und mit Erde zu bedecken, als

ihn hinaus zu schleifen, begrub ich ihn daselbst, damit meine Nase nichts davon zu leiden hatte.

Mein Aufenthalt auf der Insel ging jetzt bereits ins dreiundzwanzigste Jahr. Ich war auf ihr so eingebürgert und an meine Lebensweise so gewöhnt, dass ich, wenn ich nur mit einiger Sicherheit hätte annehmen dürfen, dass keine Wilden kommen und mich beunruhigen würden, ganz zufrieden gewesen wäre, den Rest meiner Tage bis zu dem Augenblick, wo ich mich zum Sterben niederlegen würde, wie der alte Ziegenbock in der Höhle hier zu verbringen. Sogar einige kleine Zerstreungen und Vergnügungen waren mir jetzt geboten, die mir die Zeit viel angenehmer verstreichen ließen als früher. Erstens nämlich hatte ich meinen Pol, wie erwähnt, sprechen gelernt und er war so vertraulich mit mir und sprach manche Worte so deutlich und klar, dass ich große Freude darüber hatte. Nicht weniger als sechsundzwanzig Jahre hat er mit mir zusammen gelebt; wie lange er dann noch nachher existiert haben mag, weiß ich nicht. Doch behauptet man, wie ich mich erinnere, in Brasilien, dergleichen Tiere lebten hundert Jahre; vielleicht ist dann auch der arme Pol noch am Leben und ruft bis auf den heutigen Tag noch nach dem armen Robinson Crusoe. Auch mein Hund war mir sechzehn volle Jahre hindurch ein sehr treuer und ergebener Gefährte, dann starb er an Altersschwäche. Was meine Katzen betrifft, so vermehrten sie sich, wie ich bereits erzählte, in dem Grade, dass ich mich genötigt sah, eine Anzahl tot zu schießen, damit sie nicht mich samt aller meiner Habe auffräßen. Mit der Zeit, als die beiden alten, die ich mitgebracht hatte, gestorben waren und ich die anderen immer von mir gejagt und ihnen kein Futter gegeben hatte, liefen sie zuletzt alle wild im Walde umher bis auf zwei oder drei besondere Lieblinge von mir, die ich zahm erhielt, deren Junge ich aber, so oft sie welche hatten, ertränkte. Jene gehörten dann ebenfalls zu meiner Familie. Außerdem hielt ich mir immer einige zahme Ziegenlämmer im Hause, die mir aus der Hand fraßen. Ferner besaß ich noch zwei andere Papageien. Auch diese sprachen ganz gut und konnten beide den Namen Crusoe rufen, wenn auch nicht so deutlich wie mein erster, da ich mir mit keinem von ihnen so viel Mühe gegeben hatte wie mit jenem. Sodann waren einige zahme, dem Namen nach mir unbekannte Seevögel um

mich, die ich an der Küste gefangen und denen ich die Flügel beschnitten hatte. Seit die jungen **Reiser**, die ich vor meiner Wohnung angepflanzt hatte, zu einem hübschen dichten Baumgarten herangewachsen waren, richteten sich diese Vögel unter den niedrigen Bäumen häuslich ein und brüteten dort, was sehr angenehm war.

So hätte ich dann mit meinem damaligen Leben sehr zufrieden sein können, wenn nur nicht die Furcht vor den Wilden gewesen wäre. Aber das Geschick hatte mit diesen gerade für mich seine besondere Absicht. Jeder, dem meine Geschichte in die Hände fällt, mag sich folgende sehr wichtige Lehre merken: Oftmals in unserem Lebenslauf wird gerade das Übel, welches wir am meisten zu vermeiden streben und das, wenn es uns befallen hat, uns am aller unerträglichsten erscheint, gerade das Mittel und die Pforte unserer Befreiung, durch welche allein wir wieder aus dem Kummer erlöst werden können, in den wir geraten sind. Ich könnte davon viele Beispiele anführen aus meinem wunderbaren Lebenslaufe, aber nirgends war es auffallender, als während der letzten Jahre meines einsamen Aufenthaltes auf der Insel.

Es war im Monat Dezember im dreiundzwanzigsten Jahre des letzteren. Um diese Jahreszeit, während der südlichen Sonnenwende (Winter kann ich sie nicht nennen), pflegte ich meine Ernte einzubringen und war deshalb mehr als sonst draußen auf dem Felde beschäftigt. Als ich nun eines Tages früh am Morgen, ehe es noch ganz hell geworden, ausging, sah ich zu meiner größten Überraschung einen Feuerschein auf dem Strande. Derselbe leuchtete etwa zwei **Meilen** entfernt aus der Gegend, wo ich schon früher die Spuren der Wilden bemerkt hatte, aber nicht wie damals auf der anderen Seite der Insel, sondern zu meiner großen Bestürzung auf der, wo ich wohnte.

Sehr überrascht und geängstigt durch diesen Anblick, wagte ich nicht, aus meinen Anlagen hinauszugehen, aus Furcht, angefallen zu werden. Aber auch hier fand ich keine Ruhe. Ich quälte mich mit dem Gedanken, die Wilden würden die Insel durchstreifen, mein Korn, das teils noch auf dem Halm, teils schon geschnitten auf dem Felde stand, oder irgendetwas anderes von meinen Einrichtungen und Verbesserungen finden und

sofort daraus schließen, dass sich jemand hier aufhalten müsse. Es war klar, dass sie in diesem Fall nicht eher nachgelassen hätten, bis sie mich aufgefunden haben würden. In verzweifelter Stimmung eilte ich zu meiner Behausung, zog die Leiter hinter mir ein und gab dem Außenwerk meiner Behausung ein so wildes und natürliches Aussehen, wie ich irgend konnte.

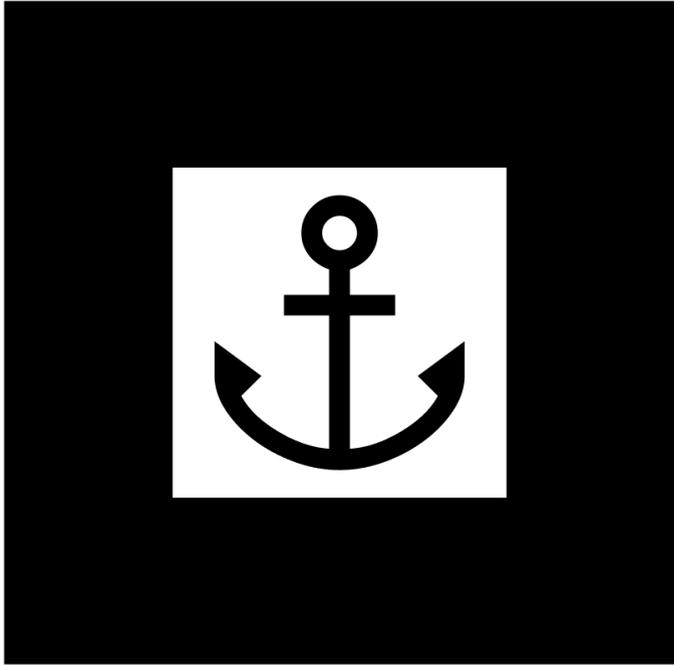
Sodann traf ich im Innern meine Vorbereitungen, um mich in Verteidigungszustand zu setzen. Zunächst lud ich alle meine Kanonen, wie ich sie nannte, das heißt die **Musketen**, die auf meinem neuen Walle aufgestellt waren, sowie sämtliche Pistolen. Ich war entschlossen, mich bis auf den letzten Atemzug zu wehren. Auch vergaß ich nicht, mich ernstlich dem göttlichen Schutze zu befehlen und Gott **inbrünstig** zu bitten, dass er mich aus den Händen dieser **Barbaren** erretten möge. Nachdem ich mich ungefähr zwei Stunden ruhig verhalten, fing ich an, sehr ungeduldig und begierig nach Nachrichten vom Feinde zu werden, denn leider hatte ich keine Kundschafter auszuschicken. Ich wartete noch eine Weile und sann darüber nach, was ich beginnen sollte, dann aber konnte ich die Ungewissheit nicht länger ertragen. Ich legte meine Leiter an den Abhang an, wo der Absatz war, den ich früher beschrieben habe, zog sie hinter mir wieder auf, legte sie nochmals an und er stieg so den Gipfel des Hügels. Hier zog ich mein Fernglas hervor, legte mich platt auf den Bauch und richtete meinen Blick nach der Stelle, an der ich das Feuer gesehen hatte. Bald erblickte ich dann auch nicht weniger als neun nackte Wilde um ein kleines Feuer gelagert. Das letztere konnten sie nicht angezündet haben, um sich zu wärmen, da das Wetter fürchterlich heiß war, vielmehr sollte es vermutlich dazu dienen, um eines ihrer **barbarischen** Gerichte von Menschenfleisch, welches sie entweder lebend oder tot mitgebracht hatten, daran zu braten.

Die Fremdlinge führten zwei Boote bei sich, die sie an den Strand gezogen hatten. Es war gerade die Zeit der Ebbe und mir kam es so vor, als erwarteten jene nur die rückkehrende Flut, um wieder abzufahren. Man kann sich schwerlich vorstellen, in welche Bestürzung mich der Anblick dieser Gäste versetzte. Besonders überraschte mich der Umstand, dass

die Wilden auf meiner Seite der Insel und überdies ganz in meine Nähe gekommen waren. Als ich mich aber überzeugte, dass ihr Kommen immer nur mit der Ebbe geschehen konnte, fing ich wieder an mich einigermaßen zu beruhigen, da ich ersah, dass ich zur Zeit der Flut stets mit vollkommener Sicherheit ausgehen dürfte, wenn sie nicht schon vorher auf der Insel waren. In dieser Gewissheit bin ich später auch ganz gelassen an meine Erntearbeiten gegangen.

Wie ich erwartet hatte, so geschah es. Sobald die Flut von Westen her eintrat, sah ich, wie sich die Wilden sämtlich einschalteten und hinweg ruderten. Ich muss noch bemerken, dass sie etwa eine Stunde vor ihrem Aufbruch angefangen hatten zu tanzen. Obgleich ich aber durch mein Glas deutlich ihre Stellungen und Bewegungen beobachten konnte, vermochte ich doch trotz der schärfsten Aufmerksamkeit nicht zu erkennen (Kleider trugen sie nicht, waren vielmehr völlig nackt), ob es Männer oder Frauen seien.

Sobald ich sie in den Booten und unterwegs wusste, nahm ich zwei Flinten auf die Schultern, steckte zwei Pistolen in den Gürtel, hing mein großes Schwert ohne Scheide an mich und eilte, so schnell ich konnte, nach dem Hügel, von wo aus ich die ersten Spuren der Gäste entdeckt hatte. Dort angekommen, was erst nach zwei Stunden geschah, da ich, mit Waffen schwer beladen, nicht schnell zu laufen vermochte, machte ich die Entdeckung, dass noch weitere drei Kanus mit Wilden da gewesen waren und gleich darauf erblickte ich sie auch alle zusammen auf der See, nach dem Festland zusteuern. Der schrecklichste Anblick für mich war aber, als ich beim Hinabsteigen nach der Küste die entsetzlichen Spuren der **Gräuel** fand, die sie dort ausgeführt hatten: **Blut, Knochen und Fleischreste menschlicher Körper**, die von diesen Elenden unter Tanz und Scherzen zerrissen und verzehrt waren. Ich fühlte mich dermaßen empört über den Anblick, dass ich mir ernsthaft vornahm, die nächsten, die ich dort antreffen würde, nieder zu machen, wer und wie viele es auch seien.



Offenbar waren die Besuche, welche die Wilden der Insel in dieser Weise abstatten, nur selten. Es vergingen über fünfzehn Monate, ehe wieder einige landeten. Wenigstens sah ich in der Zwischenzeit keinen der Kannibalen, auch nicht Fußtritte, noch irgendwelche anderen Spuren von ihnen. Während der Regenzeit schienen sie sich schon ohnehin nicht, wenigstens nicht weit, auf das Meer zu wagen. Dennoch brachte ich diese ganze Zeit in einem unbehaglichen Zustande zu, weil ich in der beständigen Furcht schwebte, dass sie mich einmal unerwartet überfallen könnten. Es ergibt sich hieraus aufs Neue, dass die Erwartung des Übels schlimmer ist als das Leiden selbst, zumal man diese Erwartung oder Befürchtung auf keine Weise loswerden kann.

Inzwischen war ich fortwährend von Mordlust erfüllt. Ich verbrachte meine Stunden, die ich besser hätte anwenden sollen, meistens damit, Pläne zu schmieden, wie ich die Wilden beschleichen und überfallen wollte, sobald sie sich wieder blicken lassen würden. Besonders, hoffte ich, wird mir das gelingen, wenn sie wieder, wie das letzte Mal, in zwei Haufen geteilt wären. Dabei bedachte ich nicht, dass ich, wenn ich auch eine Abteilung von vielleicht zehn oder zwölf getötet hätte, früher oder später wieder eine und dann noch eine und sofort bis ins Unendliche würde haben töten müssen, bis ich endlich kein geringerer, ja eigentlich ein weit schlimmerer Mörder gewesen wäre als diese Menschenfresser selbst.

Ich verlebte jetzt meine Tage in großer Angst und Gemütsunruhe, immer darauf gefasst, jenen **unbarmherzigen** Menschen in die Hände zu fallen. Wenn ich mich ja einmal hinauswagte, so geschah es nicht, ohne dass ich mich fortwährend mit der größten Angst und Vorsicht umsah. Nun erst lernte ich das Gutrecht schätzen, welches ich in der zahmen Ziegenherde besaß. Denn ich getraute mich unter keiner Bedingung, meine Flinte abzuschießen, besonders auf der Seite der Insel, wo die Wilden gewöhnlich landeten, um diese nur ja nicht zu alarmieren. So viel sah ich nämlich sicher voraus, dass sie, wenn sie auch anfangs vor mir die Flucht ergriffen, doch mit Hunderten von Fahrzeugen in wenigen

Tagen wiederkommen würden, in welchem Falle das Schicksal, das mich erwartete, unschwer voraus zu wissen war.

Indessen vergingen wieder ein Jahr und drei Monate, ohne dass ich irgendetwas von den Wilden zu sehen bekam. Dann erst stieß ich abermals auf sie, wie ich sogleich berichten werde. Gewiss mochten sie auch in der Zwischenzeit einige Male dagewesen sein, aber entweder hatten sie sich nicht aufgehalten, oder sie waren wenigstens von mir unbemerkt geblieben. Endlich aber ereignete sich, und zwar, wenn ich richtig gerechnet habe, im Monat Mai des vierundzwanzigsten Jahres meines Insel Aufenthaltes ein sehr merkwürdiges Zusammentreffen mit ihnen.

Die Aufregung meines Gemüts während des vorhergehenden Zeitraums von fünfzehn bis sechzehn Monaten war groß. Ich schlief unruhig, hatte immer schlechte Träume und fuhr oft in der Nacht aus dem Schläfe auf. Bei Tage drückte mich schwerer Kummer und des Nachts träumte ich oft davon, wie ich die Wilden tötete und womit ich diese Tat rechtfertigen wollte. Es war um die Mitte des Mai, ich glaube am sechzehnten, soweit ich den Tag nach meinem dürftigen hölzernen Kalender bestimmen kann (denn ich mache noch immer die Zeichen an dem Pfahl). Den ganzen Tag hatte ein heftiger Sturmwind gewütet, verbunden mit häufigem Blitz und Donner und darauf war eine wüste Nacht gefolgt. Ich weiß nicht mehr genau alle einzelnen Umstände, aber gewiss ist, dass mich, während ich gerade in der Bibel las und in sehr ernsthafte Gedanken über meine gegenwärtige Lage vertieft war, plötzlich der Knall eines Flintenschusses, der mir von der See her zu kommen schien, erschreckte. Dies war nun eine ganz andere Art von Überraschung als alle die mir früher zu Teil gewordenen und die Sorgen, die mich jetzt erfüllten, unterschieden sich daher auch sehr von meinen früheren. In der größten Eile sprang ich auf, stellte meine Leiter schleunigst an die Mitte des Felsens, zog sie, auf dem Felsvorsprung angekommen, mir nach und erstieg sie zum zweiten Male. Ich erreichte den Gipfel gerade in dem Augenblick, als ein feuriges Aufblitzen mich auf einen zweiten Schuss horchen ließ, den ich dann auch nach ungefähr einer halben Minute hörte. Aus dem Schalle konnte ich

schließen, dass er von dorthier komme, wo ich einst in meinem Boot von der Strömung fortgerissen worden war. Ich vermutete alsbald, dass hier ein Schiff in Not sein müsse und dass sich ein anderes Schiff in der Nähe befände, nach welchem diese Notschüsse, um von ihm Hilfe zu erlangen, abgefeuert würden.

Ich hatte **Geistesgegenwart** genug, sofort daran zu denken, dass, wenn auch ich den bedrängten Leuten nicht helfen könnte, doch sie mich vielleicht zu erretten vermöchten. Darum trug ich so viel dürres Holz, als ich bei der Hand hatte, zusammen und steckte es, nachdem ich einen guten Haufen aufgetürmt, in Brand. Das Holz war trocken und flammte deshalb hell auf, brannte auch trotz des heftigen Windes ganz nieder. Ich zweifelte nun nicht, dass, wenn wirklich ein Schiff in der Nähe sei, die Leute an Bord das Feuer gesehen haben müssten. Dies war dann auch der Fall gewesen. Denn sobald die Flamme aufloderte, hörte ich wieder einen Schuss und dann noch mehrere, alle aus derselben Richtung. Ich unterhielt das Feuer die ganze Nacht hindurch bis zum Tagesanbruch. Als es ganz hell geworden war und der Himmel sich aufgeheitert hatte, sah ich in weiter Ferne einen Gegenstand auf der See, gerade östlich von der Insel, konnte aber selbst mit Hilfe des Fernglases nicht unterscheiden, ob es ein Segel oder der **Rumpf** eines Schiffes sei, denn die Entfernung war zu groß und die Luft über dem Wasser noch immer etwas dunstig.

Den ganzen Tag über schaute ich vielmals nach jenem Ding aus. Ich bemerkte bald, dass es sich nicht bewegte und schloss daraus, dass es ein vor Anker liegendes Schiff sei. Da ich begreiflicher Weise begierig war, darüber ins Klare zu kommen, ergriff ich meine Flinte und lief nach der Südseite der Insel zu dem Felsen, wo ich einst von der Strömung entführt worden war. Von dort aus konnte ich, da das Wetter jetzt ganz klar geworden, zu meinem großen Kummer ganz deutlich das Wrack eines Schiffes erkennen, welches in der Nacht auf den verborgenen Klippen, die ich damals mit meinem Boot entdeckt hatte, gestrandet war. Dieselben Klippen waren früher, indem sie die Gewalt der Strömung gebrochen und eine Art von Gegenstrom hervorgebracht hatten, das Mittel zu meiner Rettung aus der verzweifeltsten, hoffnungslosesten

Lage, in der ich mich in meinem ganzen Leben befunden, geworden. So wird oftmals das, was dem einen zum Heile dient, dem anderen zum Verderben. Wie es schien, waren die Leute in jenem Schiffe, wer sie auch sein mochten, in diesen Gewässern unbekannt und deshalb in der Nacht von dem starken, aus Ost und Ostnordost wehenden Winde auf die gänzlich unter Wasser liegenden Klippen getrieben worden. Hätten sie die Insel gesehen, was wahrscheinlich nicht der Fall war, so würden sie, das nahm ich wenigstens an, versucht haben, sich mit Hilfe ihres Bootes an die Küste zu retten. Ihre Notschüsse aber, besonders seit sie, wie ich vermutete, mein Feuer gesehen hatten, gaben mir mancherlei zu denken. Anfangs glaubte ich, die Leute seien, als sie mein Licht erblickten, in ihr Boot gestiegen und auf die Insel zugesteuert, aber durch die sehr hochgehende See verschlagen worden. Dann sagte ich mir wieder, sie könnten ja auch ihr Boot schon früher eingebüßt haben, wie das auf mancherlei Weise möglich war, zum Beispiel durch die über das Schiff schlagenden Sturzwellen, die es für die Seefahrer oft nötig machten, das Boot zu zerhauen oder auseinander zu nehmen, oder es gar eigenhändig über Bord zu werfen. Zuweilen vermutete ich wieder, sie hätten vielleicht ein anderes Schiff oder mehrere in ihrer Begleitung gehabt, von denen sie auf ihre Notsignale aufgenommen und mit fortgeführt seien. Dann einmal stellte ich mir vor, sie seien alle in ihrem Boote in See gegangen und von der Strömung, in der ich mich einst befunden hatte, in die offene See hinausgerissen worden; wo dann ein elender Untergang für sie unvermeidlich sein musste. Vielleicht, redete ich mir ein, sind sie gerade jetzt dem **Verschmachten** nahe und hungrig genug, um sich untereinander aufzufressen.

Dies alles aber waren nicht mehr als bloße Vermutungen. Ich konnte in meiner Lage nichts anderes tun, als das Elend der armen Leute beklagen und sie zu bemitleiden. Dies übte wenigstens die gute Wirkung auf mich, dass ich mich immer mehr zur Dankbarkeit gegen Gott veranlasst fühlte, der mich so überschwänglich reich in meiner traurigen Lebenslage versorgt und der von der Mannschaft zweier Schiffe, die nun schon an diesen Küsten verunglückt waren, nur allein mein Leben gerettet hatte. Ich machte hier aufs Neue die Beobachtung, dass die göttliche **Vorsehung**

uns sehr selten in eine so unglückliche Lage oder in so großes Elend bringt, dass wir nicht immer noch für eins oder das andere erkenntlich sein und auf andere blicken können, denen es noch schlechter ergeht als uns. Dies Letztere war wohl unzweifelhaft der Fall mit jenen armen Leuten. Ich musste annehmen, auch kein einziger von ihnen sei gerettet worden. Denn wie hätte das geschehen sollen, wenn nicht gerade ein anderes Schiff in der Nähe war, welches sie an Bord nahm; das aber dünkte mich sehr unwahrscheinlich, da ich nicht die geringste Spur eines weiteren Fahrzeugs bemerkt hatte.

Ich habe keine Worte, um die leidenschaftliche Sehnsucht auszudrücken, die sich trotz allem meiner Seele beim Gedanken, dass mir die Erlösung vielleicht nahe gewesen, bemächtigte. »Ach«, so rief ich zuweilen aus, *»dass doch nur ein paar Seelen, oder wenigstens eine einzige aus dem Schiffe gerettet wäre und bei mir Zuflucht gesucht hätte; dass ich einen Gefährten, einen Mitmenschen hätte, der mit mir sprechen und mit mir fühlen könnte!«* In der ganzen Zeit meines einsamen Lebens hatte ich nie so heiß und so sehnsüchtig nach menschlicher Gesellschaft verlangt und den Mangel daran nie so schmerzlich empfunden als gerade damals.

Es gibt in den menschlichen Neigungen und Wünschen geheime Triebfedern, die, wenn sie durch irgendein erreichbares Ziel, oder sei es auch ein unerreichbares, welches dem Geiste nur durch die Einbildungskraft vorgezaubert ist, in Bewegung gesetzt sind, die Seele zu einem solchen ungestümen und begierigen Verlangen anregen, dass die Entbehrung des Ersehnten geradezu unerträglich erscheint. So ging es mir mit jenem Wunsche, dass nur ein einziger Mensch gerettet sein möchte! *»Ach, wäre es auch nur einer!«* Ich wiederholte, glaube ich, diese Worte wohl tausendmal und so ergriffen war ich von meinem Verlangen, dass ich die Hände bei jenen Worten zusammendrücken meine Finger mit solcher Gewalt gegen die innere Handfläche presste, dass ich, hätte ich irgendeinen weichen Gegenstand in der Hand gehalten, ihn unwillkürlich zerquetscht haben würde. Dabei biss ich die Zähne aneinander, dass sie knirschten und ich sie nicht sogleich wieder auseinander bringen konnte. Ich überlasse es den Gelehrten, diese Erscheinungen zu erklären

und in ihren Ursachen und Wirkungen darzustellen und beschränke mich darauf, die einfache Tatsache zu erzählen. Sie setzte mich selbst in Erstaunen, als ich sie an mir erfuhr, ohne zu wissen, woher sie rührte. Ohne Zweifel war es die Wirkung meiner heißen Wünsche und der lebhaften Vorstellung, die ich mir von dem Glücke gemacht hatte, wieder einmal mit einem christlichen Glaubensgenossen zu verkehren. Aber es sollte nicht sein, das Schicksal jener Leute oder das meinige, oder unser beider, gestattete es nicht. Bis zum letzten Jahre meines Aufenthaltes auf der Insel erfuhr ich nicht einmal, ob jemand aus dem Schiffe gerettet sei oder nicht, sondern erlebte nur den Kummer, dass ich nach einigen Tagen den Leichnam eines ertrunkenen Knaben fand, der auf der Seite der Insel, in deren Nähe der Schiffbruch stattgefunden, auf den Strand gespült war. Die Leiche war bekleidet mit einer Matrosenjacke, einem Paar kurzen **leinenen** Hosen und einem blauen leinenen Hemd. Nichts aber gab mir auch nur eine Andeutung, welcher Nation der Verunglückte angehörte. In seinen Taschen hatte er nichts weiter als zwei **Piaster** und eine Tabakspfeife, welche letztere mir zehnmal so viel wert war als das Geld.

Da das Wetter ganz windstill war, hatte ich große Lust, mich in meinem Boot nach dem Wrack hinauszuwagen. Gewiss konnte ich selbst noch einen oder den anderen Gegenstand, der mir nützlich war, finden. Doch das war es nicht, was mich so sehr zur Unternehmung antrieb. Vielmehr war es die Möglichkeit, dass doch noch ein lebendes Wesen an Bord sein könnte, dem ich nicht nur das Leben zu retten, sondern durch dessen Rettung ich mir selbst das Leben unendlich viel angenehmer zu machen vermöchte. Dieser Gedanke lag mir so sehr am Herzen, dass ich Tag und Nacht keine Ruhe fand, bis ich zu dem festen Entschluss gekommen war, die Fahrt zu unternehmen. Indem ich alles Übrige in Gottes Hand legte, tröstete ich mich mit dem Glauben, ein so heftiger innerer Antrieb müsse von einer unsichtbaren Leitung ausgehen und dürfe nicht unterdrückt werden und es würde unrecht sein, wenn ich die Fahrt nicht unternehmen wollte.

In dieser Gemütsstimmung eilte ich nach meiner Behausung zurück und traf die Vorbereitungen für die Reise. Ich nahm einen kleinen Vorrat an Bord, einen großen Topf mit Trinkwasser, einen Kompass, eine Flasche Rum (denn davon hatte ich immer noch eine ziemlich große Menge) und einen Korb voll Rosinen und trug alle diese Dinge nach meinem Boot. Dann schöpfte ich das Wasser aus dem letzteren, machte es flott, packte die Sachen hinein und ging nach Haus, um noch anderes zu holen. Meine zweite Ladung bestand aus einem großen Sack mit Reis, dem Sonnenschirm, den ich als Zelt benutzen wollte, einem weiteren Gefäß mit Trinkwasser und ungefähr zwei Dutzend meiner kleinen Brötchen oder Gerstenkuchen. Außerdem nahm ich noch eine Flasche Ziegenmilch und einen Käse mit. Alles dieses schaffte ich mit vieler Mühe, im Schweiß meines Angesichts, nach dem Boote, bat Gott um seinen Segen für die Fahrt und stieß dann vom Ufer ab. Zunächst ruderte ich das Kanu an der Küste entlang, bis ich die äußerste Nordspitze der Insel erreicht hatte. Von dort musste ich in das offene Meer hinaus. Noch einmal wurde ich jetzt bedenklich, ob ich die Fahrt wagen soll oder nicht. Ich blickte auf die reißenden Strömungen, die in der Ferne zu beiden Seiten der Insel dahin liefen und mir die schreckliche Erinnerung an die Gefahr, in der ich einst geschwebt hatte, wach rief. Mein Herz fing an zu zagen. Ich musste mir sagen, dass ich, wenn ich in eine dieser Strömungen geriete, weit hinaus in die See getrieben werden würde, vielleicht so weit, dass ich die Insel aus den Augen verlöre und sie gar nicht wieder erreichen vermöchte. Denn wenn sich auch nur der leiseste Wind erhob, musste ich in meinem kleinen Fahrzeug unrettbar verloren sein. Diese Gedanken wirkten so niederdrückend auf mich, dass ich das Unternehmen vorläufig wieder aufgab. Ich befestigte mein Boot in einer kleinen Bucht, stieg aus und setzte mich auf einen niedrigen Erdhügel nachdenklich und ängstlich, zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, nieder. Während ich so in Gedanken da saß, bemerkte ich, dass die Flut eintrat und damit meine Abreise für viele Stunden unmöglich gemacht war. Dabei fiel mir plötzlich ein, dass es praktisch wäre, die höchste Stelle des Ufers, die ich finden könnte, zu ersteigen, um den Einfluss der Flut auf die verschiedenen Strömungen zu beobachten und

zu sehen, ob es nicht möglich sei, dass ich, wenn ich von der einen Seite abgetrieben würde, durch eine andere Flutrichtung wieder von derselben Strömung zurückgerissen werde. Dieser Gedanke war nicht sobald in mir aufgestiegen, als ich auch schon einen kleinen Hügel ins Auge fasste, der eine hinreichend weite Aussicht nach beiden Seiten gewährte. Von dort konnte ich die Strömungen sowie die Flutrichtung deutlich übersehen und danach bestimmen, wie ich meinen Rückweg einzurichten habe. Ich fand dann auch, dass die während der Ebbe vorherrschende Strömung dicht an der Südspitze der Insel entsprang, während die Flutströmung von der Nordküste ausging. Demnach hatte ich also nichts zu tun, als mich auf meinem Rückweg immer an der Nordseite zu halten, dann musste die Fahrt gelingen.

Ermutigt durch diese Beobachtung, beschloß ich am folgenden Morgen mit Eintritt der Ebbe aufzubrechen. Ich übernachtete in meinem Kanu, indem ich einen der früher erwähnten warmen Überröcke zur Decke nahm und stach am nächsten Morgen in See. Zunächst fuhr ich eine Strecke geradeaus nach Norden, bis ich anfang die Wirkung der östlichen Strömung zu empfinden, die mich mit großer Schnelligkeit vorwärts brachte, ohne jedoch mich so zu überwältigen, wie die Strömung an der Südseite getan, die mich aller Gewalt über mein Fahrzeug beraubt hatte. Mit meinem Ruder steuernd, eilte ich jetzt sehr schnell auf das Wrack los und hatte es in weniger als zwei Stunden erreicht.

Es war ein trauriger Anblick, der sich mir hier darbot. Das Schiff, seiner Bauart nach ein spanisches, saß fest eingekeilt zwischen zwei Klippen. Das Verdeck war bis zur Mitte des Schiffes von den Wellen zertrümmert, das Vorderteil aber hing auf den Felsen und war mit solcher Gewalt auf dieselben gestoßen, dass der Haupt- und **Fockmast** dem Bord gleichgemacht, das heißt kurz abgebrochen waren. Das **Bugsprriet** war noch unversehrt und der **Schiffsschnabel** wie die nächstgelegenen Schiffsteile schienen noch ganz fest zu sein. Als ich mich näherte, erschien ein Hund auf dem Schiffe, der, als er meiner ansichtig wurde, bellte und heulte. Als ich ihn rief, sprang er ins Wasser, um zu mir zu schwimmen. Ich nahm ihn in das Boot, fand ihn aber schon halbtot vor Hunger und

Durst. Als ich ihm ein Stück Brot bot, fraß er es wie ein gieriger Wolf, der vierzehn Tage lang im Schnee geschmachtet hat, auf. Hierauf gab ich dem armen Tier etwas frisches Wasser, woran es, wenn ich es gelassen hätte, sich tot getrunken haben würde. Alsdann ging ich an Bord. Das Erste, was ich hier erblickte, waren zwei ertrunkene Männer, die in der Küche oder dem vorderen Verdeck lagen und sich fest umschlungen hielten. Hieraus schloß ich, was auch das Wahrscheinlichste war, dass, als das Schiff aufgestoßen war, der Sturm die Wellen mit solcher Gewalt und so unaufhörlich über dasselbe hingejagt habe, dass die Leute es nicht hätten aushalten können und in dem fortwährend überströmenden Wasser ebenso erstickt wären, als ob sie ganz unter Wasser gelegen hätten. Außer dem Hunde befand sich nichts Lebendes auf dem Schiffe. Die sämtliche Ladung war vom Wasser verdorben. Einige Fässer mit Getränken, ob Wein oder Branntwein wusste ich nicht, lagen unten in den Vorratsräumen. Ich konnte sie bei dem niedrigen Wasserstande sehen, aber sie waren zu groß, als dass ich mich mit ihnen hätte befassen können. Auch einige Kisten sah ich, die den Matrosen gehört zu haben schienen. Von diesen brachte ich zwei, ohne zuvor ihren Inhalt zu untersuchen, in mein Boot.

Hätte das Schiff hinten fest gesessen und wäre das Vorderteil abgebrochen gewesen, so wäre meine Reise, wie ich überzeugt bin, sehr gewinnreich gewesen. Denn nach dem, was ich in den beiden Kisten fand, musste ich annehmen, dass das Schiff große Reichtümer an Bord hatte. Nach dem Kurs, den es eingehalten, musste es von **Buenos Aires** oder dem **Rio de la Plata** in Südamerika über Brasilien nach der **Havanna** und von dort nach dem **mexikanischen Meerbusen** und weiter vielleicht nach Spanien bestimmt gewesen sein. Es barg ganz sicher große Schätze, aber jetzt waren sie niemandem etwas nütze. Was aus der übrigen Mannschaft geworden, habe ich nie in Erfahrung gebracht.

Außer den beiden Kisten fand ich ein kleines Fässchen mit Spirituosen, etwa zwanzig Maß haltend, welches ich gleichfalls mit vieler Mühe in mein Boot brachte. In einer der **Kajüten** befanden sich mehrere Gewehre und ein großes **Pulverhorn** mit ungefähr vier Pfund Pulver. Die Gewehre

ließ ich, da ich sie nicht gebrauchen konnte, liegen, das Pulverhorn aber nahm ich mit. Dann eignete ich mir noch eine Feuerschippe und -zange, die ich sehr nötig brauchte, zu, sowie zwei kleine Messingkessel, einen kupfernen Schokoladentopf und ein Rösteisen. Mit dieser Ladung und in Begleitung des Hundes trat ich meinen Rückweg mit der eintretenden Flut an. Ich erreichte an demselben Abend etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang die Insel wieder, im höchsten Grade erschöpft und ermüdet und beschloß, die Nacht über in meinem Boote zu bleiben und am anderen Morgen meine Beute in der neuen Höhle unterzubringen, ohne sie vorher nach meiner Wohnung zu tragen.

Nachdem ich mich erfrischt hatte, brachte ich die ganze Ladung ans Ufer und stellte eine genaue Untersuchung damit an. In dem Fasse fand ich eine Art Rum, aber nicht solchen, wie man ihn in Brasilien hat; auch taugte er nichts mehr. Als ich dagegen an das Öffnen der Kisten kam, fand ich darin einige mir außerordentlich willkommene Sachen. In der einen befand sich unter anderem ein eleganter Kasten mit Flaschen von ungewöhnlicher Farbe, die mit feinen und sehr guten gebrannten Wassern angefüllt waren. Jede Flasche enthielt ungefähr drei **Schoppen** und war am Halse mit Silberpapier beklebt. Auch zwei Töpfe mit vortrefflichem Eingemachten fand ich, die so gut verschlossen waren, dass das Salzwasser nicht hatte hineindringen können. Der Inhalt zweier anderer solcher Gefäße dagegen war verdorben. Ferner entdeckte ich einige sehr gute, mir hochwillkommene Hemden, etwa anderthalb Dutzend weißer **leinener** Taschentücher und eine Anzahl bunter Halstücher. Die ersteren konnte ich gleichfalls sehr gut gebrauchen, denn es diente mir zu großer Erfrischung, wenn ich an heißen Tagen mein Gesicht damit abwischte. Außerdem stieß ich, als ich auf den Boden der Kiste kam, auf drei große Beutel mit **Piastern**, die zusammen ungefähr elfhundert Stück enthielten. In einem derselben befanden sich auch in ein Stück Papier gewickelt sechs Golddublonen und einige kleine Barren oder Stückchen rohen Goldes, von denen jedes wohl beinahe ein Pfund wiegen mochte. Die zweite Kiste enthielt nur einige wertlose Kleidungsstücke. Sie musste wohl dem Gehilfen des Waffenschmiedes angehört haben,

denn es war zwar kein Pulver darin, aber sie barg drei kleine **Büchsen** mit feinem **Schrot**, was vermutlich zum Laden der Vogelflinten gedient hatte.

Im Ganzen war der Gewinn, den ich auf dieser Reise an Sachen von wirklichem Wert für mich gemacht hatte, nur gering. Denn was hätte ich zum Beispiel mit dem Gold anfangen sollen? Es war mir nicht mehr wert als der Sand, über den ich schritt und ich hätte es gern alles für einige Paar englische Schuhe und Strümpfe gegeben, deren ich in der Tat äußerst bedürftig war und die ich nun schon seit vielen Jahren nicht mehr an den Füßen getragen hatte. Zwar hatte ich auch zwei Paar Schuhe erbeutet, die ich den beiden Ertrunkenen, welche ich in dem Wrack gesehen hatte, von den Füßen gezogen und zwei Paar hatte ich überdies in einer der Kisten gefunden. Wenn sie mir aber auch im höchsten Grade angenehm waren, stachen sie doch gegen unsere englischen Schuhe, sowohl in Bezug auf Bequemlichkeit als hinsichtlich der Dauerhaftigkeit, sehr ab, denn sie waren eher Sandalen als Schuhe zu nennen. In der zweiten Matrosenkiste fand ich auch noch etwa fünfzig **Piaster in Realen**, aber kein Gold. Dieser Behälter musste also wohl einem ärmeren Mann gehört haben als die erste Kiste, die das Eigentum eines Offiziers gewesen zu sein schien. Übrigens brachte ich das Geld, obwohl es mir unnütz schien, dennoch in der Höhle in Sicherheit und verwahrte es da, wie ich auch alles andere von unseren eigenen Schiffe Mitgenommene dort aufgehoben hatte. Es war wirklich recht schade, dass mir nicht der andere Teil des Schiffes zur Beute gefallen ist, denn ich bin überzeugt, dass ich mein Kanu daraus mehrmals mit Gold hätte beladen können, das bis zu einer etwaigen Rückkehr nach England in der Höhle sicher genug gelegen haben würde.

Als meine gesamte Ladung in Sicherheit ans Land gebracht war, kehrte ich zu meinem Kanu zurück und steuerte es der Küste entlang in die schon früher benutzte Bucht. Hier legte ich es an und eilte dann auf dem kürzesten Wege zu meiner alten Wohnung, wo ich alles in friedlicher Ordnung fand. Von jetzt an pflegte ich der Ruhe, lebte in voriger Weise und beschäftigte mich mit meinen häuslichen Angelegenheiten. Einige Zeit hindurch war mein Leben völlig ungestört, ich übte jedoch größere Wachsamkeit als sonst, schaute öfter auf die See aus und verließ meine

Wohnung seltener als früher. Nur nach dem östlichen Inselteil ging ich ohne Furcht, wo ich sicher sein durfte, dass die Wilden dort niemals landeten und wo ich ohne große Sicherheitsmaßnahmen und ohne ein schweres Gewicht von Waffen und Munition zu tragen mich ergehen konnte.

## Kapitel 11: An einem Freitag

In solcher Weise lebte ich beinahe zwei Jahre. Mein unseliger Kopf aber, der mir immer wieder bewies, dass er dazu geschaffen sei, meine übrige Person unglücklich zu machen, steckte während dieser ganzen Zeit voll von Plänen und Projekten, die Insel zu verlassen. Zuweilen **gelüstete** es mich auch, das gescheiterte Schiff aufs Neue zu besuchen, obwohl mir die Vernunft sagte, dass dort nichts mehr zu finden sei, das sich der Gefahr des Weges verliere. Hätte ich damals das Boot, in welchem ich aus **Saleh** geflohen war, besessen, ich würde, glaub' ich, mich demselben auf gut Glück dem Meere anvertraut haben. Mein Benehmen kann all jenen, welche mit der am weitesten verbreiteten Menschenplage behaftet sind, aus der meines **Bedünkens** die Hälfte aller irdischen Elends besteht, zur Warnung dienen. Ich meine die Unzufriedenheit mit der Lebenslage, in die Gott und die Natur uns versetzt haben. Denn um hier nicht auf meine erste **Torheit** und die Ratschläge meines Vaters, deren Nichtbefolgung sozusagen meine Erbsünde war, zurückzukommen, so hatte mich doch der Fehler gleicher Art in der Folgezeit allein in meine traurige Lage geraten lassen. Hätte mir die **Vorsehung**, die mich in Brasilien mit so glücklichem Erfolg meine Pflanzung betreiben ließ, mit eingeschränkten Wünschen begnadigt, wäre ich zufrieden gewesen, nach und nach vorwärts zu kommen, so würde ich gewiss inzwischen zu einem der angesehensten Pflanzer in jenem Lande gediehen sein. Ja, ich bin überzeugt, dass ich nach den Verbesserungen, die ich binnen so kurzer Zeit in meiner Besitzung eingeführt habe, und der Ausdehnung, welche diese dort so rasch gewonnen hatte, jetzt ein Mann von mehr als hunderttausend **Moidor** gewesen wäre. War es etwa vernünftig, eine so geordnete Lebenslage und eine wohlgedeihende Pflanzung zu verlassen, um als **Supercargo** in **Guinea** Neger zu holen, während mit Geduld und mit der Zeit mein Vermögen in der neuen Heimat bald so weit zugenommen haben würde, dass ich die Sklaven dicht vor meiner Haustür von denen hätte kaufen können, die ein ständiges Geschäft daraus machten, sie zu holen? Der Preisunterschied verlohnte wahrhaftig nicht die große Gefahr, in die ich mich damals begeben hatte. Allein, wie

es gewöhnlich bei jungen Hitzköpfen der Fall ist, dass das Nachdenken über ihre **Torheit** Jahre erfordert, um sie zur Einsicht zu bringen und dass sie nur durch teuer erkaufte Erfahrung klug werden, so war es auch mit mir gewesen. Leider aber wurzelte jener Fehler in meinem Charakter so tief, dass ich auch jetzt nicht in meiner Lage mich zufriedengeben konnte, sondern beständig über die Mittel brütete, ihr zu **entrinnen**. Es wird vielleicht dem Leser ergötzlich sein, hier einen Bericht zu erhalten über die ersten Ideen zu jenem törichten Fluchtplan und über das, worauf sie sich gründeten.

Man stelle sich also vor, dass ich nach meinem letzten Besuch bei dem Wrack, in meine Festung eingeschlossen, während meine Fregatte wie gewöhnlich an sicherer Stelle im Wasser lag, meine gewohnte Lebensweise ruhig fortsetzen. Ich besaß mehr Vermögen als sonst, war aber darum nicht reicher. Ich hatte nicht mehr Nutzen davon als die Indianer von den peruanischen Schätzen, ehe die Spanier in ihr Land kamen.

Nun geschah es in einer regnerischen Märznacht, im einundzwanzigsten Jahre nach meiner Ankunft auf dieser öden Insel, dass ich, während ich in meiner Hängematte, völlig gesund, ohne Schmerz und **Unbehagen** und ohne mich physisch oder moralisch im Mindesten mehr als gewöhnlich unwohl zu fühlen, lag, die ganze Nacht hindurch kein Auge zu schließen vermochte. Eine unbeschreibliche Menge, ein wahrer Wirbel von Gedanken bewegte sich mir im Kopf, diesem großen Tummelplatz der Seele. Ich überdachte die ganze Geschichte meines Lebens, von der Zeit vor meiner Landung auf der Insel an durch die lange Reihe von Jahren nach meiner Ankunft hindurch. Indem ich die letzteren in meiner Erinnerung durchging, verglich ich meinen glücklichen Zustand während der ersten Zeit meines Aufenthalts mit dem Leben voll Sorge und Angst, das ich geführt, seit ich die Fußspuren im Sande bemerkt hatte. Zwar glaubte ich jetzt nicht mehr, dass die Wilden nicht auch früher vielleicht hundertmal die Insel besucht hätten, aber ehemals war mir davon nichts bewusst gewesen, und ich hatte in furchtloser Ruhe dahin gelebt. Obgleich meine Gefahr früher die gleiche wie jetzt gewesen war, hatte sie doch,

da ich sie nicht kannte, gar nicht für mich existiert. Diese Erwägung regte in mir allerlei gute Gedanken an. Vorzüglich den folgenden: Die **Vorsehung** hat es unendlich gut für die Menschheit eingerichtet, indem sie unserem Wissen und Erkennen so enge Schranken zog. Der Mensch wandelt inmitten von tausend Gefahren, die, wenn er sie wahrnehmen würde, seine Seele in Verzweiflung setzen müssten; aber er bleibt heiter und ruhig, weil die ihn umgebende Gefährdung seinen Augen verborgen bleibt.

Von dieser Reflexion gelangte ich zu der Betrachtung der Gefahr, in welcher ich in Wirklichkeit seit manchem Jahr auf dieser Insel geschwebt hatte. Im Vollgefühl der Sicherheit und gänzlicher Ruhe war ich meinen Weg gegangen, während vielleicht nur ein Hügel, ein hoher Baum, das zufällige Einbrechen der Nacht zwischen mir und dem elendsten Tode gestanden hatte. Denn ein solcher hätte mich sicher erreicht, falls ich den Kannibalen in die Hände gefallen wäre, die mit mir gerade so wenig Umstände gemacht haben würden wie mit einer Ziege oder Schildkröte. Es wäre ungerecht gegen mich selbst, wollte ich leugnen, dass ich in jener Nacht mit aufrichtiger Dankbarkeit anerkannte, dem großen Erretter meine Bewahrung schuldig zu sein, ohne den ich unvermeidlich in die Gewalt der **unbarmherzigen** Wilden hätte geraten müssen.

Nun drängten sich mir aber wieder neue Betrachtungen über diese Elenden auf, und die Frage trat mir nahe, wie es möglich sei, dass der allweise Weltenlenker einen Teil seiner menschlichen Geschöpfe in einem solchen Zustande der Bestialität und in Neigungen verharren lassen könne, die sogar unter denen des Tieres stehen, nämlich in der Lust, ihres Gleichen zu verzehren. Von dieser fruchtlosen Frage kam ich auf die weiteren: In welchen Teilen der Welt mögen diese Unglücklichen wohnen? Von wie weit her mögen sie bis zu dieser Insel gekommen sein und weshalb haben sie sich wohl so weit gewagt? Welche Art von Fahrzeugen bedienen sie sich wohl? Und endlich: Warum sollte es für mich nicht möglich sein, ebenso gut von hier fortzukommen, als sie hierher gelangt sind?

Daran, was ich tun würde, wenn ich in das Land der Wilden gekommen sein würde, was aus mir werden würde, wenn ich in ihre Hände fiel und wie ich denen zu entgehen vermochte, wenn die Kannibalen mich verfolgten, an alles dieses dachte ich für den Augenblick nicht. Nicht einmal der Gedanke kam mir, woher ich unterwegs Nahrung bekommen sollte, oder wohin ich eigentlich meinen Weg zu richten habe. Meine Seele war ganz und gar ausgefüllt von dem Plane, dass ich mit meinem Boot das Festland zu erreichen versuchen wolle. Ich betrachtete meine damalige Lage als die unseligste, die gedacht werden könnte, und mit der verglichen nur der Tod schlimmer erscheine. Dabei währte ich, wenn ich nur die Küste des Festlandes erreicht hätte, würde ich gewiss schon einen Befreier antreffen, oder wenn ich, wie an der afrikanischen Küste, das Ufer entlang bis zu einer bewohnten Gegend schiffte, würde ich da sicherlich Hilfe finden. Vielleicht könnte mir ja auch irgendein Christenschiff begegnen und mich aufnehmen, oder aber, wenn wirklich selbst das Schlimmste sich ereignen sollte, könnte es ja nur der Tod sein, der auf einmal all meinem Missgeschick ein Ende machen würde.

Man vergesse hierbei nicht, dass diese Gedanken die Frucht meiner gänzlichen Gemütsverstörung und meiner ungeduldigen Stimmung waren. Die Veranlassung zu dieser lag in der langen Reihe von Sorgen, die mich heimgesucht hatten, und in der Enttäuschung, die mir auf dem Wrack begegnet war, wo ich mich so nahe der Erfüllung meines sehnlichen Wunsches, mit Menschen zusammenzutreffen und von ihnen etwas Näheres über meinen Aufenthaltsort zu erfahren, geglaubt hatte. Meine Gemütsruhe, meine Ergebung in Gottes Willen und das Harren auf gnädige Fügung des Himmels schienen damals gänzlich aus mir gewichen zu sein. Ich war nicht im Stande, meine Gedanken von der Reise nach dem Festland abzuwenden, so heftig und unwiderstehlich stürmten sie auf mich ein.

Mehrere Stunden hindurch dauerte diese Aufregung meiner Seele. Mein Blut geriet in fieberhafte Hitze, und die Pulse schlugen mir heftig. Endlich überkam meine erschöpfte Natur ein gesunder Schlaf. Man sollte denken, dass ich von meinen Plänen geträumt hätte, aber das geschah nicht.

Mein Traum zeigte mir vielmehr Folgendes: Ich hatte am Morgen, wie gewöhnlich, meine Festung verlassen. Da beobachtete ich am Strande, wie elf Wilde in zwei Kanus landeten und einen anderen Wilden mit sich schleppten, den sie schlachten wollten, um ihn zu fressen. Plötzlich sprang der Gefangene davon und rannte fort, um sich das Leben zu retten. Es schien mir im Traum, als komme er zu dem kleinen Gebüsch an meiner Festung. Ich zeigte mich ihm und ermutigte ihn lächelnd, da ich ihn allein sah und nicht wahrnahm, dass die Anderen ihn auf seiner Flucht verfolgten. Er kniete vor mir nieder und schien mich um Hilfe anzuflehen. Ich zeigte ihm meine Leiter, ließ ihn übersteigen und führte ihn in meine Höhle. Von da an war er mein Diener, und nun, wo ich mir diesen Mann gewonnen, sagte ich zu mir selbst: Jetzt darfst du dich getrost nach dem Festland hinwagen. Dieser Bursch soll dir als Lotse dienen; er wird dir angeben, wie du dir Lebensmittel verschaffen kannst, welche Orte du meiden musst, um nicht gefressen zu werden, wohin du dich wagen darfst und wohin nicht. Mitten in diesen Gedanken wachte ich auf. Der Eindruck der Freude über meine geträumte Aussicht auf Errettung war so unaussprechlich stark, dass die Enttäuschung, welche folgte, als ich zu mir selbst kam und einsah, dass ich nur geträumt hatte, mich in die tiefste Trauer versetzte.

Indes zog ich mir aus diesem Vorgang den Schluss, dass die einzige Möglichkeit, wie ich einen Fluchtversuch wagen dürfe, davon abhängt, dass ich einen Wilden in meine Gewalt bekäme. Das konnte aber nur mit einem der Gefangenen geschehen, die auf die Insel gebracht würden, um dort gefressen zu werden. Diesem Plan stellte sich jedoch wiederum eine große Schwierigkeit entgegen. Er schien nämlich nur dadurch ausführbar, dass ich einen ganzen Haufen von Wilden angriff und alle bis auf einen tötete. Dies war nicht nur ein verzweifeltes Unternehmen, das leicht fehlschlagen konnte, sondern ich machte mir auch aufs Neue **Skrupel** über die Rechtlichkeit desselben. Ich bebte vor dem Gedanken zurück, so viel Blut zu vergießen, wenn es auch für meine Rettung geschah. Es ist unnötig, die schon früher dargelegten Bedenken, die ich gegen ein solches Vorhaben hegte, hier zu wiederholen. Aber obgleich ich jetzt darin ein neues Motiv zu haben glaubte, dass ich mir vorstellen, jene Menschen

seien meine Todfeinde und würden mich fressen, wenn sie könnten, daher es Notwehr im äußersten Grade sei, sie anzugreifen, und dass ich dabei nur zu meiner Selbsterhaltung handle, wenn ich so verführe, als ob sie mich wirklich schon angegriffen hätten, so schreckte mich der Gedanke, Menschenblut um meiner Befreiung willen zu vergießen, doch so sehr, dass ich geraume Zeit mich nicht mit ihm befreunden konnte. Dennoch gewann nach langen inneren Kämpfen das unendliche Verlangen nach Befreiung die Überhand, und ich beschloss, mich, koste es was es wolle, eines jener Wilden zu bemächtigen. Daher galt es jetzt, über den schwierigen Punkt nachzudenken, wie dieser Plan auszuführen sei. Da ich aber kein zweckmäßiges Verfahren zu ersinnen vermochte, nahm ich mir endlich vor, nichts weiter zu tun, als mich auf die Lauer zu legen, auszukunden, wenn die Wilden aufs Land kämen, und dann, das Übrige dem guten Glück überlassen, diejenigen Maßregeln zu ergreifen, welche die Gelegenheit von selbst darbieten würde.

Diesen Entschluss im Kopf stellte ich mich so oft wie möglich auf Posten, und zwar eine so lange Zeit, dass ich es endlich herzlich müde wurde. Über anderthalb Jahre harrte ich und begab mich fast täglich während dieses Zeitraums nach der Westseite und der Südwestspitze der Insel, um nach den Kanus zu spähen, aber keins ließ sich blicken.

Das wirkte zwar sehr entmutigend auf mich, aber meine Unruhe steigerte sich dadurch nur. Statt dass früher meine Sehnsucht durch die Zeit abgestumpft worden war, verschärfte sie sich jetzt nur umso mehr, je länger es währte. Ich war ehemals nicht so begierig gewesen, den Anblick der Wilden zu vermeiden, als mich jetzt sehnlichst nach demselben verlangte. Ich bildete mir ein, einen oder gar mehrere Wilde, wenn ich sie hätte, gänzlich zu meinen Sklaven machen und es dahin bringen zu können, dass sie mir ganz zu Willen und in keiner Weise gefährlich sein würden, und lange Zeit hindurch gefiel ich mir in solchen Träumereien, ohne dass sich jedoch eine Aussicht auf ihre Verwirklichung eröffnet hätte.

Da nun wurde ich nach mehr als anderthalb Jahren, als ich die Ausführung meines Planes schon fast aufgegeben hatte, eines Morgens früh durch den

Anblick von nicht weniger als fünf Kanus, die auf meiner Inselfeite am Ufer lagen, überrascht. Die dazugehörige Mannschaft war zwar nicht zu sehen, aber die große Zahl der Fahrzeuge schien alle meine Hoffnungen zunichte zu machen. Ich wusste, dass immer vier oder sechs, oft auch mehr Wilde in einem Boote zu sitzen pflegten, und sah nicht ab, wie ich es anfangen sollte, als einzelner Mann zwanzig bis dreißig dieser Feinde anzugreifen. So lag ich dann missmutig und unruhig in meiner Festung, traf jedoch alle früher ausgesonnenen Anstalten und war gerade schlagfertig, als sich etwas Seltsames ereignete. Nachdem ich nämlich eine gute Weile gewartet, ob sich kein Lärm vernehmen lasse, hatte ich meine Gewehre an den Fuß der Leiter gestellt und war dann zu dem Gipfel des Hügels hinaufgeklettert, wobei ich jedoch den Kopf so gebogen hielt, dass man mich auf keine Weise bemerken konnte. Von dort aus beobachtete ich mittels meines Fernglases, dass die Anzahl der Wilden sich auf nicht weniger als dreißig Mann belief. Sie hatten ein Feuer angezündet und eine Mahlzeit von gebratenem Fleisch vor sich. Wie sie es zubereitet, oder was es für Fleisch war, wusste ich nicht. Sie tanzten gerade in wunderbaren Windungen und mit **barbarischen** Grimassen rund um das Feuer herum.

Da bemerkte ich plötzlich durch mein Glas, wie man zwei Unglückliche aus den Booten, wo sie, wie es schien, gefesselt gelegen hatte, herbei schlepte, um sie zu schlachten. Den einen von Beiden sah ich alsbald durch eine Keule oder ein hölzernes Schwert getroffen nieder stürzen. Zwei oder drei der Kannibalen fielen sogleich über ihn her, um ihn für die Mahlzeit zu zerschneiden. Unterdes stand das andere Schlachtopfer zur Seite, harrend, bis die Reihe an es komme. Mit einem Male zuckte er in dem armen Teufel, der sich ein wenig frei fühlte, die Liebe zum Leben auf, und er rannte mit unglaublicher Schnelligkeit geraden Wegs nach der Gegend hin, in der meine Behausung lag. Ich war zum Tode erschrocken, als er diese Richtung einschlug, besonders da ich zu bemerken glaubte, dass ihn der ganze Haufen verfolgte.

Jetzt erwartete ich mit Bestimmtheit, auch der andere Teil meines Traumes würde sich erfüllen und der Flüchtling werde Schutz in meinem Gebüsch suchen. Dagegen durfte ich nicht darauf rechnen, dass, wie ich

geträumt, die anderen Wilden ihm nicht naheilen und ihn nicht finden würden. Doch blieb ich auf meinem Posten und mein Mut stieg, als ich sah, dass nur drei Leute jenen verfolgten. Noch mehr freute ich mich bei der Wahrnehmung, dass er sie an Schnelligkeit weit übertraf, und dass er, wenn er den Lauf nur eine halbe Stunde lang aushalten könne, sich retten werde.

Zwischen den Wilden und meiner Festung befand sich die früher oft erwähnte Bucht, in die ich immer mein Floß gesteuert hatte. Es war klar, dass der arme Kerl diese durchschwimmen musste, wenn er nicht in die Hände der Verfolger fallen sollte. Wirklich warf sich der Flüchtling, an dem Meeresarme angekommen, ohne Weiteres in das Wasser, durchschwamm die gerade durch die Flut angeschwollene Strömung in etwa dreißig Stößen und rannte dann, ans Land gelangt, mit ungemeiner Kraft und Flinkheit weiter. Als die drei Wilden zur Bucht kamen, schien es, dass nur zwei von ihnen schwimmen konnten, der dritte aber nicht. Dieser schaute den Anderen, als sie sich in die Flut gestürzt, nach und ging dann langsam zurück, was, wie sich zeigen wird, sein Glück war. Die Beiden brauchten noch einmal so lange Zeit, um die Bai zu durchschwimmen, als der Entflohene.

In diesem Augenblick kam mir lebhaft und unwiderstehlich der Gedanke, dass jetzt die Zeit sei, mir einen Diener und in ihm vielleicht zugleich auch einen hilfreichen Freund zu verschaffen, und dass ich offenbar von Gott bestimmt sei, dem armen Teufel das Leben zu retten. Ich stieg in möglichster Eile die Leitern herunter, ergriff die am Fuß derselben stehenden zwei Gewehre, erkletterte in gleicher Hast wieder den Gipfel des Hügels, eilte von dort aus dem Meere zu und gelangte dadurch zwischen den Flüchtling und die Verfolger. Den ersten rief ich laut an. Er schaute sich um und war im ersten Augenblick wahrscheinlich vor mir in der gleichen Furcht wie vor Jenen. Ich gab ihm aber ein Zeichen, zu mir zu kommen, und ging unterdessen langsam den beiden Anderen entgegen.

Plötzlich stürzte ich mich auf den Vordersten und schlug ihn mit dem Flinten Kolben nieder. Ich scheute mich Feuer zu geben, damit es die Übrigen nicht hören sollten, wiewohl sie es bei der großen Entfernung

schwerlich vernommen haben würden und, da sie auch den Rauch nicht zu sehen vermochten, schwerlich hätten vermuten können, was der Knall zu bedeuten habe. Nachdem ich den einen der Wilden zu Boden geschmettert, hielt der andere erschrocken inne. Als ich näher kam, bemerkte ich, dass er Bogen und Pfeile führte und gerade nach mir zielte. So war ich dann doch zum Schuss gezwungen, mit dem ich ihn auch sofort tötete.

Der arme Flüchtling war, obgleich er seine beiden Feinde niedergestreckt sah, doch so durch Feuer und Knall meines Gewehrs entsetzt, dass er wie eine Bildsäule stand und sich nicht vom Fleck rührte. Dabei schien er aber eher geneigt zu fliehen als zu mir zu kommen. Ich rief ihn nochmals an und winkte ihm herbeizukommen. Er machte einige Schritte vorwärts, blieb dann stehen, ging wieder einige Schritte und hielt hierauf abermals inne. Ich sah, wie er zitterte, als ob er ebenso sterben zu müssen glaube wie seine beiden Feinde. Auf mein Winken und meine Zeichen zur Ermutigung kam er näher und kniete alle zehn bis zwölf Schritte nieder, um seine Dankbarkeit dafür anzudeuten, dass ich ihm das Leben gerettet habe. Ich sah ihn lächelnd und freundlich an und forderte ihn mit Winken auf, noch näher zu kommen. Endlich befand er sich dicht bei mir, kniete abermals nieder, küsste die Erde, legte den Kopf auf den Boden, ergriff meinen Fuß und stellte diesen auf seinen Kopf. Er wollte damit, wie es schien, andeuten, dass er für alle Zeit mein Sklave sein werde.

Ich hob ihn auf und suchte ihn zu ermutigen, so gut ich konnte. Aber es gab jetzt noch mehr zu tun. Ich bemerkte nämlich, dass der Wilde, den ich zu Boden geschlagen, nicht tot, sondern nur betäubt war und anfang wieder zu sich zu kommen. Ich deutete auf ihn, zum Zeichen, dass er sich wieder erhole. Der Gerettete sprach hierauf einige Worte, die ich zwar nicht verstand, über die ich mich aber dennoch sehr freute. Denn sie waren der erste Ton einer Menschenstimme, die ich außer der meinigen seit mehr als fünfundzwanzig Jahren vernommen hatte. Doch war zu solchen Betrachtungen jetzt keine Zeit. Der zu Boden geschmetterte Wilde hatte sich nämlich so weit erholt, dass er sich aufrecht zu setzen vermochte. Mein Gefangener schien erschreckt, als ich aber mit meiner

Flinte nach dem Andern zielte, machte er (den ich von jetzt an meinen Wilden nennen will) mir ein Zeichen, dass ich ihm meinen **Säbel**, der ohne Scheide an meiner Seite hing, geben sollte. Nachdem ich das getan, eilte er sofort auf seinen Feind los und schlug ihm mit einem Hieb so geschickt den Kopf ab, dass es kein **Scharfrichter** in England rascher und besser hätte fertig bringen können. Mich wunderte das um so mehr, weil ich wohl annehmen durfte, dass er nie im Leben ein anderes als die bei den Wilden gebräuchlichen hölzernen Schwerter in Händen gehabt hatte. Doch erfuhr ich später, dass diese Holzschwerter so scharf und von so hartem Holz sind, dass man mit ihnen Köpfe und Arme auf einen Schlag abhauen kann. Nachdem er sein Werk vollbracht, kam mein Sklave lachend zu mir zurück und legte mit allerlei Grimassen, die ich nicht verstand, den Säbel nebst dem Kopf des Getöteten zu meinen Füßen nieder.

Am meisten hatte den geretteten Wilden in Erstaunen gesetzt, wie ich es angefangen, den anderen Indianer aus so großer Entfernung zu töten. Er machte mir ein Zeichen, dass ich ihn zu jenem gehen lassen solle, wozu ich ihn auch durch Winke aufforderte. Als er zu ihm gekommen war, stand er verwundert da, betrachtete ihn, wendete ihn von einer Seite auf die andere und beschaute die Wunde, welche die Kugel hervorgebracht hatte. Diese schien in die Brust gegangen zu sein, ohne dass starker Blutverlust eingetreten war, denn der Getroffene war nach Innen verblutet und völlig tot.

Mein Sklave nahm ihm Bogen und Pfeile weg und kam damit zurück. Jetzt wandte ich mich zur Rückkehr und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, dass er mit mir kommen möge, da noch andere Verfolger nahen könnten. Er deutete mir, dass er die Toten in den Sand verscharren wolle, damit die Übrigen sie nicht entdeckten, wenn sie hinter ihm her kämen. Sobald ich ihm durch Zeichen die Erlaubnis dazu gegeben, scharrte er sofort mit den Händen Löcher in den Sand und begrub einen nach dem anderen binnen etwa einer Viertelstunde. Dann rief ich ihn und nahm ihn mit mir, ging aber statt zu meiner Festung nach meiner in dem abgelegenen Teile der Insel befindlichen Höhle. (Demnach ließ ich den Teil meines

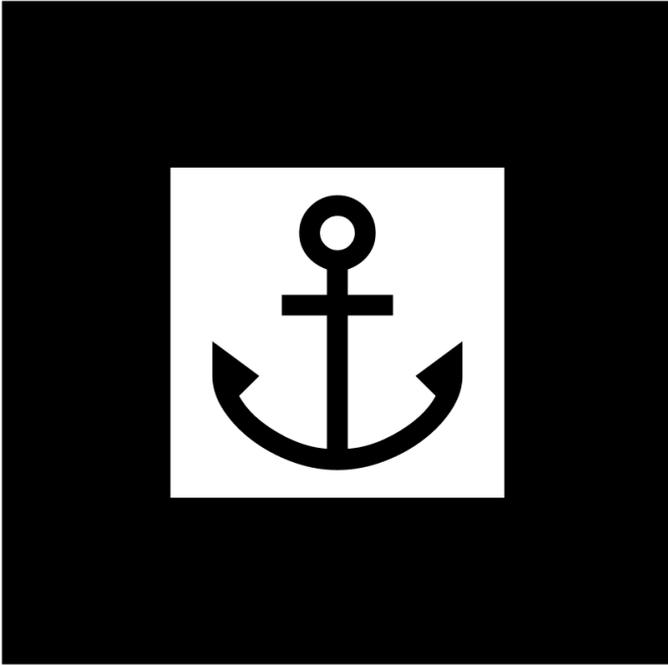
Traumes, in welchem der Flüchtling sich in meinem Gebüsch verborgen hatte, sich nicht verwirklichen.) In der Höhle gab ich ihm Brot, ein Bündel Rosinen und einen Trunk Wassers, nach welchem er in Folge seines Laufs sehr gierig schien. Als er sich so erquickt hatte, deutete ich ihm, dass er sich schlafen legen solle. Ich zeigte ihm einen Ort, wo ein Haufen Reisstroh und eine Decke zu meinem eigenen zeitweiligen Gebrauch lag, und der arme Bursch hatte sich kaum darauf ausgestreckt, als er auch schon eingeschlafen war.

Er war ein stattlicher, hübscher Kerl, wohl gebaut, kräftig von Gliedern, schlank und wohlproportioniert. Nach meiner Berechnung zählte er etwa sechsundzwanzig Jahre. Seine Gesichtszüge waren männlich und ohne wilden Ausdruck. Besonders wenn er lächelte, hatte er die ganze Anmut und Sanftmut eines gebildeten Europäers. Sein Haar war lang und schwarz und nicht völlig gekräuselt; die Stirn hoch und breit und seine Augen sehr lebhaft und von einem funkelnden scharfen Ausdruck. Seine Hautfarbe war nicht völlig schwarz, sondern braun gelb, aber nicht von jener hässlichen gelben, widerlichen Farbe, wie man sie bei den brasilianischen, virginischen und anderen Eingeborenen von Amerika sieht, sondern von einer Art glänzenden Olivenbaums, das einen angenehmen, aber schwer beschreiblichen Anblick gewährte. Sein Gesicht war rund und voll, die Nase klein und nicht platt wie die der Neger, der Mund schön, die Lippen schmal, die Zähne wohlgeriht und weiß wie Elfenbein.

Nachdem er über eine halbe Stunde lang geschlafen oder richtiger geschlummert hatte, erwachte er und kam aus der Höhle zu mir in die dicht daneben befindliche Einfriedigung, wo ich gerade meine Ziegen molk. Sobald er mich erblickte, eilte er herbei, warf sich auf die Erde und suchte mir mit allen möglichen seltsamen Gebärden seine Dankbarkeit zu bezeugen. Zuletzt legte er den Kopf auf die flache Erde und setzte, wie schon einmal, einen meiner Füße darauf. Kurz, er suchte durch Zeichen der Unterwürfigkeit und demütigen Ergebenheit anzudeuten, dass er mir sein ganzes Leben hindurch treu zu dienen gewillt sei. Das Meiste von

dem, was er sagen wollte, begriff ich auch, und ich gab ihm zu verstehen, dass ich mit ihm zufrieden sei.

Nicht lange darauf fing ich schon an, ihn im Sprechen zu unterrichten. Zunächst brachte ich ihm bei, dass er **Freitag** heißen solle, weil ich an diesem Tage ihm das Leben gerettet hatte. Ich lehrte ihn ferner mich »Herr« anzureden, »ja« und »nein« zu sagen und die Bedeutung beider Worte zu verstehen. Indem ich ihm Milch aus einem **irdenen** Topf zu trinken gab, zeigte ich ihm, wie ich selbst daraus trank und mein Brot darin eintauchte, reichte ihm dann ein Stück Brot, damit er es mir nachtuhe, und er tat es auch sofort unter Zeichen, dass ihm das sehr wohl **behage**. Während der folgenden Nacht blieb ich mit ihm an jenem Orte, sobald aber der Tag angebrochen war, forderte ich ihn auf, mir zu folgen, da ich ihm Kleider geben wollte. Er schien sehr froh darüber zu sein, da er völlig nackt war. Als wir an die Stelle kamen, wo er die beiden Indianer verscharrt hatte, zeigte er mir den Platz und die Merkmale, die er angebracht, um ihn wiederzufinden, wobei er mir durch Zeichen zu verstehen gab, dass wir sie wieder ausgraben und dann essen wollten. Hierüber ließ ich ihn aber meine ganze Entrüstung merken, drückte meinen Schauer davor aus und tat, als ob ich mich bei dem bloßen Gedanken daran übergeben müsste. Dann winkte ich ihm, mit fortzugehen, was er sofort in großer Unterwürfigkeit tat. Ich führte ihn zunächst auf den Gipfel des Hügels, um nachzusehen, ob seine Feinde sich entfernt hätten. Durch mein Fernglas konnte ich deutlich den Ort, wo sie gelagert hatten, erkennen, aber es war weder etwas von ihnen, noch von ihren Kanus zu bemerken. Offenbar hatten sie sich wegbegeben, ohne nach ihren zurückgebliebenen Kameraden zu suchen.



Diese Entdeckung stellte mich jedoch keineswegs zufrieden. Da ich jetzt mutiger und demzufolge auch neugieriger war, nahm ich Freitag mit mir, gab ihm den Säbel in die Hand, Bogen und Pfeile auf den Rücken und ließ ihn außerdem für mich ein Gewehr tragen, während ich mich selbst mit zwei derselben bewaffnete. So ausgerüstet begaben wir uns nach dem Ort, wo die Wilden gewesen waren. Denn ich hatte große Lust mir genauere Kunde von ihrem Treiben zu verschaffen.

Als wir an ihre Lagerstelle kamen, bot sich mir ein Schauspiel, das mir vor Schauer das Blut gerinnen und das Herz stocken ließ, während es auf Freitag keinen besonderen Eindruck machte. Der Platz war nämlich ganz mit Menschengebernen bedeckt und mit Blut förmlich gedüngt. Große Stücke Fleisch lagen halb verzehrt, zerrissen und beschmutzt umher. Mit einem Wort, man sah alle Spuren des grausigen Triumph-Festes, das die Wilden hier über ihre Feinde gefeiert hatten. Ich zählte drei Schädel, fünf Hände, die Knochen von drei oder vier Beinen und Füßen und eine Menge anderer Stücke menschlicher Leichname. Freitag gab mir zu verstehen, dass vier Gefangene herüber gebracht und drei davon gefressen seien, während er das vierte Opfer hätte abgeben sollen. Bei einer großen Schlacht zwischen jenen Wilden und deren Nachbarkönig, zu dessen Untertanen er zu gehören schien, sei eine große Zahl von Gefangenen gemacht worden, welche sämtlich zu verschiedenen Plätzen geschleppt seien, um verzehrt zu werden.

Ich befahl Freitag, die Schädelknochen, das Fleisch und die übrigen Reste auf einen Haufen zu schichten, ein großes Feuer anzuzünden und sie zu Asche zu verbrennen. Er schien noch immer große Lust zu haben, etwas von den Kadavern zu verspeisen, und gebärdete sich noch ganz und gar wie ein Kannibale. Aber ich zeigte ihm so große Abscheu bei dem bloßen Gedanken an eine solche Handlung, dass er sein Gelüst nicht verraten durfte. Ich hatte ihm nämlich begreiflich gemacht, dass ich ihn niederschließen würde, wenn er sich erfreche, sein Verlangen zu befriedigen.

Nach einiger Zeit kehrten wir zu meiner Festung zurück. Dort gab ich Freitag vor allem ein Paar leinene Hosen, die ich aus dem Koffer des oben

erwähnten armen Kanoniers in dem Wrack genommen hatte. Nach einer kleinen Veränderung passen sie ihm ganz gut. Dann machte ich ihm aus Ziegenfell, so gut ich es vermochte, ein **Wams**, denn ich hatte mich jetzt zu einem ganz leidlichen Schneider ausgebildet. Ferner fertigte ich ihm aus Hasenfell eine Mütze, die ihm recht hübsch zu Gesicht stand, und so war er fürs Erste ziemlich gut bekleidet. Es machte ihm nicht wenig Vergnügen, sich beinahe so schön als sein Herr selbst equipt zu sehen. **freilich** sah er am Anfang in seinem Kostüm etwas sehr **linkisch** aus. Die Hosen schienen ihn zu genieren, und die Wamsärmel drückten ihn auf der Schulter und unterhalb der Arme. Nachdem ich aber die Stellen, über die er sich beklagte, etwas bequemer gemacht und er sich ein wenig an seine Kleidung gewöhnt hatte, behagte er sich ganz wohl darin.

Am nächsten Tag überlegte ich, wo ich ihn in Zukunft behausen wolle. Um ihm die gleiche Bequemlichkeit, wie ich sie selbst genoss, zu verschaffen, errichtete ich für ihn ein kleines Zelt auf dem freien Raum zwischen meinen beiden Festungswerken. Da man von hier aus in die Höhle gelangen konnte, zimmerte ich eine förmliche Bretttertür und setzte diese in die Öffnung. Ich richtete es so ein, dass sie von innen zu öffnen war, und verriegelte sie bei Nacht. Da ich abends auch meine Leitern einzog, so konnte Freitag durchaus nicht in meine innerste **Palisadierung** gelangen, ohne so viel Lärm zu machen, dass ich hätte darüber erwachen musste. Über meine erste **Palisadenwand** ragte jetzt ein Dach von langen Pfählen, das mein Zelt ganz bedeckte und sich an die Hügelseite lehnte. Statt mit Latten hatte ich es mit dünneren Stöcken kreuzweise belegt und darüber eine dichte Lage von Reisstroh, das dick wie Rohr war, gebreitet. In der Öffnung, die für das Hineinsteigen mit der Leiter gelassen war, hatte ich eine Art Falltür angebracht, die, wenn sie von außen angegriffen wurde, sich nicht öffnete, sondern mit großem Geräusch herunterfallen musste. Auch meine sämtlichen Waffen nahm ich jede Nacht zu mir in den inneren Raum.

Diese Vorkehrungen wären aber sämtlich nicht nötig gewesen. Denn nie hat jemand einen treueren, anhänglicheren und aufrichtigeren Diener gehabt, als Freitag mir war. Frei von schlimmen Leidenschaften, von

allem mürrischen Wesen und von jeder **Arglist**, ganz und gar mir ergeben, liebte er mich wie das Kind seinen Vater. Ich kann sagen, dass er sein Leben für mich bei jeder Gelegenheit ohne Weiteres geopfert haben würde; denn die **mannigfachsten** Beweise haben mir das unzweifelhaft dargetan.

Ich habe oft mit Verwunderung meine Betrachtungen darüber angestellt, warum Gott es zulasse, dass ein so großer Teil seiner menschlichen Geschöpfe die Fähigkeiten und Anlagen ihrer Seele nicht benutzt. Er hat ihnen doch dieselben Geistesgaben verliehen wie uns, dieselbe Vernunft, dieselben Neigungen, die gleichen Empfindungen des Wohlwollens und der Dankbarkeit, das gleiche Gefühl für Gutes und Schlechtes und dieselbe Empfindung für Aufrichtigkeit und Treue. Wenn es dem Schöpfer gefallen hätte, ihnen die Gelegenheit zur Anwendung zu geben, so würden sie gewiss gerade so bereitwillig, ja noch bereitwilliger als wir sind, von ihren Gaben den richtigen Gebrauch zu machen. Zuweilen machte mich auch der Gedanke traurig, wie schlecht dagegen wir unsere Anlagen verwenden, obgleich wir doch durch das große Licht der Offenbarung und durch die Kenntnis seines Wortes aufgeklärt sind. Auch das brachte mich zum Nachdenken, warum nach Gottes **Ratschluss** so viele Millionen Seelen dieser heilsamen Erkenntnis unteilhaftig bleiben, die, wenn ich nach meinen armen Sklaven urteilen darf, sie besser anwenden würden als wir. Von hier aus gelangte ich zu weiteren Gedanken über das Walten der **Vorsehung**, und ich verirrte mich so weit, dass ich die göttliche Gerechtigkeit in der willkürlichen Anordnung der Dinge zu vermissen wagte, nach welcher jenes Licht Einigen aufgetan und Anderen verborgen ist, da doch von Beiden gleiche Pflichterfüllung gefordert wird. Doch schnitt ich diese Ideen durch die Erwägungen ab: Erstens, dass wir ja gar nicht wissen, nach welchem Grad der Erkenntnis und nach welchem Gesetze Jene gerichtet werden. Und ferner, dass, weil Gott nach seiner Natur notwendig unendlich heilig und gerecht sein muss, es nicht anders sein könne, als dass jene armen Menschen, da sie zum Entferntsein von Gott verdammt sind, auch nur gerichtet werden können um der Sünden willen, die sie gegen diejenige Erkenntnis verbrochen haben, welche, wie die Schrift sagt, ein Gesetz in ihnen selbst ist. Sodann

aber, dass, da wir Gott gegenüber nur der Lehm in der Hand des Töpfers sind, das Gefäß nicht sagen könne zu seinem Urheber: »*Warum hast du mich also gebildet und nicht andere?*«

Um jedoch auf meinen neuen Gefährten zurückzukommen, so gefiel mir derselbe außerordentlich. Ich erachtete es für meine Pflicht, ihn in Allem zu unterweisen, was ihn nützlich und geschickt machen könnte. Besonders gab ich mir Mühe, ihn sprechen und mich verstehen zu lehren. Er war der aufgeweckteste Schüler, den man sich denken kann, voll Heiterkeit, von **emsigem** Fleiße und so voll Freude, wenn er mich zu verstehen oder sich mir verständlich zu machen vermochte, dass ich mich sehr gern mit ihm unterhielt. Mein Leben gestaltete sich jetzt so angenehm, dass ich mir oft sagte, wenn mich nur die übrigen Wilden unangefochten ließen, wollte ich an eine Entfernung von meinem jetzigen Aufenthalt gar nicht mehr denken.

Einige Tage nach meiner Rückkehr in meine Festung nahm ich Freitag, da ich bedachte, dass ich, wenn ich ihm die kannibalische Lust am Verzehren von Menschenfleisch abgewöhnen wolle, ihm zuvor den Geschmack von anderem Fleisch beibringen müsse, früh morgens mit in den Wald. Ich beabsichtigte nämlich, eines der von mir aufgezogenen Ziegenlämmer zu töten und das Fleisch zu Hause zuzubereiten. Auf dem Wege aber bemerkte ich eine Ziege, die mit zwei jungen Lämmern im Schatten lag. Ich nahm Freitag am Arm, hieß ihn stille stehen, legte mein Gewehr an und schoss damit nach einem der Lämmer, dass es sofort tot hinfiel. Der arme Bursch, der mich früher schon aus einiger Entfernung seinen Feind, den Wilden, hatte töten sehen, ohne zu wissen, wie ich das angefangen, war offenbar so erstaunt, dass ich glaubte, er würde vor Schrecken gleichfalls umsinken. Er sah gar nicht, dass ich das Lamm getötet hatte, sondern er riss sein **Wams** auf, um zu fühlen, ob nicht er selbst verwundet sei. Jedenfalls glaubte er, ich wolle ihn töten, denn er kam herbei, kniete nieder, umfasste meine Knie und sagte Allerlei, von dem ich nur so viel verstand, dass er damit um Schonung seines Lebens flehen wollte.

Ich machte ihm bald begreiflich, dass ich ihm nichts zu Leide tun werde, ergriff ihn bei der Hand, zeigte, indem ich ihn auslachte, auf das

getötete Lamm und winkte ihm, dasselbe zu holen. Während er noch verwundert dasselbe betrachtete, um zu wissen, wie das Tier erlegt war, lud ich aufs Neue mein Gewehr. In diesem Augenblick bemerkte ich einen **habichtartigen** Vogel, der in Schussweite auf einem Baume saß. Um Freitag einigermaßen begreiflich zu machen, was ich beabsichtigte, rief ich ihn wieder zu mir, zeigte auf den Vogel (es war ein Papagei) und dann wieder auf meine Flinte und auf die Erde unter dem Vogel, damit er sähe, wohin jener fallen solle. Dann gab ich Feuer und befahl ihm, dahin zu blicken, wo der getötete Papagei lag. Trotz alledem stand Freitag aufs Neue ganz erschrocken da. Er schien umso mehr erstaunt, als er nicht gesehen, dass ich etwas in das Gewehr getan hatte. Daher **währnte** er, ich besäße irgendein geheimes Mittel der Vernichtung, womit man Menschen und Tiere in Nähe und Ferne töten könne. Hätte ich es zugelassen, ich glaube, er würde mich und meine Flinte angebetet haben. Mehrere Tage hindurch wagte er nicht, das Gewehr anzurühren, aber wenn er allein war, redete er es an und schwatzte mit ihm, als ob es ihm geantwortet habe. Später erfuhr ich von ihm, dass er es gebeten habe, ihn nicht zu töten.

Nachdem bei jener Gelegenheit sein Erstaunen sich einigermaßen gelegt hatte, hieß ich ihn den geschossenen Vogel herbeiholen. Er zögerte etwas, denn der Papagei war anfangs nicht ganz tot gewesen und noch eine Strecke weit geflattert. Endlich brachte er ihn herbei, und jetzt lud ich, während er sich entfernt hatte, wiederum meine Flinte, um bei seiner Wiederkunft schussfertig zu sein. Da sich aber kein Tier für meinen Schuss zeigte, brachte ich das Lamm heim, zog ihm noch denselben Abend das Fell ab, zerlegte es, so gut es ging, und kochte, da ich jetzt ein geeignetes Gefäß befasst, darin etwas von dem Fleisch, bereitete auch davon sehr gute **Bouillon**. Nachdem ich selbst davon genossen, gab ich meinem Wilden auch von dem Fleisch zu essen, und es schien ihm sehr gut zu munden. Was ihn am meisten befremdete, war, dass er es mich mit Salz essen sah. Er gab mir zu verstehen, dass Salz nicht gut schmecke, steckte ein wenig davon in den Mund, schien dabei Ekel zu empfinden, spie es wieder aus und spülte sich danach den Mund mit frischem Wasser. Hierauf nahm ich meinerseits etwas Fleisch ohne Salz in den Mund und

stellte mich gleichfalls, als ob ich es wieder ausspeien müsste, gerade weil es nicht gesalzen sei. Aber das half nichts. Lange Zeit wollte er sich nicht dazu verstehen, Fleisch oder Bouillon mit Salz zu genießen, und auch später nahm er immer nur ein wenig von diesem Gewürz dazu.

Den nächsten Tag gab ich Freitag dann ein Stück geröstetes Fleisch von dem Lamm zu essen. Ich hatte das Rösten bewerkstelligt, wie ich es öfters von Leuten in England hatte tun sehen. Nachdem ich nämlich zwei Stäbe zu beiden Seiten des Feuers in den Boden gesteckt, legte ich einen dritten Stock darüber, hing an diesen das Fleisch mit einem Seil auf und ließ es sich daran fortwährend drehen. Freitag staunte dies alles höchlich an. Als er von dem Fleisch genoss, drückte er auf die verschiedenste Weise sehr deutlich aus, wie gut es ihm behage, versicherte auch endlich, er wolle nie mehr Menschenfleisch essen, was ich mit Vergnügen hörte.

Am folgenden Tag ließ ich Freitag Gerste auskörnen und sie in der früher beschriebenen Weise reinigen. Bald verstand er es so gut wie ich selbst, besonders nachdem er begriffen hatte, dass es zu Brot bestimmt sei. Denn auch dieses zu bereiten hatte ich ihn gelehrt, und bald besaß Freitag in allen diesen Dingen gleiche Fertigkeit wie ich.

Ich überlegte nun, dass ich, da ich jetzt für zwei Magen statt für einen zu sorgen habe, auch ein größeres Stück Feld besäen müsse als früher. Daher begann ich ein weiteres Stück Land einzäunen, wobei mir Freitag sehr willig und ausdauernd half, nachdem ich ihm gesagt, dass es geschehe, um Brot genug für ihn und mich selbst zu bekommen. Er schien sehr erkenntlich dafür zu sein und gab mir zu verstehen, dass, da ich um seinetwillen viel mehr Mühe habe, er auch umso eifriger für mich arbeiten wolle, wenn ich ihm nur angeben wolle, was zu tun sei.

## Kapitel 12: Pläne

Das jetzt folgende Jahr war das angenehmste unter allen, die ich auf der Insel zugebracht habe. Freitag fing an, ganz gut sprechen zu lernen und verstand die Namen fast aller Gegenstände und aller Orte, nach denen ich ihn schickte. Er schwatzte ohne Unterlass mit mir, und ich gebrauchte jetzt meine Zunge wieder sehr eifrig, nachdem ich so lange keine Gelegenheit sie zu benutzen gehabt hatte. Außer dem Vergnügen, mich mit ihm zu unterhalten, machte mir mein Gefährte auch in anderer Hinsicht viel Freude. Die einfache, unverstellte Redlichkeit seiner Seele offenbarte sich mir jeden Tag mehr, und ich begann, ihn von Herzen lieb zu gewinnen. Andererseits fasste auch er eine solche Liebe zu mir, wie er sie früher wohl für kein anderes Wesen gefühlt haben mochte.

Einmal **gelüstete** es mich zu versuchen, ob er wohl ein starkes Verlangen nach der Rückkehr in seine Heimat habe. Da er jetzt genug Englisch verstand, um fast auf alle meine Fragen antworten zu können, fragte ich ihn, ob das Volk, zu dem er gehöre, nie eine Schlacht gewonnen habe. Lächelnd erwiderte er. »Ja, ja, wir immer fechten das Beste«, womit er sagen wollte, dass sein Volk immer siegreich kämpfe. Hierauf hatten wir folgendes Gespräch: *»Wenn Ihr«, sagte ich, »immer das Beste fechtet, wie kommt es dann, Freitag, dass du gefangen genommen wurdest?«*

Freitag: *»Mein Volk trotzdem schlägt das Meiste«.*

Ich: *»Wieso schlagen? Wenn dein Volk sie schlägt, wie konntest du gefangen werden?«*

Freitag: *»Sie viel mehr waren als wir; sie eins, zwei, drei und mich gefangen haben. Mein Volk sie auch geschlagen haben, aber auf Platz, wo ich nicht war. Dort mein Volk gefangen haben eins, zwei, ein großes Tausend«.*

Ich: *»Aber weshalb haben die Deinigen dich nicht aus der Hand der Feinde befreit?«*

Freitag: *»Sie mit eins, zwei, drei und mir fortlaufen und in Kanu bringen. Mein Volk damals nicht hatten Kanu«.*

Ich: »Nun, und was macht dein Volk mit den Gefangenen? Bringt es sie auch fort und frisst sie, wie Jene tun?«

Freitag: »Mein Volk isst Mensch auch. Isst sie alle auf.«

Ich: »Wohin bringt Ihr sie denn?«

Freitag: »An anderen Ort, wohin man will.«

Ich: »Kommt Ihr auch hierher?«

Freitag: »Ja, ja, hierher, auch an anderen Platze.«

Ich: »Bist du denn auch schon mit hier gewesen?«

Freitag: »Ja, auch hier gewesen bin«. (Hierbei zeigte er nach der Nordwestseite der Insel, wo der gewöhnliche Landungsplatz seiner Landsleute zu sein schien.)

Hierdurch hatte ich also erfahren, dass Freitag unter jenen Wilden gewesen war, die früher auf den entfernteren Inselteil zu kommen pflegten, und dass ihn ehemals ganz dieselbe Veranlassung, um derentwillen er selbst hierher gebracht war, dahin geführt hatte. Einige Zeit darauf, als ich Mut genug fühlte, mit ihm an jene Stelle zu gehen, erkannte er sie sofort wieder. Wie er mir sagte, war er einmal dort gewesen, als er und seine Leute zwanzig Männer, zwei Weiber und ein Kind verzehrt hatten. Die Zahl zwanzig verdeutlichte er mir, da er sie auf Englisch nicht aussprechen konnte, indem er die entsprechende Anzahl Steine in einer Reihe auf die Erde legte und mich aufforderte, sie zu zählen.

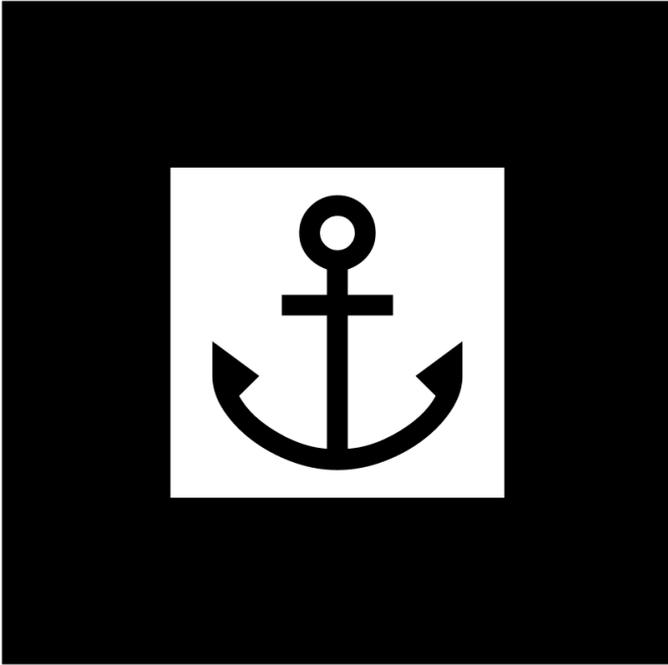
Das obige Gespräch habe ich hauptsächlich deshalb angeführt, weil es die Einleitung zu der folgenden Mitteilung Freitags abgab.

Nachdem ich ihn gefragt hatte, wie weit sein Land von unserer Insel sei und ob die Kanus nicht oft untergingen, erwiderte er, es sei keine Gefahr dabei, und nie sei eins verloren gegangen. Denn wenn man ein wenig nach der See hinkomme, so finde sich da eine Strömung, die sich morgens immer in einer anderen Richtung als des nachmittags bewege. Damals glaubte ich, dies beziehe sich nur auf den Wechsel von Ebbe und Flut,

später aber erfuhr ich, dass es von der Gewalt des Systemwechsels in dem mächtigen **Orinokoflusse** herrühre, in dessen **Golf** oder Mündung, wie mir nochmals bekannt wurde, unsere Insel lag. Jenes Land, das ich im Westen und Nordwesten bemerkt hatte, war nämlich die große Insel Trinidad, die nördlich vom Ausfluss des genannten Stromes liegt. Ich richtete von jetzt an Freitag tausenderlei Fragen über das Land, die Einwohner, die See, die Küsten und die benachbarten Nationen, und er sagte mir mit der größten Aufrichtigkeit alles, was er darüber wusste. Durch meine Fragen nach den Namen der Nationen seines Stammes brachte ich jedoch nur den Namen »Caribs« aus ihm heraus. Hieraus entnahm ich leicht, dass es die **Karaiben** waren, deren Wohnsitze auf **unseren Karten** zwischen der Mündung des **Orinoko** bis nach **Guyana** und weiter bis St. Martin bezeichnet sind. Wie Freitag mir sagte, wohnten weit jenseits des Mondes, das heißt des Monduntergangs, was im Westen seines Landes sein musste, weißbärtige Männer wie ich, wobei er auf meinen großen Backenbart zeigte. Dieselben hätten schon »*viel Mensch*« getötet, wie er sich ausdrückte. Ich entnahm daraus, dass er die Spanier meinte, deren Grausamkeit in Amerika allerorten gewütet hatte, und deren schlimmes Andenken sich bei allen jenen Nationen fort erbt.

Ich fragte dann, wie ich es anfangen könnte, von unserer Insel zu jenen weißen Männern zu gelangen. »*Ja ja*«, antwortete er, »*es gehen kann in zwei Kanus.*« Ich verstand nicht, was er damit meinte, und brachte erst nach großen Anstrengungen heraus, dass er unter jener Bezeichnung ein großes Boot, das so umfangreich wie zwei Kanus sei, verstanden hatte.

Diese Unterredung erfreute mich sehr, und seitdem hielt ich die Hoffnung fest, früher oder später einmal die Gelegenheit zu finden, mit Hilfe dieses armen Wilden von meiner Insel zu **entrinnen**.



Während der langen Zeit, die Freitag jetzt bei mir verweilte, hatte ich, nachdem er mich völlig verstehen gelernt, auch nicht unterlassen, bei ihm den Grund einer religiösen Erkenntnis zu legen. Als ich ihn einst fragte, wer ihn geschaffen habe, missverstand mich der arme Mensch gänzlich und glaubte, ich hätte gefragt, wer sein Vater sei. Nun griff ich die Sache anders an und fragte, wer die See, das Land, auf dem wir gingen, die Hügel und Wälder geschaffen habe. Er antwortete, das habe der alte Benamuckee getan, der über alles Lebende herrsche. Von dieser großen Person aber vermochte er mir weiter nichts zu sagen, als dass dieselbe sehr alt, wie er sich ausdrückte, viel älter als Wasser und Land, Mond und Sterne sei. Darauf fragte ich ihn, warum dieser alte Mann, wenn er alle Dinge geschaffen habe, nicht auch von allen angebetet werde. Mit sehr ernster Miene und mich unschuldig ansehen, entgegnete er: »*Alle Dinge zu ihm sagen: »O!«*« Ich fragte ferner, wohin die Menschen, die in seinem Lande stürben, kämen. Er antwortete: »*Sie alle kommen zu Benamuckee*«. Auf meine Frage, ob die von ihnen Aufgefressenen auch dahin kämen, antwortete er mit Ja.

An diesem Punkt anknüpfend, begann ich nun, ihn in der Erkenntnis des wahrhaftigen Gottes zu unterweisen. Ich sagte ihm: »*Der große Schöpfer aller Dinge wohnt da oben* (wobei ich auf den Himmel zeigte). *Er regiert die Welt kraft derselben Gewalt und **Vorsehung**, dadurch er sie geschaffen hat. Er ist allmächtig und kann uns alles geben und alles nehmen.*«

Auf diese Weise öffnete ich allmählich meinem Gefährten die Augen. Er horchte mit großer Aufmerksamkeit und Freude auf meine Verkündigung, dass Jesus Christus gekommen sei, uns selig zu machen. Ich belehrte ihn, wie man zu Gott beten müsse, und dass er uns auch im Himmel erhöre. Eines Tages sagte mir Freitag: Wenn unser Gott uns sogar jenseits der Sonne verstünde, so müsste er ja größer sein als Benamuckee, denn der wohne nicht sehr weit und könne uns doch nicht hören, wenn wir nicht auf die hohen Berge stiegen, um mit ihm zu sprechen.

Meine Frage am Freitag, ob er denn selbst jemals dahin gegangen sei, um mit Benamuckee zu sprechen, verneinte er. Denn nie gingen junge Männer dahin, sondern nur die alten Leute, welche bei ihnen Oowokakee

hießen. Dies waren, wie ich aus meinen Gefährten endlich herausbrachte, die Priester seines Volkes. Sie gingen, sagte er, dorthin, um »O« zu sagen (so bezeichnete er das Beten), und wenn sie zurückgekehrt seien, berichteten sie, was Benamuckee gesagt habe. Hierdurch erfuhr ich, dass sich sogar unter den unwissenden **Götzendienern** der Welt eine Priesterkaste findet, und dass die kluge Politik, aus der Religion ein Geheimnis zu machen, um der Geistlichkeit die Verehrung des Volkes zu erhalten, sich nicht nur in der katholischen, sondern vielleicht in allen Religionen der Welt und sogar bei den rohesten und wildesten **Barbaren** findet.

Ich bemühte mich, Freitag über dieses Verhältnis aufzuklären, und sagte ihm, das Ersteigen der Berge durch die alten Männer unter dem Vorgeben, dass sie dort »O« zu ihrem Gotte Benamuckee sagen wollten, sei Betrug, noch mehr aber die Antwort, die sie angeblich von ihm zurückbrächten. Wenn sie überhaupt eine Antwort erhielten oder mit jemandem dort oben sprechen, so könne das nur ein böser Geist sein. Hierauf vertiefte ich mich in ein langes Gespräch mit Freitag über den Teufel und seinen Ursprung, über seine Auflehnung gegen Gott und seine Feindschaft gegen den Menschen, sowie über die Ursache dieser Feindschaft. Ich teilte meinem Zögling mit, dass der **Satan** in den dunklen Regionen der Welt hause, um sich statt Gottes anbeten zu lassen, mit wie vielfacher List er die Menschheit zu verderben suche, wie er geheime Wege zu unseren Leidenschaften und Vergnügungen habe, und dass er seine Schlingen gerade an diesen befestige, um uns durch unsere eigene Wahl zu vernichten.

Es ergab sich hierbei, dass Freitag weniger leicht die Mitteilungen über den Teufel als die früheren über Gott fasste. Die Natur selbst lieferte ihm die **evidenten** Beweise für die Notwendigkeit einer großen ersten Ursache der Dinge, einer alles lenkenden Gewalt, einer geheim regierenden **Vorsehung**, und dafür, dass es billig und recht sei, diesem Wesen Verehrung zu zollen. Nichts dergleichen aber stand der Lehre von einem bösen Geiste zur Seite, von dessen Entstehung und Wesen, vor allem aber von seiner Neigung zum Bösen selbst. Der arme Wilde trieb

mich durch seine natürlichen und unschuldigen Fragen so in die Enge, dass ich ihm oft kaum zu antworten wusste.

Ich hatte ihm viel von Gottes Allmacht und seinem furchtbaren Widerwillen gegen die Sünde erzählt und mich darüber ausgelassen, wie derjenige, welcher uns alle geschaffen habe, uns und die ganze Welt auch in einem Augenblicke wieder zerstören könne, und dies alles hatte Freitag mit großer Aufmerksamkeit und vollem Verständnis angehört. Hierauf sprach ich davon, dass der Teufel Gottes Feind im Menschenherzen sei, dass er seine ganze Bosheit und Geschicklichkeit anwende, um die guten Absichten der Vorsehung zu kreuzen und das Reich Christi auf Erden zu vernichten. »Wie?« unterbrach mich Freitag: »du doch sagst, Gott so stark, so groß sein, ist er denn nicht stärker viel und mächtiger als der Teufel?« – »Gewiss«, erwiderte ich, »Gott ist stärker als der Teufel, und deshalb beten wir zu Gott, dass er jenen unter seine Füße trete, und uns stärke, seinen Versuchungen zu widerstehen, und dass seine fürchterlichen Pfeile von uns abprallen mögen.«

»Aber«, entgegnete Freitag, »wenn Gott ist so viel mächtiger als der Teufel, warum nicht tot ihn macht er, so dass er nicht kann schaden mehr?«

Diese Frage verdutzte mich ungemein. Zwar war ich ein Mann bei Jahren, aber nur ein sehr junger Doktor, schlecht befähigt zum **Kasuisten** und zur Entwirrung verwickelter Fragen. Anfangs stellte ich mich, als ob ich Freitag nicht verstanden, und fragte ihn, was er eigentlich gesagt habe. Allein er war zu begierig auf eine Antwort, um sich seiner Frage nicht noch zu erinnern, und wiederholte sie alsbald in demselben gebrochenen Englisch. Inzwischen hatte ich mich ein wenig gesammelt und erwiderte: »Gott wird schließlich den Teufel schwer bestrafen, er hat ihn sich aufgespart für den jüngsten Tag, dann wird **Satan** in die Tiefe des Abgrundes geworfen werden, um immerdar im Feuer zu brennen«.

Hierdurch aber war Freitag keineswegs befriedigt. »Er sich ihn aufgespart für den jüngsten Tag« – wiederholte er kopfschüttelnd – »das ich nicht kann verstehen. Warum nicht tot macht er gleich Teufel? Warum so viel später?«

*»Du kannst mich ebenso gut fragen«, antwortete ich, »warum Gott nicht dich und mich töten, wenn wir durch unsere Sünden ihn erzürnen. Wir werden eben erhalten, damit wir Buße tun und Gnade finden sollen.«*

Freitag sann eine Weile nach. *»Ah so!«* entgegnete er sehr lebhaft, *»also du, ich, Teufel, schlechte alle aufbewahrt werden, Buße tun, Gott allen verzeihen.«*

Hier fühlte ich mich wiederum aus der Fassung gebracht. Ich erkannte jetzt deutlich, dass das natürliche Geistesvermögen vernünftiger Geschöpfe zwar zu der Erkenntnis Gottes und der Verpflichtung, ihn als höchstes Wesen anzubeten, führen könne, dass aber nur göttliche Offenbarung uns zum Wissen von Jesu Christo, der durch ihn uns erkaufte Erlösung und seiner Mittlerschaft zu bringen vermöge, sowie dass das Evangelium unseres Herrn und Heilands und der Heilige Geist, der uns als ein Führer und Heiligmacher verheißen ist, die unumgänglich nötigen Lehrer der Menschenseele über die Mittel zu unserer Erlösung sind.

In dieser Überzeugung brach ich das damalige Gespräch zwischen mir und meinem Diener ab und entfernte mich eilig. Nachdem ich ihn zur Besorgung eines Auftrags an einen entlegenen Ort geschickt hatte, betete ich brünstig zu Gott, dass er mir die Kraft verleihen möge, diesen armen Wilden in der **Heilslehre** zu unterweisen, und dass er mit seinem Geiste mir beisteht, damit das Herz des armen unwissenden Menschen das Wissen von Gott und Christo aufnehme, und dass ich von Gottes Wort so reden könne, um den Wilden zu überzeugen, ihm die Augen zu öffnen und seine Seele zu retten.

Als Freitag zurückgekehrt war, hielt ich abermals ein langes Gespräch mit ihm. Ich sprach zu ihm von der Erlösung durch den **Heiland** der Welt und von dem himmlischen Evangelium, das uns Buße gegen Gott und Glauben an unseren Herrn Jesus Christus predige. Dann machte ich ihm so deutlich als möglich, warum unser Erlöser Knechtsgestalt angenommen und gekommen sei, die **verirrten Schafe aus dem Hause Israel** wiederzusuchen und dergleichen mehr.

Gott weiß, dass mehr guter Wille als Verstand in meiner Lehrmethode zum Vorschein kam. Ich muss eingestehen (und ein Gleiches werden wohl alle, die in ähnliche Lage geraten, von sich zu bekennen haben), dass ich erst durch das Lehren viele Dinge, die ich bisher entweder selbst nicht gewusst, oder wenigstens nicht genügend durchdacht hatte, lernte. Ich forschte jetzt mit mehr Eifer nach dem Wesen der Dinge als je zuvor, und so gab mir dieser arme Wilde, auch abgesehen von allen sonstigen Vorteilen, die ich durch ihn hatte, schon in dieser Hinsicht Anlass zur Dankbarkeit. Mein Kummer lastete mir jetzt minder schwer auf dem Herzen und meine Behausung war mir jetzt über alle Maßen traulich geworden. Wenn ich bedachte, dass mein einsames Leben nicht nur mich selbst dazu gebracht hatte, zum Himmel aufblickend die Hand, die mich hierher geführt, zu suchen, sondern dass ich jetzt auch das Werkzeug der **Vorsehung** geworden war zur Errettung des Lebens und der Seele eines armen Wilden und zu fernerer Unterweisung in der christlichen Wahrheit –, wenn ich an dieses alles dachte, so erfüllte mir eine tief innerliche Freude die ganze Seele und ich jauchzte oft im Herzen darüber, dass ich auf diese Insel verschlagen worden war, während ich sonst in dieser Fügung die furchtbarste **Trübsal**, die mir hätte widerfahren können, erblicken zu müssen geglaubt hatte.

Diese dankbare Gemütsstimmung dauerte von jetzt an in mir fort, und die Gespräche zwischen Freitag und mir machten die drei Jahre, die wir noch zusammenlebten, zu so vollkommen glücklichen, wie sie unter dem Mond überhaupt möglich sind. Mein Diener wurde ein guter Christ, ein besserer, als ich selbst war, obwohl ich, Gott sei Lob dafür, hoffen darf, dass wir beide in gleichem Maße bußfertige und begnadigte Sünder waren. Wir hatten das Wort Gottes bei uns und waren von seinem Geist, der uns unterweist, hier nicht weiter entfernt, als wenn wir in England selbst gelebt hätten. Ich gab mir Mühe, dass Freitag die Heilige Schrift so gut verstehen lernte, als ich sie verstand, und er wiederum bewirkte durch seine bedeutsamen Fragen, dass ich viel besser in den Geist der Bibel eindrang, als es durch bloßes Lesen für mich möglich gewesen wäre.

An dieser Stelle kann ich nicht umhin, eine Erfahrung, die ich in jener einsamen Zeit meines Lebens machte, auszusprechen. Nämlich die: Es ist ein unaussprechlicher Segen darin gelegen, dass die Lehre von Gott und der Erlösung durch Jesus Christus, wie sie Gottes Wort enthält, so deutlich und klar ausgesprochen ist. Das bloße Lesen in der Schrift unterwies mich hinlänglich über meine Pflicht, das große Werk der aufrichtigen Buße zu beginnen, und dieselbe einfache Unterweisung reichte auch aus, um jene arme wilde Kreatur zu erleuchten und zu einem so wahrhaft christlich gesinnten Menschen zu machen, wie ich nur wenige im Leben gekannt habe.

Alle Streitigkeiten, Kontroversen und Zänkereien, welche in der Welt um die Religion gestritten sind, sei es in Bezug auf Spitzfindigkeiten der Lehre oder um das kirchliche Regiment, waren für uns unnütz, wie sie es überhaupt, so viel ich sehe, von je her für die ganze Welt gewesen sind. Wir hatten den einzigen sicheren Führer zum Himmel, das Wort Gottes, und es fehlte uns, dem Herrn sei es gedankt, auch nicht der Beistand des Heiligen Geistes, der in alle Wahrheit leitet und uns dem göttlichen Gesetz willig und gehorsam macht. Daher wüsste ich nicht zu sagen, was uns auch die gereifte Kenntnis über die strittigen Punkte in der Religion, die in der Welt so viel Verwirrung angerichtet haben, hätte nützen können. Doch ich habe jetzt den Faden meiner Geschichte wieder aufzunehmen.

Nachdem ich mit Freitag genau bekannt geworden war, und er fast alles, was ich sagte, verstehen, auch geläufig, wenn auch nur in gebrochenem Englisch sprechen konnte, machte ich ihn mit meiner eigenen Geschichte bekannt, wenigstens mit dem, was sich auf meinen Aufenthalt auf der Insel bezog. Ich erzählte ihm, wie lange und in welcher Weise ich dort bisher gelebt hatte, weihte ihn in das Geheimnis der Anwendung von Pulver und Blei ein und lehrte ihn mit Schusswaffen umzugehen. Ich gab ihm auch ein Messer, worüber er sich ungemein freute, und fertigte ihm einen Gürtel an, an welchem ich eine Scheide befestigte, wie man sie in England für die Jagdmesser hat. An die Stelle eines solchen steckte ich ihm ein Beil hinein, das nicht nur eine gute Waffe, sondern auch für andere Gelegenheiten ein vortreffliches Werkzeug war.

Auch eine Beschreibung der europäischen Länder, besonders meiner Heimat England, gab ich ihm. Ich erzählte ihm, wie man dort lebt, Gott verehrt und gesellig miteinander verkehrt, schilderte ihm den englischen Welthandel und gab eine Beschreibung des zertrümmerten Schiffes, an dessen Bord ich gewesen war, und zeigte ihm auch die Stelle, wo es gelegen hatte. Ich wies ihm die Trümmer unseres Bootes, in dem wir das Schiff verlassen, und das ich mit allen meinen Kräften nicht hatte von der Stelle bringen können. Jetzt war es ganz in Trümmer zerfallen. Bei dem Anblick der Überreste dieses Boots stand Freitag eine lange Weile schweigend und sinnend da. Auf meine Frage, worüber er nachdenke, antwortete er endlich: *»Ich gesehen Boot, ein solches kommen an Ort meines Volkes«*. Anfangs verstand ich ihn nicht. Endlich brachte ich durch weitere Fragen heraus, dass einst ein ähnliches Fahrzeug an die Küste seiner Heimat gelangt, das heißt, durch den Sturm dahin getrieben sei. Wiewohl ich hieraus entnahm, dass ein europäisches Schiff an jenen Küsten gescheitert und ein davon losgerissenes Boot an den Strand geworfen sein müsse, fiel mir doch nicht ein zu fragen, ob denn auch Menschen von jenem Schiffe sich dorthin gerettet hätten und wohin sie gekommen seien. Vielmehr begnügte ich mich für jetzt damit, mir das Boot beschreiben zu lassen.

Freitag ist dies verständlich genug. Mit einiger Wärme fügte er hinzu: *»Wir weiße Männer vor Ertrinken gerettet haben«*. Sofort fragte ich, ob sich denn in jenem Boote weiße Männer befunden hätten. *»Ja«*, erwiderte er, *»Boot voll weiße Mann.«* Als ich ihn nach der Anzahl derselben gefragt, zählte er an seinen Fingern siebzehn ab, und auf meine fernere Frage, was aus ihnen geworden, antwortete er: *»Sie leben, wohnen bei mein Volk«*.

Dies gab mir wiederum mancherlei zu erwägen. Zunächst kam mir der Gedanke, diese Leute hätten zu dem Schiff gehört, welches im Angesicht meiner Insel (denn ich betrachtete sie jetzt als mein Eigentum) gescheitert war. Ich dachte mir, sie hätten sich wohl, nachdem das Schiff am Felsen zertrümmert und von ihnen aufgegeben worden war, in dem Boot gerettet und seien an jener Insel unter den Wilden gelandet.

Als ich demzufolge eindringlicher danach gefragt hatte, was aus jenen Leuten geworden sei, versicherte Freitag, sie wären noch am Leben, hielten sich schon über vier Jahre bei seinen Landsleuten auf, und würden von diesen ganz in Frieden gelassen und mit Lebensmitteln versehen. Auf meine Frage, wie es denn geschehen sei, dass man sie nicht getötet und gefressen habe, erwiderte er: »*Nein, sie geworden Brüder von uns*«. Ich verstand das so, dass man mit ihnen ein Bündnis geschlossen habe. Freitag fügte noch hinzu: »*Mein Volk nicht essen Mensch, wenn nicht sie gefangen in Schlacht*«.

Geraume Zeit nach diesem Gespräch befanden wir uns eines Tages auf dem Gipfel jenes Hügels an der Ostseite der Insel, von dem aus ich, wie früher erwähnt, an einem hellen Tage das Festland von Amerika entdeckt hatte. Das Wetter war sehr heiter. Freitag schaute aufmerksam nach dem Festland hin, und plötzlich fing er an zu springen und zu tanzen und rief mich, da ich etwas entfernt von ihm stand, herbei. Ich fragte ihn, was es gäbe. »*O Freude*«, antwortete er, »*dort ich sehe mein Land, dort wohnen mein Volk!*«

Sein Gesicht glänzte dabei vor Lust, seine Augen funkelten und eine seltsame Begierde zeigte sich in seinen Mienen, als ob es ihn innig verlange, wieder in der Heimat zu sein. Diese Beobachtung machte mich nachdenklich und ließ mich nicht mehr so ruhig wie sonst in Bezug auf Freitag sein. Ich bezweifelte nicht, dass dieser, wenn er wieder zu seinem Volke zurückgekehrt sei, nicht nur seine ganze Religion, sondern auch alles andere, was er mir dankte, vergessen und sogar sich so weit verirren würde, mit einer ganzen Menge seiner Landsleute hierher zurückzukehren, mich zu einer Mahlzeit zu verwenden und dabei vermutlich gerade so vergnügt zu sein als bei der **Verschmausung** der im Kriege gefangenen Feinde. Jedoch tat ich mit solchem Verdacht dem armen Burschen großes Unrecht, wie ich später zu meinem Leidwesen eingesehen habe. Einige Wochen hindurch war ich in Folge meiner wachsenden Besorgnis vorsichtiger in Bezug auf ihn und nicht so freundlich und herzlich als früher, während doch die gute Seele in der Tat auch nicht einen Gedanken hegte, der sich nicht mit den strengsten

Grundsätzen des Christentums und der Freundschaft und Dankbarkeit vertragen hätte.

So lange mein Verdacht gegen ihn währte, nahm ich ihn natürlich alle Tage scharf aufs Korn, um zu sehen, ob ihn wirklich die Gedanken, die ich bei ihm vermutete, erfüllten. Da aber alles, was er sagte, die treuherzige Unschuld bezeugte, und da ich auch gar nichts fand, was mein Misstrauen hätte nähren können, gewann er mich endlich wieder ganz und gar. Er hatte übrigens nicht im Mindesten meine Unruhe bemerkt, und so konnte ich sicher sein, dass er mich nicht betrog.

Eines Tages, als wir bei nebligem Wetter, welches unseren Blicken den Kontinent verhüllte, auf demselben Hügel standen, fragte ich Freitag: *»Hast du nicht Lust wieder in deinem Lande und bei deinem Volke zu sein?«* – *»Ja«*, erwiderte er, *»ich viel froh sein würde, bei einem Volke zu sein.«* – *»Was würdest du dort machen?«* fuhr ich fort; *»wolltest du wieder ein Wilder werden, Menschenfleisch essen und als ein so wilder Mensch leben wie früher?«* – Er sah nachdenklich vor sich hin, schüttelte den Kopf und antwortete: *»Nein, nein, Freitag ihnen sagen würde, gut leben sollen, Gott anbeten, lehren ihnen essen Kornbrot, Fleisch von Ziegen, Milch, nicht essen Mensch wieder.«*

*»Aber«*, entgegnete ich, *»dann werden sie dich ja töten!«* Mit ernsthafter Miene erwiderte er: *»Nein, sie nicht mich töten, gern lernen wollen.«* Er fügte hinzu, dass seine Landsleute auch schon viel von den bärtigen Männern, die in jenem Boote gekommen seien, gelernt hätten. Als ich ihn hierauf fragte, ob er wieder zu den Seinigen zurückkehren wolle, antwortete er lächelnd, so weit könne er nicht schwimmen. *»Ich will«*, entgegnete ich, *»dir ein Kanu anfertigen.«* Ja, wenn ich mit ihm gehen würde, erwiderte er, dann wollte er heimkehren. Darauf ich: *»Ich soll wirklich nach deinem Vaterlande gehen, um mich dort fressen zu lassen?«* – *»Nein, nein«*, lautete seine Antwort, *»ich nicht fressen lassen dich, ich machen werde, dass sie haben dich lieb.«* Er meinte damit, dass er ihnen erzählen wollte, wie ich seine Feinde getötet und ihm das Leben gerettet habe. Dann erzählte er, wie freundlich jene siebzehn weißen Männer, die Bartmänner, wie er sie nannte, bei seinem Volk behandelt wurden, nachdem sie durch Unglück an jenen Strand geraten seien.

Seit dieser Zeit fühlte ich, wie ich nicht **verhehlen** will, Lust, die Überfahrt zu wagen, um mich womöglich mit jenen bärtigen Männern, die, wie ich nicht zweifelte, Spanier oder Portugiesen waren, zu vereinigen. Es schien mir leicht, von dort aus, wenn ich erst auf dem Festland und in zivilisierter Gesellschaft sei, heimzukehren, wenigstens leichter als von hier aus, wo ich allein und hilflos auf einer vierzig **Meilen** vom Festland gelegenen Insel hauste.

Einige Tage später eröffnete ich mit Freitag wiederum ein auf denselben Plan bezügliches Gespräch. Ich versprach ihm ein Boot zu geben, damit er zu seinem Volke heimkehren könne. Dann führte ich ihn zu meinem Kanu, das auf der anderen Seite der Insel lag, zeigte es ihm, nachdem ich es vom Wasser befreit hatte (denn der Vorsicht wegen hatte ich es versenkt gehabt), und setzte mich mit ihm hinein. Freitag zeigte sich sofort sehr geschickt im Steuern und Rudern und brachte es fast so rasch von der Stelle wie ich.

Als wir uns in das Boot gesetzt hatten, sagte ich: *»Nun, Freitag, wie ist's, wollen wir jetzt nach deinem Vaterland fahren?«* Er machte ein sehr bedenkliches Gesicht und schien das Fahrzeug für eine so weite Reise zu klein zu finden. Hierauf teilte ich ihm mit, dass ich noch ein größeres besitze, und begab mich am nächsten Tag mit ihm an den Ort, wo das von mir zuerst gebaute Boot lag, das ich nicht hatte ins Wasser bringen können. Dieses sei, sagte Freitag, groß genug. Es war aber, da ich mich fast dreiundzwanzig Jahre lang nicht darum bekümmert hatte, von der Sonne so **ausgedörnt**, dass es Sprünge bekommen hatte und beinahe verfault war. Freitag versicherte mich, mit solch einem Boot lasse sich die Überfahrt ausführen, es würde *»viel genug Trunk und Brot tragen«*, wie er sich ausdrückte.

Seit dieser Zeit war ich wirklich entschlossen, mit Freitag nach dem Kontinent zu schiffen. Ich teilte ihm mit, dass wir uns ein ebenso großes Boot bauen wollten, um darin in sein Vaterland reisen zu können. Er erwiderte kein Wort und schaute ernst und traurig vor sich hin. Auf meine Frage, was das bedeuten solle, erwiderte er: *»Warum du böse sein Freitag? Was haben ich getan?«* – Ich versicherte ihm, dass ich ihm nicht böse sei.

»Nicht böse? Nicht böse?« wiederholte er mehrere Male »warum dann schicken Freitag zu meinem Volke?« – »Wie«, sagte ich, »hast du nicht selbst gewünscht dort zu sein?« – »Ja, ja«, entgegnete er, »ich wünschen, da zu sein alle beide, nicht wünschen, da zu sein Freitag allein, nicht wünschen, da zu sein Herr allein.«

Kurz, er wollte nichts vom Alleinsein wissen. Als ich die Frage an ihn gerichtet: »Freitag, was soll denn ich dort tun?« versetzte er rasch: »Du dort tun viel Gutes. Du lehren wilde Männer gut sein, nüchtern und vernünftig, du sie lehren Gott kennen, zu ihm beten und ein neues Leben anfangen«. – »Ach«, erwiderte ich, »Freitag, du weißt nicht, was du sagst, ich bin selbst nur ein armer, unwissender Mensch.« »Nein, nein«, entgegnete er, »du mich gelehrt hast Gutes, du sie auch lehren Gutes.« – »Nein, Freitag«, erwiderte ich, »du sollst ohne mich reisen. Lass mich hier mein einsames Leben fortführen wie früher.«

Bei diesen Worten sah er mich betroffen an, rannte fort, ergriff eines der Beile, die er gewöhnlich bei sich trug, kam zurück und gab es mir. »Was soll ich damit?« fragte ich. »Du tot machen Freitag«, antwortete er. »Weshalb soll ich dich denn töten?« – »Weil du fortschicken wollen Freitag. Besser tot machen Freitag als wegschicken.« Er sagte dies sehr ernsthaft und mit Tränen in den Augen. So wurde ich von seiner großen Liebe und Festigkeit aufs Neue überzeugt und versicherte ihn deshalb jetzt und später noch oft, dass ich ihn nie von mir lassen werde, wenn er bei mir bleiben wolle.

Wie mir diese ganze Unterredung seine innige Liebe zu mir und seinen Entschluss, sich nie von mir zu trennen, bewiesen hatte, so erkannte ich jetzt auch, dass sein Verlangen ins Vaterland heimzukehren lediglich in der heißen Liebe zu seinem Volk und seiner Hoffnung, dass ich diesem Gutes tun werde, begründet war. Da nun meine Fluchtgedanken in den Unterredungen mit Freitag durch das, was er mir von den siebzehn weißen Männern erzählte, immer mehr genährt waren, machte ich mich mit ihm ohne Verzug ans Werk und spähte nach einem starken Baum, den ich fällen wollte, um daraus ein großes Kanu für unsere Reise zu bauen.

Es gab Bäume genug auf der Insel, um daraus eine kleine Flotte, und zwar nicht nur von Kähnen, sondern sogar von ziemlich großen Fahrzeugen erbauen zu können. Mein Hauptaugenmerk aber war darauf gerichtet, einen Baum in möglichster Nähe des Wassers zu finden, damit wir das

Boot leicht flott zu machen vermochten und nicht den früher begangenen Fehler wiederholten.

Endlich entdeckte Freitag, der viel mehr Holzkenntnis als ich besaß, einen geeigneten Baum; wie er hieß, weiß ich bis auf diesen Tag nicht anzugeben. Das Holz glich dem, welches wir Gelbholz nennen, und ähnelte dem Nicaragua Holz in Farbe und Geruch. Freitag schlug vor, den Baum durch Ausbrennen auszuhöhlen, ich zeigte ihm aber, wie das besser mit Werkzeugen zu bewerkstelligen sei, mit denen er dann auch sehr geschickt hantierte. Nach Ablauf eines Monats harter Arbeit war das Werk vollendet. Das Ding nahm sich sehr hübsch aus, besonders nachdem wir mit den Äxten, deren Gebrauch ich Freitag gelehrt hatte, die Außenseite des Baumes in wirkliche Bootsgestalt gebracht hatten. Hierauf brauchten wir jedoch noch vierzehn Tage, um es, sozusagen **Zoll** für **Zoll**, auf großen Walzen ins Wasser zu bringen. Als es flott war, erkannten wir, dass das Boot mit Leichtigkeit zwanzig Mann zu tragen vermochte.

Nicht wenig überraschte es mich zu sehen, wie geschickt und rasch Freitag das große Fahrzeug im Wasser zu bewegen und zu lenken verstand. Auf meine Frage, ob wir wohl darin die Überfahrt wagen dürften, sagte er: *»Ja, wir können wagen recht gut, wenn auch weht großer Wind«*. Meine weitere Absicht ging nun darauf, einen **Mastbaum** und ein Segel anzufertigen und das Boot mit Anker und **Tau** zu versehen. Ein Mast war leicht genug zu bekommen. Ich wählte mir eine schlanke junge **Zeder**, die sich in der Nähe befand, aus, denn an solchen Bäumen war auf der Insel Überfluss. Freitag musste er sich daran machen, sie zu fällen, und ich beschied ihm, welche Gestalt sie haben müsse. Die Sorge für das Segel musste ich selbst übernehmen. Ich wusste, dass ich alte Segel oder wenigstens Segelstücke in Menge hatte. Da sie aber jetzt bereits sechsundzwanzig Jahre unbenutzt gelegen, und ich sie nicht sehr sorgsam aufbewahrt hatte, weil mir nie der Gedanke gekommen war, sie je gebrauchen zu können, glaubte ich, sie seien sämtlich verfault. Mit den meisten war dies auch der Fall. Jedoch fand ich zwei noch leidlich aussehende Stücke, machte mich an die Arbeit und brachte mit großer Mühe und durch natürlich sehr langsame und plumpe Näherei (denn ich hatte ja keine Nadeln) endlich ein dreieckiges

missförmiges Ding heraus, das der Gestalt nach der Art ähnelte, die wir in England ein Hammelburg Segel nennen. Man benutzt diese mit einem Segelbaum am unteren Ende und einem kleinen kurzen Spriet am oberen. Mit einem solchen Segel wusste ich am besten umzugehen, weil sich ein derartiges, wie ich früher erzählte, in dem Schiffe befunden hatte, in welchem ich von der afrikanischen Küste geflohen war.

Die letztere Arbeit (nämlich die Anfertigung des Mastes und der Segel) nahm noch fast zwei weitere Monate in Anspruch. Ich vervollständigte mein Werk, indem ich noch ein kleines Fock- und ein **Besansegel** hinzufügte, für den Fall, dass wir gegen den Wind gingen. Vor allem aber brachte ich ein Steuerruder am Sterne des Schiffes an. Ich war zwar nur ein **Dilettant** im Schiffbau Angelegenheiten, aber da ich den Nutzen und sogar die Notwendigkeit eines solchen Dinges kannte, gab ich mir die größte Mühe und brachte es endlich auch leidlich zu Stande. In Folge der vielen fehlgeschlagenen Versuche aber kostete mich diese Arbeit, glaube ich, fast ebenso viel Anstrengung als die Erbauung des Boots selbst.

Nachdem dies alles vollbracht war, hatte ich zunächst noch Freitag in der Lenkung des Boots zu unterweisen. Denn obwohl er sehr gut mit einem Kanu umzugehen verstand, wusste er doch nichts von allem, was zum Segeln und Steuern gehört. Er staunte nicht wenig, als er mich das Boot hier und dahin mit dem Steuer lenken und das Segel, je nach der Richtung, die wir einschlugen, sich blähen sah, und stand ganz verdutzt und überrascht dabei. Jedoch durch ein wenig Übung machte ich ihn mit all diesen Dingen vertraut, und er wurde bald ein ganz geschickter Matrose, nur dass er vom Gebrauch des Kompasses keinen rechten Begriff erlangen konnte. Übrigens war auch, da der Himmel in diesem Klima selten umnebelt und das Wetter nicht oft trübe ist, der Gebrauch jenes Hilfsmittels nur selten geboten. Man konnte sich des Nachts immer nach den Sternen richten, und des Tags sah man ja stets die Küste, ausgenommen während der Regenzeit, in welcher aber auch niemand Lust haben konnte, sich auf das Meer zu wagen.

Ich hatte jetzt das siebenundzwanzigste Jahr meiner Gefangenschaft angetreten. Unter dieser Benennung darf ich **freilich** die letzten drei

Jahre, in denen ich ein menschliches Wesen zur Gesellschaft gehabt hatte, eigentlich nicht mitbegreifen, denn während dieser Zeit war meine ganze Lebensweise eine völlig andere gewesen als sonst. Ich feierte den Jahrestag meiner Landung mit demselben Dankgefühl gegen Gott wie die früheren, ja die Empfindung der Dankbarkeit war jetzt in mir noch um vieles höher als ehemals, da mir ja so viel neue Zeugnisse der göttlichen Fürsorge für mich zu Teil geworden waren, und ich sogar große Hoffnung auf wirkliche und baldige Erlösung gefasst hatte. Denn es hatte sich jetzt in mir der unbewegliche Glaube festgesetzt, dass meine Befreiung nahe sei, und dass ich kein ganzes Jahr mehr an diesem Ort verbringen werde. Trotzdem aber versäumte ich mein Hauswesen darum keineswegs. Ich fuhr fort zu graben, zu pflanzen, meine Einzäunung zu pflegen, sammelte meine Trauben und tat alles Notwendige wie früher. Während der Regenzeit war ich natürlich gezwungen, mich mehr in meiner Wohnung zu halten. Unser Fahrzeug hatten wir so sicher als möglich in jener Bucht geborgen, die mir früher zum Landungsplatz für meine Flöße gedient hatte. Ich ließ das Boot bei der Flut auf das Land treiben und befahl Freitag ein kleines Dock zu graben, das groß genug war, um es zu fassen, und tief genug, dass es darin in Wasser schwimmen konnte. Dann zog ich während der Ebbe am Eingang des Docks einen festen Damm, um das Wasser abzuhalten, und so lag das Boot auch zur Flutzeit außerhalb der See. Um den Regen abzuhalten, legten wir eine Menge Zweige darüber, bis es so dicht wie ein Haus gedeckt war. Hierauf harrten wir ruhig dem November und Dezember entgegen, für welche Zeit ich die Ausführung unseres Planes beschlossen hatte.

Sobald die gute Jahreszeit wiedergekehrt war, betrieben wir täglich die Vorbereitungen zur Reise, und vor allem legte ich eine Anzahl Lebensmittel als **Proviand** für die Fahrt zurück. Es war meine Absicht, nach ein oder zwei Wochen das Dock zu öffnen und das Boot auslaufen zu lassen.

Eines Morgens war ich gerade wieder mit jenen Vorkehrungen beschäftigt und hatte Freitag an den Strand geschickt, um eine Schildkröte zu suchen, denn eine solche verschafften wir uns jede Woche, um sowohl die Eier

als auch das Fleisch zu genießen. Da auf einmal kehrte mein Gefährte, nachdem er sich noch nicht lange entfernt hatte, schleunigst zurück und kletterte so schnell über meine äußere **Palisadenwand**, als hätten seine Füße nicht die Erde berührt. Noch ehe ich ein Wort sprechen konnte, rief er mir zu: »O Herr, o Herr, o weh, o weh!«

Ich fragte: »Was gibt's denn?« – »O, dort, dort«, erwiderte er, »eins, zwei, drei Kanu, eins, zwei, drei.« Ich schloß daraus, es wären sechs, brachte aber durch erneuerte Fragen heraus, dass es nur drei seien. »Ruhig Blut, Freitag«, sagte ich und ermutigte ihn, so gut ich vermochte. Der arme Bursch aber verharrte in seinem Entsetzen, denn er hatte sich fest in den Kopf gesetzt, die Wilden seien nur deshalb gekommen, um ihn zu suchen, zu schlachten und aufzufressen. Er zitterte so, dass ich nicht wusste, was ich mit ihm anfangen sollte.

Ich suchte ihn durch die Bemerkung zu trösten, dass ich ja in gleicher Gefahr wie er sei, und dass sie mich gerade so fressen würden wie ihn, dass wir aber uns mutig unserer Haut wehren wollten. »Bist du dazu Willens, Freitag?« fragte ich. – »Ich sie schießen werde«, antwortete er. »Aber dann wird kommen große Menge.« – »Das tut nichts«, entgegnete ich. »Unsere Flinten werden die, welche wir nicht töten, erschrecken.« Hierauf fragte ich, ob er, wenn ich ihm beistehen wolle, auch mich verteidigen und alles tun werde, was ich ihn heiße. Er antwortete: »Ich sterben, wenn du gebietest es, Herr.«

Darauf holte ich ihm einen tüchtigen Schluck Rum; denn ich hatte mit meinen Getränken so gut ausgehalten, dass mir noch ein hübsch Teil davon übrig geblieben war. Als er getrunken, befahl ich ihm, die zwei Vogelflinten, die wir gewöhnlich bei uns trugen, mit grobem **Schrot** (es war etwa so stark wie kleine Pistolenkugeln) zu laden. Ich selbst lud vier **Musketen**, jede mit fünf großen und zwei kleinen Kugeln, und jede meiner zwei Pistolen mit zwei Kugeln. An meine Seite hing ich wie gewöhnlich meinen großen **Säbel** ohne Scheide, und Freitag erhielt noch sein Beil zur Ausrüstung. Nachdem wir uns so bewaffnet, ergriff ich mein Fernglas und ging den Hügel hinauf, um zu sehen, ob ich von dort aus eine Wahrnehmung machen könnte. Da sah ich denn bald, dass sich nicht weniger als neunundzwanzig Wilde, drei Gefangene und

drei Kanus eingefunden hatten. Ein Triumphfest über diese drei armen Geschöpfe schien der einzige Zweck der Gäste zu sein. Die Wilden waren, wie ich bemerkte, diesmal nicht an jener Stelle, von der aus Freitag die Flucht ergriffen hatte, sondern näher an meiner Bucht gelandet, wo die Küste niedrig war und von wo aus sich ein dichtes Gehölz fast bis unmittelbar an die See erstreckte. Der Schauer vor der unmenschlichen Absicht, in welcher die Elenden gekommen waren, erfüllte mich mit solcher Entrüstung, dass ich zu Freitag herabstieg und ihm ankündigte, ich sei entschlossen, die Wilden zu überfallen und sie sämtlich zu töten. Nachdem ich meinen Gefährten gefragt, ob er mir dabei Hilfe leisten wolle, versicherte er, der jetzt wieder einigermaßen zu sich gekommen und durch den Rum gestärkt war, mit heiterer Miene, er würde sofort in den Tod gehen, wenn ich es gebiete.

In dieser erbitterten Stimmung teilte ich nun die geladenen Waffen mit meinem Gefährten. Freitag erhielt eine Pistole, um sie in den Gürtel zu stecken, und drei Flinten, die er über die Schulter nehmen sollte. Ich nahm gleichfalls eine Pistole und die anderen drei Gewehre, und so gerüstet zogen wir aus. Ich hatte eine kleine Flasche mit Rum zu mir gesteckt und Freitag einen großen Beutel mit Pulver und Kugeln eingehändigt. Er wurde angewiesen, sich dicht hinter mir zu halten, keine Bewegung zu machen und nicht eher zu schießen, bis ich es ihn geheiß, auch kein Wort laut werden zu lassen. Hierauf begaben wir uns in einem Umweg von ungefähr einer **Meile** nach der rechten Seite der Insel, um innerhalb des Gehölzes die Bucht zu überschreiten und auf Schussweite zu den Kannibalen heranzukommen, ehe sie uns entdeckten. Mein Fernglas hatte mir nämlich gezeigt, dass das leicht zu bewerkstelligen sei.

Unterwegs kehrten meine früheren Bedenken zurück, sodass meine Entschlossenheit einigermaßen gedämpft wurde. Nicht, als ob ich mich vor der Überzahl gefürchtet hätte; den nackten, waffenlosen Menschen war ich, obwohl nur ein Einzelner, jedenfalls überlegen. Aber ich fragte mich, woher ich den Beruf, den Anlass, oder gar die Verpflichtung habe, meine Hände in Blut zu tauchen und Menschen anzugreifen, die mir

nie etwas zu Leide getan hätten und vielleicht gar nicht daran dächten, mir böses zu tun. Gegen mich hatten sie ja nichts verbrochen, ihre barbarischen Bräuche waren Unglück genug für sie selbst. Gott hatte sie mit den übrigen Bewohnern dieser Weltgegend in solcher Unvernunft und in so unmenschlichen Sitten gelassen, und ich war nicht zum Richter über ihre Handlungen und noch weniger zum Vollstrecker des Urteils berufen. Wenn Gott es an der Zeit halte, sagte ich mir, würde er die Sache schon selbst in die Hand nehmen und sie durch eine allgemeine Züchtigung für ihre Nationalsünden strafen. Mich gehe das nichts an, während freilich Freitag, als der erklärte Feind der Wilden, der mit ihnen auf dem Kriegsfuß lebte, berechtigt sei, sie anzugreifen. Von mir aber könne das nicht gelten.

Diese Gedanken machten mir während des ganzen Wegs so viel zu schaffen, dass ich endlich beschloss, mich vorläufig nur in die Nähe der Wilden zu begeben, um ihr barbarisches Fest zu beobachten und dann zu handeln, wie Gott mir es eingeben würde. Wenn sich nichts ereignete, das mir einen entschiedenen Beruf, als ich ihn jetzt hätte, verleihen wollte, wollte ich nichts mit ihnen zu tun haben.

Mit diesem Entschluss betrat ich in möglichster Stille und mit aller Vorsicht das Gehölz. Freitag folgte mir dicht auf den Fersen. Ich ging bis an den Saum des Waldes auf der den Wilden zunächst gelegenen Seite. Nur ein einziges schmales Stück des Gebüsches trennte mich jetzt noch von ihnen. Ich rief leise Freitag an und gebot ihm, auf einen Baum an der Ecke des Waldes zu steigen und mir zu melden, ob er von dort aus deutlich wahrnehmen könne, was vorgehe. Er kam augenblicklich zurück mit der Nachricht, dass die Wilden von dort sehr gut beobachtet werden könnten; sie saßen alle um ihr Feuer herum und verzehrten das Fleisch eines ihrer Gefangenen; der andere liege in einiger Entfernung gebunden auf dem Sand und würde demnächst an die Reihe des Geschlachtetwerdens kommen.

Diese Nachricht brachte meine ganze Seele aufs Neue in Aufregung. Freitag sagte ferner, der Unglückliche sei keiner seiner Landsleute, sondern einer von den weißen bärtigen Männern, die, wie er mir erzählt,

in dem Boote zu ihnen gekommen seien. Die bloßen Worte »weißer bärtiger Mann« machten mich schauern. Ich erstieg den Baum und bemerkte durch mein Fernglas deutlich einen Mann von weißer Farbe, der auf dem Boden an Händen und Füßen mit Schlinggewächsen gefesselt lag und seiner Kleidung nach ein Europäer sein musste.

Es befand sich noch ein anderer Baum und ein kleines Gebüsch jenseits desselben, etwa fünfzig Ellen näher bei den Wilden, und es schien möglich, dahin unbemerkt und auf einem kleinen Umweg bis auf halbe Schussweite von den Kannibalen zu gelangen. Wiewohl ich in höchstem Grade aufgeregt war, bezwang ich doch meine Leidenschaftlichkeit, ging einige zwanzig Schritt zurück und gelangte dann hinter fortlaufendem Gebüsch her zu jenem anderen Baum. Von hier aus erreichte ich eine kleine Anhöhe, die mir auf ungefähr achtzig Ellen Entfernung völligen Überblick gewährte.

Ich hatte jetzt keinen Augenblick mehr zu verlieren. Neunzehn von den furchtbaren Unmenschen saßen dicht gedrängt nebeneinander und hatten eben zwei andere abgeschickt, um den armen Christen zu schlachten und wahrscheinlich seinen Leib Stück für Stück an das Feuer zu bringen.

Sie beugten sich just nieder, um ihm die Fesseln an den Füßen zu lösen. In diesem Augenblick wandte ich mich zu Freitag. »Jetzt«, rief ich ihm zu, »tue, wie ich dir sage.« Er antwortete, dass er bereit sei. »Mache es genau so«, rief ich ihm zu, »wie ich es dir angeboten habe, und versäume nichts.« Dann legte ich eine der **Musketen** und die Vogelflinte auf die Erde, und Freitag tat dasselbe mit seinen Schusswaffen; hierauf zielte ich mit der anderen Muskete nach den Wilden, gebot meinem Gefährten dasselbe mit seinem Gewehre zu tun, kommandierte Feuer und drückte zu gleicher Zeit selbst ab.

## Kapitel 13: Krieg!

Freitag hatte so viel besser als ich gezielt, dass er auf seiner Seite zwei von den Wilden getötet und drei verwundet hatte, während von mir nur einer getötet und zwei verletzt waren. Man kann sich denken, welche furchtbaren Schrecken die Wilden empfanden. Die Nichtgetroffenen sprangen auf, ohne zu wissen, wohin sie **entrinnen** oder wohin sie blicken sollten, da es ihnen unbekannt war, von woher das Verderben kam.

Freitag hielt die Augen unverwandt auf mich gerichtet, um zu sehen, was ich tun werde. Sofort nach dem ersten Schuss legte ich das Gewehr nieder und ergriff die Jagdflinte. Freitag, der mich den Hahn spannen und anlegen sah, tat das gleiche. »*Bist du bereit?*« rief ich ihm zu. – »*Ja*«, antwortete er. – »*Dann in Gottes Namen los!*«

Hiermit feuerte ich zum zweiten Mal unter die Bestürzten, ebenso Freitag. Da unsere Gewehre diesmal nur mit **Schrot** geladen waren, stürzten bloß zwei der Wilden, aber viele von ihnen waren verwundet, sodass sie mit **gellendem** Geheul, blutend und kläglich zugerichtet, wie wahnsinnig umherliefen. Drei davon sanken gleich darauf nieder, ohne jedoch völlig tot zu sein.

»*Jetzt, Freitag*«, rief ich, das abgefeuerte Gewehr niederlegen und das geladene Gewehr ergreifend, »*folge mir!*« Er tat es mit Entschlossenheit. Ich eilte aus dem Gehölz und zeigte mich, während Freitag mir unmittelbar folgte. Sobald die Wilden mich **gewahrten**, schrie ich, mit Freitag vereint, aus Leibeskräften. Dann lief ich so schnell, als ich es mit der Waffenlast vermochte, geraden Wegs zu dem armen Schlachtopfer. Die beiden Henker, die sich eben an ihn hatten machen wollen, waren nach unserem ersten Schuss furchtbar erschrocken nach dem Strand gelaufen und in ein Kanu gesprungen. Drei von den Übrigen hatten denselben Weg eingeschlagen. Ich befahl Freitag nach dieser Richtung zu eilen und Feuer auf sie zu geben. Augenblicklich rannte er bis auf etwa vierzig Ellen Entfernung zu ihnen hin und gab dann Feuer. Ich glaubte, er habe sie sämtlich getötet, denn ich sah sie alle in dem Boot über einen Haufen

fallen. Zwei von ihnen sprangen jedoch sofort wieder auf, während zwei andere getötet waren und der dritte so verwundet, dass er wie tot in dem Boote liegen blieb.

Unterdessen zog ich mein Messer und durchschnitt die Bande an den Händen und Füßen des armen Opfers. Ich half dem unglücklichen Menschen auf und fragte ihn auf Portugiesisch, wer er sei. Er antwortete auf lateinisch, er sei Christ, doch war er so schwach, dass er kaum gehen oder sprechen konnte. Ich reichte ihm meine Flasche, die ich aus der Tasche gezogen, und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, dass er trinken solle. Nachdem er es getan, reichte ich ihm ein Stück Brot. Als er auch das verzehrt hatte, fragte ich ihn, was er für ein **Landsmann** sei. Er erwiderte: »*Ein Spanier*«, und gab dann, sobald er sich nur ein wenig erholt, durch alle möglichen Zeichen seine Dankbarkeit zu erkennen.

»*Señor*«, erwiderte ich, so gut ich mich auf Spanisch auszudrücken vermochte, »*jetzt ist nicht Zeit zum Reden, sondern zum Fechten. Wenn Ihr noch so viel Kraft habt, ergreift diese Pistole und diesen Säbel.*« Dankbar nahm er beides, und als ob die Waffen ihm neue Kraft verliehen hätten, stürzte er wie rasend auf seine Mörder. **Im Nu** hieb er zwei oder drei in Stücke. Denn die Überraschung durch den Knall unserer Gewehre hatte die armen Menschen so bestürzt gemacht, dass sie vor bloßer Furcht oder Verwunderung niederfielen und unfähig waren, einen Fluchtversuch zu machen. Das Gleiche war mit den fünf im Boot Befindlichen der Fall, auf die Freitag geschossen hatte. Nur drei davon waren verwundet hingesunken, die beiden anderen aber vor Schrecken zu Boden gefallen.

Ich hielt jetzt mein Gewehr, ohne zu schießen, in der Hand, um, da ich dem Spanier meine Pistole und den **Säbel** gegeben, schussfertig zu bleiben. Freitag, dem ich zugerufen hatte, er solle nach dem Baum eilen, von dem aus er zuerst Feuer gegeben, um die abgeschossenen Gewehre dort zu holen, vollzog diesen Befehl sehr **behänd**. Ich gab ihm hierauf meine **Muskete** und setzte mich nieder, um die übrigen Gewehre wieder zu laden, indem ich meine zwei Genossen aufforderte, sich davon zu holen, wenn es nötig sei.

Während ich lud, entspannte sich ein fürchterlicher Kampf zwischen dem Spanier und einem der Wilden. Der letztere griff jenen mit einem der hölzernen Schwerter an, mit denen er hatte geschlachtet werden sollen. Der Spanier hielt sich trotz seiner Schwäche so tapfer und brav als denkbar. Nachdem er aber geraume Zeit mit dem Indianer gefochten und ihm zwei große Wunden am Kopf beigebracht hatte, umfasste ihn der Wilde, der ein großer starker Kerl war, warf ihn nieder und hatte ihm schon meinen Säbel aus der Hand gewunden, als der Spanier, diese Waffe klüglich fahren lassend, die Pistole aus dem Gürtel zog, den Wilden durch den Leib schoss und ihn, noch ehe ich zur Hilfe herbeikommen konnte, auf der Stelle tötete.

Freitag, jetzt sich selbst überlassen, verfolgte die Flüchtigen, ohne eine andere Waffe als sein Beil zu haben. Mit diesem erschlug er die drei früher Verwundeten, die zu Boden gesunken waren, und alle, die ihm noch sonst in den Weg kamen. Jetzt holte sich der Spanier bei mir ein Gewehr. Ich gab ihm eine der Vogelflinten, er verfolgte damit zwei Wilde und verwundete sie beide. Da er aber nicht laufen konnte, entkamen sie ihm in den Wald, wohin Freitag ihnen sofort nacheilte. Er tötete den einen, der andere war aber trotz seiner Wunden flinker als er, stürzte sich ins Meer und schwamm mit Aufwand seiner ganzen Kraft zu den beiden im Kanu Zurückgebliebenen. Diese drei waren die Einzigen, die uns von den einundzwanzig Wilden entronnen. Was sie und die Übrigen angeht, stellte sich das Ergebnis unseres Kampfes folgendermaßen:

Durch unsere erste Salve fielen	3
Durch die zweite	2
Von Freitag im Kanu getötet	2
Desgleichen dort verwundet und später getötet	2
Durch Freitag im Wald erlegt	1
Von dem Spanier getötet	3
An den Wunden hier und dort verblutet	4
Im Kanu entkommen (darunter einer verwundet oder tot)	4
<hr/>	
<b>In Summa</b>	<b>21</b>

Die Flüchtlinge im Kanu ruderten mit allen Kräften, um aus unserer Schussweite zu kommen. Freitag gab mehrere Male Feuer auf sie, schien jedoch keinen getroffen zu haben. Er zeigte große Lust, sie in einem ihrer Kähne zu verfolgen. Da ich sie mit Sorgen entfliehen sah, bei dem Gedanken, dass sie ihren Landsleuten Kunde von dem Geschehenen bringen und vielleicht zu mehreren Hunderten wiederkommen und uns dann durch die Übermacht bewältigen würden, willigte ich auch in sein Verlangen ein. Ich eilte nach einem der zurückgebliebenen Boote, sprang hinein und gebot Freitag mir zu folgen. Aber wie war ich überrascht, als ich in dem Fahrzeug einen unglücklichen Menschen, gleich dem Spanier an Händen und Füßen gebunden, liegen fand, der offenbar wie jener zum Schlachten bestimmt war. Er war halb tot vor Schrecken und begriff nichts von dem, was vorging. Denn er hatte sich nicht über den Rand des Bootes empor richten und umschauen können, und die festen Bande, die ihm den Kopf und die Fersen nahe zusammengeschnürt hielten, hatten ihn so **gepeinigt**, dass kaum noch ein Rest von Leben in ihm zu sein schien.

Ich durchschnitt sofort seine Bande und versuchte ihm aufzuhelfen. Aber er vermochte weder sich aufrecht zu halten, noch zu sprechen, sondern stöhnte nur jammervoll, weil er, wie es schien, glaubte, er werde nur losgebunden, um getötet zu werden. Als Freitag herbeigekommen war, forderte ich ihn auf, den Unglücklichen anzureden und ihm seine Befreiung anzukündigen, indem ich zugleich meine Flasche an Freitag gab, damit er dem Ärmsten einen Schluck Rum reiche. Der Trunk und die Kunde von seiner Errettung belebten den Gefangenen und er setzte sich aufrecht ins Boot. Als aber Freitag ihn sprechen hörte und ihm ins Gesicht sah, da hätte es jeden zu Tränen rühren müssen, wie er den Gefangenen plötzlich umarmte, küsste, ihn an sich drückte und dabei schrie, lachte, jubelte, hüpfte und sang; wie er dann wieder heftig weinte, die Hände rang, sich Kopf und Gesicht schlug und hierauf wieder singend umher sprang, gleich einem Verrückten.

Es dauerte eine gute Weile, bis ich ihn dazu brachte, mir Rede zu stehen. Dann aber, als er endlich ein wenig zu sich gekommen war, sagte er mir, dieser Mensch sei niemand anderes als sein eigener Vater.

Es wäre nicht leicht zu beschreiben, wie mich der Anblick der Ausbrüche des **Entzückens** und der kindlichen Liebe des armen Wilden bei dem Wiedersehen seines Vaters und dessen Errettung vom Tode bewegte. Auch nicht entfernt aber vermöchte ich die **närrischen** Kundgebungen seiner Liebe zu schildern. Er sprang zahllose Male in das Boot und wieder heraus. Er setzte sich neben seinen Vater, presste dessen Kopf an seine offene Brust und hielt ihn dicht daran gedrückt, wie eine Mutter ihren Säugling. Dann rieb er ihm die durch die Bande starr gewordenen Glieder und erwärmte sie in seinen Händen. Ich gab ihm aus meiner Flasche etwas Rum und hieß ihn damit die Extremitäten des Alten einzureiben, was diesem offenbar sehr gut tat.

Dies Ereignis hatte natürlich unserer Verfolgung der Wilden in dem anderen Kanu, die uns jetzt fast aus dem Gesichte waren, ein Ende gemacht. Und das war gut. Denn zwei Stunden später, noch ehe die Flüchtlinge den vierten Teil ihres Heimweges zurückgelegt haben konnten, erhob sich ein so starker Wind, und es stürmte ihrer Fahrt entgegen aus Nordwest die ganze Nacht hindurch so heftig, dass ich notwendig annehmen musste, das Boot der Flüchtlinge sei untergegangen, und sie selbst seien niemals wieder an ihre heimische Küste gelangt.

Um wieder auf Freitag zurück zu kommen, so war dieser dermaßen beschäftigt mit seinem Vater, dass ich ihn eine Zeit lang nicht abrufen mochte. Als ich ihn dann auf kurze Zeit für abkömmlich erachtete, rief ich ihn zu mir. – Er kam springend und lachend in vollem **Entzücken** herbei. Auf meine Frage, ob er seinem Vater etwas Brot gegeben, antwortete er kopfschüttelnd: »*Nein, schlechter Hund ich, selbst alles gegessen auf*«. Hierauf reichte ich ihm aus meiner eigenen Tasche ein Stück Brot, gab ihm auch für sich selbst etwas Rum, doch trank er nicht davon, sondern brachte alles zu seinem Vater. Auch einige Rosinen reichte ich ihm. – Kaum hatte der Alte diese Dinge erhalten, als ich Freitag wieder aus dem Boot springen und so schnell davon rennen sah, als ob er behext sei. Er war der schnellste Läufer, der mir je vorgekommen ist. **Im Nu** Nu schwand er mir aus den Augen, und wie laut ich auch rief und ihm nachschrie, es half nichts. Nach

einer Viertelstunde erst kehrte er langsam zurück, denn sein Lauf war gehemmt durch etwas, was er in den Händen trug. Er war nämlich in unserer Behausung gewesen, um in einem Krüge für seinen Vater frisches Wasser zu holen. Außerdem hatte er einige Gerstenkuchen mitgebracht, die er mir gab, während er das Wasser seinem Vater reichte, nachdem ich jedoch, da ich gleichfalls sehr durstig war, auch davon einen kleinen Schluck genommen hatte. Dieser Trunk belebte den Alten mehr, als es mein Rum vermocht hatte, denn er war fast vor Durst umgekommen.

Nachdem der **Greis** getrunken und Freitag noch etwas Wasser übrig behalten hatte, befahl ich ihm, das dem armen Spanier zu bringen, der desselben nicht minder bedürftig war. Auch von dem Brote schickte ich jenem, da ich sah, dass er vor Schwäche in dem Schatten eines Baumes auf einem grünen Platze nieder gesunken war. Seine Glieder waren gleichfalls durch die Bande steif und geschwollen. Als Freitag zu ihm gekommen, erhob er sich, trank und aß von dem Brot. Nun ging auch ich zu ihm und reichte ihm eine Handvoll Rosinen. Er sah mir mit dem Ausdruck höchster Dankbarkeit ins Gesicht, war aber, wiewohl er sich in dem Gefecht so tapfer gehalten, jetzt so schwach, dass er nicht auf den Füßen stehen konnte. Er versuchte es wiederholt, aber vergebens, da ihn die angeschwollenen Beine zu sehr schmerzten. Ich ließ daher auch ihm durch Freitag die Glieder mit Rum einreiben.



Während Freitag diesem Befehl Folge leistete, sah ich, wie der gute Bursch alle paar Minuten den Kopf nach seinem Vater umwendete, um zu sehen, ob er noch an derselben Stelle sitze, auf der er ihn verlassen. Als er ihn plötzlich nicht mehr bemerkte, sprang er, ohne ein Wort zu sagen, auf und eilte so rasch, als ob er mit den Füßen den Erdboden nicht berühre, fort. Sobald er jedoch, an dem Ort, wo der Alte gesessen, angekommen, wahrgenommen hatte, dass dieser sich nur, um die geschwollenen Glieder zu ruhen, gelegt hatte, kehrte er sofort zurück.

Ich machte jetzt dem Spanier den Vorschlag, er möge sich von Freitag aufrichten, zu dem Boote bringen und darin nach unserer Wohnung fahren lassen, wo ich weiter für ihn Sorge tragen wollte. Freitag aber, ein starker Bursch wie er war, nahm den Fremden kurzer Hand auf den Rücken, trug ihn ins Kanu, setzte ihn neben seinen Vater, stieß das Boot ab und ruderte es trotz des widrigen Windes schneller an der Küste entlang, als ich gehen konnte. Nachdem er die beiden in der Bucht sicher geborgen, holte er windschnell das andere Kanu und hatte auch dies fast noch eher, als ich an die Bucht gelangte, in diese herein gerudert. Er setzte mich nun über das Wasser und half dann unseren neuen Gefährten aus dem Boot.

Diese aber zeigten sich unfähig zum Gehen, und Freitag wusste nicht, was er jetzt anfangen sollte. Da verfiel ich auf ein Auskunftsmittel. Ich befahl Freitag, die beiden an den Strand niederzusetzen, fertigte dann mit ihm eine Art Tragbahre an und so trugen wir die zwei **Invaliden** fort.

An die äußere **Umfriedigung** meiner Festung gelangt, stießen wir auf eine neue Schwierigkeit. Es war unmöglich die beiden Männer über jene zu bringen, und doch wollte ich meinen Zaun nicht zerstören. Aber auch hier ersann ich einen Ausweg. Binnen etwa zwei Stunden errichtete ich nämlich mit Freitag zwischen der ersten Umhegung und dem von mir angepflanzten Buschwerk aus alten Segeln und darüber gedeckten Baumzweigen ein hübsches Zelt, und unter diesem bereiteten wir aus dem vorhandenen brauchbaren Material, nämlich aus Reisstroh und mehreren wollenen Decken, zwei Betten für unsere Gäste.

Meine Insel war jetzt auf einmal bevölkert, und ich glaubte einen förmlichen Reichtum an Untertanen zu besitzen. Oft vergnügte mich von da an der Gedanke, dass meine Lage der eines Königs so sehr ähnlich sei. War ja doch das ganze Land mein Eigentum, und hatte ich doch ein unbestreitbares Herrschaftsrecht an demselben! Meine Mitbewohner hatten sich mir vollkommen unterworfen, ich war ihr absoluter Herr und Gesetzgeber. Sie dankten mir sämtlich ihr Leben und waren bereit, es, wenn es Not täte, auch für mich dahin zu geben. Merkwürdig schien mir, dass von meinen drei Untertanen jeder sich zu einer anderen Religion bekannte. Freitag war **Protestant**, sein Vater ein **Heide** und Kannibale, der Spanier ein Katholik. Übrigens gewährte ich, beiläufig bemerkt, in meinen Besitzungen jedermann völlige Gewissensfreiheit.

Sobald meine geretteten Gefangenen unter ihrem Obdach einen Ruheplatz gefunden hatten, sann ich auf eine Mahlzeit für sie. Ich befahl Freitag eine halb ausgewachsene Ziege aus meiner Herde zu schlachten, teilte das Hinterviertel derselben in kleine Stücke, ließ es durch Freitag kochen und sieden und bereitete aus Fleisch und **Bouillon**, in die ich auch etwas Gerste und Reis tat, ein vortreffliches Essen. Hierauf brachte ich alles in das neue Zelt, setzte meinen Gästen einen Tisch vor, ließ mich daran mit ihnen nieder, und während ich mit ihnen das Zubereitete verzehrte, suchte ich sie möglichst zu erheitern und aufzumuntern. Freitag diente mir dabei als Dolmetscher, nicht nur seinem Vater, sondern auch dem Spanier gegenüber, denn dieser verstand die Sprache der Wilden vollkommen.

Nach unserem Mittags- oder richtiger Abendessen ließ ich durch Freitag in einem der Boote die in der Eile auf dem Schlachtfeld zurückgelassenen Feuerwaffen holen. Am nächsten Tage befahl ich ihm dann, die Leichen der Wilden, die der Sonne ausgesetzt waren und leicht unserer Gesundheit nachteilig werden konnten, sowie auch die schrecklichen Reste des **barbarischen** Mahles zu begraben. Diese nämlich waren in großer Menge vorhanden. Ich selbst aber hätte mich nicht mit ihnen befassen, ja sogar nicht einmal ihren Anblick vertragen können, wenn ich zufällig des Weges gekommen wäre. Freitag vollzog meine Befehle

pünktlich und vertilgte die Spuren der Wilden so gründlich, dass ich die Stelle, wo sie gelagert hatten, nur noch an dem dort befindlichen Vorsprung des Waldes zu erkennen vermochte.

In meiner Unterredung mit meinen zwei neuen Untertanen ließ ich zunächst durch Freitag dessen Vater befragen, was er über die Flucht der Wilden in dem Kanu denke und ob er glaube, dass sie etwa mit einer Übermacht zurückkehren würden. Der Alte sprach seine Meinung dahin aus, höchstwahrscheinlich seien die Wilden mit ihrem Boot untergegangen, der Sturm habe sie entweder im Wasser umkommen lassen oder an südlichere Küsten getrieben, wo sie dann sicherlich aufgeessen sein würden. Was sie aber tun würden, wenn sie glücklich nach Hause gelangt sein sollten, könne er nicht mit Bestimmtheit sagen, doch glaube er, sie hätten, durch die Art, in der sie angegriffen worden, durch den Lärm und das Feuer einen solchen Schrecken eingejagt bekommen, dass sie ihren Landsleuten eher melden würden, die Übrigen seien durch Donner und Blitz als durch Menschenhand umgekommen, und dass sie die zwei, die ihnen erschienen seien, wohl für himmlische Geister, aber nicht für bewaffnete Männer halten würden. Er wisse dies daher, dass er sie in ihrer Sprache habe davon reden hören. In der Tat musste es ja für die Ärmsten unmöglich sein zu begreifen, wie ein sterblicher Mensch Feuer schleudern und Donner erschallen lassen und ohne die Hand zu heben aus der Ferne töten könne, was ihnen alles bei uns begegnet war.

Später erwies sich, dass der alte Mann Recht gehabt hatte. Wie ich nochmals von anderer Seite erfuhr, haben die Wilden nie wieder versucht, die Insel zu betreten. Der Bericht jener Entronnenen (die nämlich wirklich glücklich dem Sturm entgangen waren) hatte sie so in Erstaunen und Schrecken gesetzt, dass sie annahmen, wer nur auf jenes bezauberte Eiland einen Fuß setze, werde von den Göttern mit Feuer vernichtet. Da ich dies jedoch früher nicht wusste, lebte ich noch eine geraume Zeit hindurch in Furcht vor den Wilden und beobachtete möglichste Vorsicht, wiewohl ich mich jetzt, wo unserer vier waren, ohne

Weiteres jederzeit auch in freiem Felde an hundert solcher Feinde hätte wagen dürfen.

Sobald sich die Furcht vor der Wiederkehr der fremden Kanus ein wenig verloren hatte, fing ich wieder an, meinen früheren Plan in Betreff der Reise nach dem Festland zu überdenken. Freitags Vater hatte mich gleichfalls versichert, dass ich bei seinen Landsleuten seinetwegen auf eine gute Aufnahme rechnen dürfe. Aber meine Absichten wurden ein wenig gekreuzt durch ein ernstliches Gespräch mit dem Spanier. Denn von ihm erfuhr ich, dass noch sechzehn andere Spanier und Portugiesen sich bei jenen Wilden aufhielten, zu denen sie durch den Sturm verschlagen seien, und zu welchen sie, wenn sie auch mit ihnen in Frieden lebten, doch im Verhältnis voller Abhängigkeit bezüglich ihrer Notdurft und sogar ihrer ganzen Existenz ständen. Durch vielerlei Fragen erfuhr ich, dass jenes Schiff, welches die Europäer getragen hatte, ein spanisches mit Pelzwaren und Silber beladenes gewesen war. Es war in **Rio de la Plata** ausgerüstet und nach **Havanna** bestimmt gewesen, wo es europäische Waren gegen seine Ladung hatte einlösen sollen. Die Mannschaft hatte fünf Portugiesen aus einem gescheiterten Schiff an Bord genommen, fünf ihrer eigenen Leute waren ertrunken, als das Schiff verunglückte, und der Rest hatte sich unter unsäglichem Gefahren halb tot an die Kannibalküste gerettet und dort jeden Augenblick erwartet, gefressen zu werden. Die wenigen Waffen, welche sie gerettet hatten, waren vollkommen unbrauchbar gewesen, da die **Wogen** alles Pulver bis auf ein wenig, das sie zu ihren Speisen verwendeten, wie auch die Kugeln weggeschwemmt hatten.

Auf meine Frage, was aus diesen Unglücklichen werden würde, und ob sie denn nicht an die Flucht dächten, erwiderte der Spanier, sie hätten wohl oft darüber Rat gepflogen, aber da sie weder ein Fahrzeug, noch Mittel ein solches zu erbauen, noch auch irgend welchen **Proviand** besäßen, so hätten ihre Beratungen immer in Tränen und Verzweiflung geendet. Ich fragte ihn, wie seine Gefährten wohl einen Fluchtorschlag aufnehmen würden. Dabei **verhehlte** ich aber nicht, dass ich bei einem solchen nicht geringe Furcht davor hege, dass sie sich treulos zeigen würden, wenn ich mich in

ihre Hände gegeben hätte. »Denn«, setzte ich hinzu, »*Dankbarkeit ist keine in dem Menschen regelmäßig wohnende Tugend, und die Menschen richten ihre Handlungsweise weniger oft nach den Wohltaten, die sie empfangen, als nach dem Vorteil, den sie erwarten. Wenn ich, nachdem ich das Werkzeug zur Befreiung jener Fremden geworden bin, später von ihnen in **Neu-Spanien** zum Gefangenen gemacht werden sollte (wo jeder Engländer sicher ist, gewaltsamen Todes zu sterben), so wäre das doch eine böse Sache. Lieber will ich noch mich den Wilden überliefern und von denen fressen lassen, als in die **unbarmherzigen Hände der Priester und der Inquisition** fallen. Übrigens*«, fügte ich hinzu, »*bin ich überzeugt, dass, wenn sie alle hier wären, wir eine hinlänglich große **Barke** zu bauen vermöchten, in der wir südwärts nach Brasilien oder nordwärts nach der spanischen Küste gelangen könnten. Wenn sie mich aber dann, sobald ich ihnen Waffen gegeben, zwingen sollten, sie zu ihrem eigenen Volk zu begleiten, so würde das ein schlechter Lohn für meine Güte und eine schlimme Veränderung meiner Lage sein.*«

Der Spanier antwortete mir in sehr vertrauenserweckender Weise, die Lage seiner Landsleute sei so elend, und das sei ihnen so sehr bewusst, dass sie, nach seiner Überzeugung, vor dem Gedanken zurückschauern würden, undankbar gegen jemanden zu handeln, der zu ihrer Befreiung beigetragen hätte. Wenn ich einwillige, wolle er mit Freitags Vater zu ihnen reisen, mit ihnen verhandeln und mir dann Antwort bringen. Er werde sie mit feierlichem Eid bekräftigen lassen, dass sie sich mir als ihrem Führer unbedingt unterwerfen wollten. Sie sollten auf die **heiligen Sakramente** und die Bibel schwören, um nur in ein solches christliches Land ihre Reise zu richten, das mir genehm wäre, und dass sie sich bis zur Landung daselbst ganz und gar meinen Befehlen unterordnen würden. Hierüber werde er mir einen schriftlichen Vertrag zurückbringen.

Dann versprach der Spanier weiter, er wolle mir selbst **eidlich** geloben, mich sein ganzes Leben lang nie zu verlassen, solange ich es nicht selbst gebiete. Er werde bis zu seinem letzten Atemzug an meiner Seite bleiben, wenn sich etwa seine Landsleute den geringsten Treuebruch zu Schulden kommen lassen sollten. Diese, versicherte er, seien sämtlich sehr gebildete redliche Leute und sie befinden sich in unglaublich traurigen Umständen.

Ohne Waffen, Kleider und Nahrungsmittel hingen sie gänzlich von der Gnade der Wilden ab. Die Hoffnung auf Rückkehr in die Heimat hätten sie ganz aufgegeben, und sie würden sicherlich, wenn ich ihre Befreiung versuchen wollte, für mich leben und sterben.

Auf diese Versicherung hin beschloss ich ihre Befreiung zu wagen und den Spanier nebst dem Alten zur Unterhandlung abzuschicken. Als jedoch schon alles bereit war, machte der Spanier selbst einen so klugen und von so viel Redlichkeit zeigenden Einwurf, dass ich nur zustimmen konnte und demzufolge die Befreiung seiner Gefährten mindestens auf ein halbes Jahr hinaus schob.

Die Sache verhielt sich so: Der Spanier war jetzt etwa einen Monat bei uns, und ich hatte ihn während dieser Zeit mit ansehen lassen, in welcher Weise ich unter Gottes Beistand für meinen Unterhalt sorgte. Er überschaute meinen Vorrat an Korn und Reis, der zwar für mich übrig ausreichte, aber doch nur bei der größten Sparsamkeit auch für meine jetzt auf vier Personen angewachsene Familie hinlänglich war. Noch weniger konnte er genügen für die Gefährten des Spaniers, wenn sie zu vierzehn, denn so viel lebten ihrer noch, herüber kamen. Am allerwenigsten aber würde der Vorrat ausgereicht haben, das zu erbauende Fahrzeug für die Reise nach einer der christlichen Kolonien von Amerika mit **Proviand** auszurüsten.

Deshalb riet mir der Spanier, ihn und die beiden anderen ein so viel größeres Stück Land nutzbar machen zu lassen, als ich Korn zur Aussaat zu erübrigen vermochte. Wir könnten dann eine weitere Erntezeit abwarten, um genügenden Getreidevorrat bei der Ankunft seiner Landsleute zu haben. Not und Mangel würde diese leicht zur Unzufriedenheit reizen und ihnen den Gedanken nahe legen, sie seien nicht sowohl befreit, als nur von einer Bedrängnis in die andere geraten. »Denkt an die **Kinder Israel**«, setzte der Spanier hinzu, »*die anfangs über ihre Erlösung aus Ägyptenland jubelten, dann aber sogar gegen Gott, ihren Befreier, rebellierten, als ihnen das Brot in der Wüste ausgegangen war.*«

Diese Vorsorge war so am Platze und der Rat so gut, dass er mir notwendig zusagen musste, und dass ich ihn nur als einen erfreulichen Beweis

für die Treue des Spaniers ansehen konnte. So machten wir Vier uns dann alsbald daran, ein weiteres Stück Land, so gut es die hölzernen Werkzeuge gestatten wollten, umzugraben. In Monatsfrist, gerade zur Zeit der Aussaat, hatten wir so viel Bodenfläche vorbereitet, dass ich zweiundzwanzig Maß Gerste und sechzehn Maß Reis, d. h. alles, was ich nur zu erübrigen vermochte, darauf aussäen konnte. Ja, wir behielten nicht einmal so viel Gerste übrig, als für unseren eigenen Gebrauch bis zu der erst nach sechs Monaten zu erwartenden Ernte (hierbei rechne ich die Zeit der Beackerung mit, denn natürlich braucht das Korn in diesem Klima nicht sechs Monate, um heranzureifen) erforderlich war.

Da wir jetzt zahlreich genug waren und uns vor den Wilden, wenn sie nicht in sehr großer Übermacht zu uns kamen, nicht zu fürchten brauchten, durchstreiften wir ungehindert, so oft es die Gelegenheit bot, die ganze Insel. Nachdem wir nun einmal den Plan zu unserer Befreiung gefasst hatten, war es, wenigstens für mich, unmöglich, das Sinnen auf die Mittel zu derselben auch nur kurze Zeit aus den Gedanken zu verlieren. So zeichnete ich mir dann vor allem einige taugliche Bäume aus und ließ sie durch Freitag und seinen Vater unter der Aufsicht des Spaniers fällen. Ich zeigte ihnen, mit welcher unermüdlichen Anstrengung ich früher einen großen Baum in einzelne Bretter verarbeitet hatte und ließ sie in gleicher Weise mehr als ein Dutzend Planken aus gutem Eichenholz anfertigen. Dieselben waren beinahe zwei Fuß breit, fünfunddreißig Fuß lang und zwei bis vier Zoll dick. Welche ungeheure Arbeit ihre Anfertigung erfordert, kann man sich denken.

Unterdessen bemühte ich mich auch, meine Ziegenherde möglichst zu vergrößern. Freitag musste abwechselnd den einen Tag mit mir, den anderen mit dem Spanier ausgehen, bis wir über zwanzig Ziegenlämmer zur Aufzucht gefangen hatten. So oft wir nämlich eine Mutterziege erlegt hatten, brachten wir die Jungen zu der Herde. Ferner, als die Zeit zur Traubenernte kam, ließ ich eine solche große Menge an den Bäumen aufhängen, dass wir, wenn wir in Alicante gewohnt hätten, wo die Rosinen in der Sonne getrocknet werden, gewiss sechzig bis achtzig Fässer damit

hätten füllen können. (Neben dem Brot bildeten nämlich die Rosinen, die sehr nahrhaft sind, unsere Hauptspeise.)

Der Herbst hatte sich jetzt eingestellt und wenn die diesmalige Ernte auch nicht die reichlichste war, die ich überhaupt auf der Insel erlebt hatte, so entsprach sie doch unserem Zweck. Denn aus den zweiundzwanzig Maß Gerste der Aussaat gewannen wir über zweihundertundzwanzig Maß. In gleichem Verhältnis stand der Reisertrag zur Saat. Dieser Vorrat hätte nun sicherlich bis zur nächsten Ernte ausgereicht, wenn auch alle sechzehn Spanier bei uns gewesen wären. Auch zur Ausrüstung für eine Reise bis zum entlegensten Teil von Amerika genügte er vollkommen. Sobald wir unser Getreide eingebracht hatten, fertigten wir neue große Körbe an, in die wir es dann füllten. Der Spanier stellte sich hierbei besonders geschickt an. Er sprach seine Verwunderung aus, dass ich solches Flechtwerk nicht auch zur Einfriedigung meiner Wohnung angewendet habe, was ich jedoch für eine unnötige Arbeit erklärte.

Da wir nun so gut **verproviantieren** waren für alle zu erwartenden Gäste, gestattete ich dem Spanier, nach dem Festland zu reisen, damit er mit seinen zurückgelassenen Gefährten unterhandle. Ich gab ihm eine schriftliche strenge Anweisung, niemanden mitzubringen, der nicht in Gegenwart des Spaniers und des Vaters meines Freitag zuvor geschworen habe, in keiner Weise sich gegen den zu vergehen, der die Boten zu ihrer Befreiung ausgesendet habe, dass sie vielmehr mir beistehen und mich gegen jeden Angriff verteidigen, sowie dass sie sich gänzlich meinen Befehlen unterwerfen wollten. Dieses Schriftstück sollte ihnen zur Unterzeichnung vorgelegt werden. In welcher Weise eine solche bewerkstelligt werden könnte, da die Leute ja weder Feder, noch Tinte besaßen, hatten wir **freilich** außer Betracht gelassen.

Mit den erwähnten Anweisungen begaben sich dann der Spanier und Freitags Vater in einem der Boote, in denen sie zu der kannibalischen Mahlzeit der Wilden herübergebracht waren, auf die Reise. Jedem von ihnen gab ich ein Gewehr und Munition zu etwa acht Schüssen mit, unter der eindringlichen Ermahnung, gut damit hauszuhalten und nur bei entschiedener Nötigung davon Gebrauch zu machen.

Diese Vorbereitungen zu meiner Befreiung nach mehr als siebenundzwanzig Jahren der Gefangenschaft auf dieser Insel waren mir eine köstliche Beschäftigung. Ich gab den Reisenden einen Vorrat von Brot und Rosinen mit, welcher für sie und die sämtlichen Spanier auf viele Tage reichte und wünschte ihnen von Herzen glückliche Reise. Wir kamen über ein Zeichen überein, an welchem ich sie bei ihrer Rückkehr schon in der Ferne erkennen könnte. Ihre Abfahrt geschah bei gutem Winde zur Zeit des Vollmonds, nach meiner Berechnung im Monat Oktober. Übrigens hatte ich eine genaue Rechnung weder über die Tage, noch sogar über die Jahre geführt; hatte aber die letzteren, wie sich später zeigte, dennoch richtig gezählt.

Zu der Zeit, als ich schon etwa eine Woche lang auf die Rückkehr meiner Abgesandten wartete, trat ein gar merkwürdiges und unverhofftes Ereignis ein, das mir ein so wichtiges war wie kein anderes, davon die Weltgeschichte berichtet.

Ich schlief eines Morgens fest in meiner Behausung, als Freitag hastig herein stürzte mit dem lauten Ausruf: »Herr, Herr, sie sind da!« Sofort sprang ich auf und eilte, sobald ich angekleidet war, unbekümmert darum, ob ich mich einer Gefahr aussetze, durch mein jetzt ziemlich dicht gewordenes Gehölz. Wenn ich sage: unbekümmert um die Gefahr, so meine ich damit, dass ich gegen meine Gewohnheit ohne Waffen ausging. Nach der See ausschauend, **gewahrte** ich in einer Entfernung von etwa einer und einer halben **Meile** ein mit lateinischem Segel versehenes **Langboot**, das mit lustigem Winde nach der Insel zusteuerte. Es kam aber, wie ich sogleich bemerkte, nicht von jener Seite, auf der wir die Küste hatten liegen sehen, sondern von dem südlichsten Ende der Insel her.

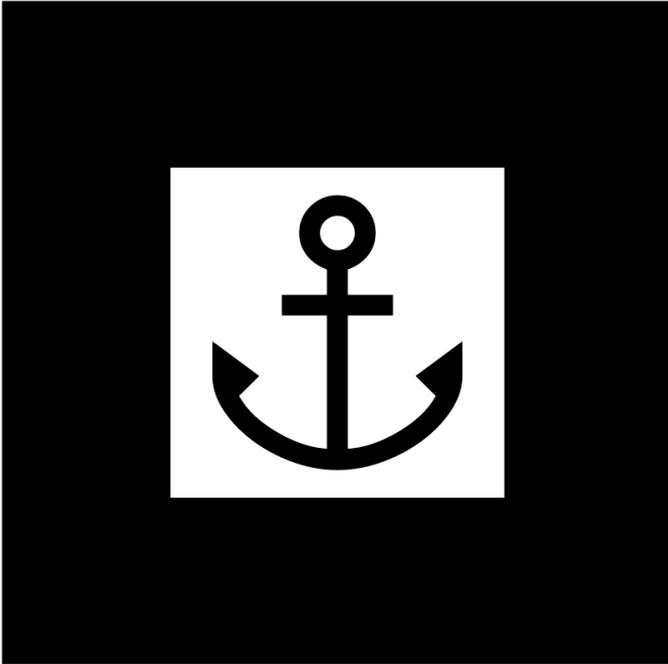
Mit Rücksicht hierauf rief ich Freitag und befahl ihm, sich dicht neben mir zu halten, weil dies nicht die von uns Erwarteten sein könnten, und wir nicht wüssten, ob sie als Freunde oder Feinde kämen. Dann ging ich, um ein Fernglas zu holen, nahm die Leiter und bestieg den Gipfel des Hügels, wie ich zu tun pflegte, wenn ich ungesehen beobachten wollte. Kaum hatte ich den Hügel betreten, als ich deutlich ein Schiff, etwa zwei Meilen gegen Südost von mir, aber nur anderthalb Meilen von unserer

Küste entfernt, vor Anker liegen sah. Ich erkannte das Fahrzeug deutlich als ein englisches und auch das **Langboot** schien ein solches zu sein.

Mein Seelenzustand war unbeschreiblich. Wie unaussprechlich ich mich auch darüber freute, ein Schiff zu sehen, das vermutlich mit Landsleuten von mir, also mit Freunden bemannt war, so überkamen mich doch ich weiß nicht was für Bedenken, die mir geboten, **auf der Hut zu sein**. Ich fragte mich zunächst, was wohl ein englisches Schiff in dieser Gegend, durch welche kein Weg hin oder zurück von einem **englischen Handelsplatz** führe, zu suchen haben könne. Stürme, die es hätten verschlagen haben können, hatten in jüngster Zeit nicht stattgefunden; deshalb nahm ich an, dass die Mannschaft, wenn sie wirklich aus Engländern bestände, schwerlich Gutes im Schilde führe, »und«, sagte ich mir, *»es ist jedenfalls besser für dich, zu bleiben, wo du bist, als in die Hände von Dieben und Mördern zu fallen«.*

Niemand verachte solche geheimen Hinweisungen und Winke auf Gefahren, wenn sie ihm auch da zu Teil werden, wo er an ihre Begründung nicht glauben mag. Wer das Leben beobachtet hat, wird das Vorhandensein solcher Fingerzeige nicht leugnen. Unzweifelhaft sind sie Kundgebungen einer unsichtbaren Welt und eines Zusammenhangs der Geisterwelt mit der unserigen, und warum sollen wir, wenn wir ihre Absicht, uns zu warnen, erkennen, sie nicht für die Bezeugungen freundlicher Genien höherer oder geringerer Art, die zu unserem Besten zu dienen bestimmt sind, halten?

Gerade das hier in Rede stehende Ereignis bestätigte mir diese Ansicht. Denn wäre ich nicht durch jene geheime Mahnung, mag sie nun gekommen sein, woher sie wolle, vorsichtig gemacht worden, so wäre ich unvermeidlich zu Grunde gegangen und in ein viel größeres Elend geraten als je zuvor, wie sich gleich zeigen wird.



Ich befand mich noch nicht lange auf meinem Posten, als ich das Boot nach meiner Küste steuern sah, wie wenn es dort einen bequemen Landungsplatz suche. Da es aber nicht nahe genug heran kam, **gewahrte** die Mannschaft nicht die früher von mir mit meinen Flößen benutzte Bucht, steuerte vielmehr nach einer Bai, die etwa eine halbe **Meile** von mir entfernt war. Das aber gereichte entschieden zu meinem Glück. Denn in jenem Falle würden die Fremden sozusagen dicht vor meiner Tür gelandet sein, meine Festung bald erstürmt und mich vielleicht aller meiner Habe beraubt haben. Sobald sie gelandet, bestätigte sich meine Vermutung, dass sie Engländer seien, wenigstens in Bezug auf die meisten. Zwei davon hielt ich für Holländer, jedoch, wie sich nachher ergab, mit Unrecht. Von den elf Leuten, die ich erkannte, waren drei unbewaffnet und, wie es schien, gefesselt. Als die ersten vier oder fünf der Übrigen ans Ufer gesprungen waren, führten sie jene drei wie Gefangene aus dem Boot. Einer derselben machte die leidenschaftlichen Gebärden des Flehens und der Verzweiflung, die beiden anderen erhoben zuweilen die Hände und schienen gleichfalls bekümmert, obwohl nicht in so hohem Grade wie jener.

Dieser Anblick machte mich bestürzt, und ich wusste nicht, wie ich ihn deuten sollte. Freitag rief mir in seinem gebrochenen Englisch zu: *»O Herr, sieh, englische Mann essen Gefangene so gut wie wilde Mann.«* – *»Warum meinst du, dass sie die Gefangenen fressen wollen?«* fragte ich. – *»Ja«,* erwiderte Freitag, *»sie wollen essen sie.«* *»O nein«,* entgegnete ich, *»ich fürchte zwar, sie wollen sie ermorden, aber sie werden sie sicherlich nicht fressen.«*

Während dessen hatte ich keine Ahnung davon, was wirklich werden sollte, stand vielmehr zitternd vor Schrecken über den Anblick da und erwartete jeden Augenblick, dass die drei Gefangenen getötet werden würden. Einmal sah ich, wie einer der bewaffneten **Schufte** ein großes Messer oder Schwert erhob, um damit einen der Unglückseligen zu treffen. Jeden Augenblick meinte ich diesen unter dem Hiebe fallen zu sehen und das Blut starrte mir dabei in den Adern. Ich wünschte von ganzem Herzen den Spanier und Freitags Vater zu mir und es verlangte mich sehnlichst, unbemerkt auf Schussweite zu den Fremden

zu schleichen und die Gefangenen zu erretten. Ich sah nämlich keine Feuerwaffen in den Händen jener. Bald aber kam mir ein anderer Gedanke.

Nachdem ich nämlich einige Zeit beobachtet hatte, wie schmachvoll die drei Gefangenen von den übrigen Seeleuten behandelt wurden, sah ich, dass diese sich auf der Insel zerstreuten, als ob sie das **Terrain rekognoszieren** wollten. Die drei hätten jetzt **freilich** auch gehen können, wohin sie wollten, aber sie saßen mit verzweiflungsvollen Blicken nachdenklich auf der Erde. Das erinnerte mich daran, wie ich selbst einst bei meiner Ankunft auf der Insel verzweifelt umher geschaut und mich verloren gegeben hatte; wie ich aus Furcht, von den wilden Tieren gefressen zu werden, die Nacht hindurch auf dem Baume geblieben war, und wie ich damals so ganz und gar keine Ahnung von der Hilfe gehabt hatte, die mir in Folge gnädiger Fügung dadurch beschieden war, dass das Schiff durch Sturm und Wellen dem Lande sich näherte und mir lange Zeit Nahrung und Hilfsmittel gewährte. So saßen auch diese drei trostlosen Menschen dort ohne Ahnung davon, wie sicher und nahe ihnen Rettung und Hilfe sei, während sie sich schon für verloren glaubten und ihre Lage für eine völlig verzweiflungsvolle hielten. So wenig haben wir die Gabe, die Dinge dieser Welt vorherzusehen, und so viel Ursache hätten wir, heiter auf den großen Weltenlenker zu vertrauen, der seine Geschöpfe niemals gänzlich verlässt, sondern ihnen in der elendesten Lage immer doch etwas gibt, für das sie dankbar sein müssen. Ist doch zuweilen gerade in dem, was wir für die Ursache unseres Verderbens halten, das Mittel zu unserer Errettung gelegen.

Zur Zeit, als die Fremden das Ufer betreten hatten, war gerade die Flut in ihr höchstes Stadium gelangt. Während sie aber mit den Gefangenen unterhandelt und dann sich zerstreut hatten, um die Gegend zu untersuchen, war die Flutzeit verstrichen und ihr Boot lag nun gänzlich auf dem Trockenen. Zwei in diesem zurückgebliebene Männer hatten, wie ich später erfuhr, zu viel Branntwein getrunken und waren eingeschlafen. Einer davon wachte zuerst auf und da er das Boot auf dem Sand sitzen sah, rief er die Umherstreichenden zu Hilfe. Diese kamen auch

sofort herbei, vermochten aber trotz aller Anstrengung das Fahrzeug, da es zu schwer war, und da das Ufer an jener Stelle aus feinem, tiefem, fast schlammartigem Sande bestand, nicht wieder flott zu machen.

Als echte Seemänner (welche Menschenklasse vielleicht unter allen die sorgloseste ist) gaben sie ihre Bemühungen alsbald auf und trieben sich aufs Neue auf dem Lande umher. Einen von ihnen hörte ich seinen Kameraden in englischer Sprache zurufen: »*Lasst's sein, Jack, die Flut wird's schon wieder flott machen*«. Diese Äußerung klärte mich über den wichtigen Punkt völlig auf, mit was für Landsleuten wir es zu tun hatten. Inzwischen hielt ich mich fortwährend wohl verborgen und wagte mich aus meiner Festung nicht weiter heraus, als auf den Gipfel des Hügels. Denn ich wusste, dass vor mindestens zehn Stunden das Boot nicht wieder flott gemacht werden konnte. Bis dahin aber musste es schon völlig dunkel sein und ich konnte dann gefahrloser die Bewegungen der Fremden beobachten und ihre etwaigen Unterredungen behorchen.

Fürs Erste machte ich mich jetzt kampffertig, jedoch mit mehr Umsicht als sonst, da ich wusste, dass ich es diesmal mit einer ganz anderen Art von Gegnern zu tun hatte als früher. Ich befahl auch Freitag, den ich inzwischen zu einem vortrefflichen Schützen herangebildet, sich mit Waffen zu versehen. Er griff selbst zwei Jagdflinten und ich gab ihm drei Gewehre. Mein Aussehen war in der Tat geeignet, Furcht zu erregen. Ich sah schrecklich aus in meinem Rock von Ziegenfell und mit der früher beschriebenen Mütze auf dem Kopfe, den bloßen Säbel an der Seite, zwei Pistolen im Gürtel und eine Flinte über jede Schulter.

## Kapitel 14: Grausame Freunde

Obwohl ich anfangs entschlossen war, vor Einbruch der Nacht nichts zu unternehmen, änderte ich doch bald meinen Plan. Gegen zwei Uhr nämlich, als die Hitze den höchsten Grad erreicht hatte, bemerkte ich, dass die Seeleute sämtlich einzeln in den Wald gegangen waren, wahrscheinlich um dort einen Mittagsschlaf zu halten. Die drei unglücklichen Gefangenen aber, zu sorgenvoll, um den Schlummer finden zu können, saßen im Schatten eines großen Baumes etwa eine Viertelmeile von mir entfernt. Dort vermochten sie, wie ich glaubte, von keinem der Übrigen gesehen zu werden und daraufhin beschloss ich, mich ihnen zu zeigen und sie über ihr Schicksal zu befragen. Sofort machte ich mich in dem oben beschriebenen Aufzug auf den Weg, Freitag folgte eine Strecke hinter mir, gleichfalls fürchterlich anzuschauen, wenn auch nicht ganz so ungeheuerlich wie ich. Ich näherte mich den Fremden, so weit es ging, ohne bemerkt zu werden, und rief dann, ehe mich einer erblickt hatte, in spanischer Sprache, ihnen laut zu: *»Wer seid Ihr, Leute?«* Sie stutzten bei dem Laut, aber in weit größere Verwirrung gerieten sie noch, als sie mich in meinem sonderbaren Aufzug erblickten. Sie antworteten nicht und wollten eben sich auf die Flucht begeben, als ich ihnen auf Englisch zurief: *»Gentlemen, fürchtet Euch nicht vor mir! Vielleicht ist Euch ein Freund näher, als Ihr es gehofft habt.«* – *»Dann muss er geraden Wegs vom Himmel geschickt sein«,* sagte traurig einer der Gefangenen zu mir, *»denn in unserer Lage ist Menschenhilfe ein Ding der Unmöglichkeit.«* *»Alle und jede Hilfe kommt vom Himmel, Herr«,* entgegnete ich. *»Aber wollt Ihr nicht einem Euch Unbekannten den Weg zeigen, wie Euch aus der großen Not, in der Ihr Euch zu befinden scheint, zu helfen steht? Ich sah Euch hier landen, und als Ihr, wie es schien, die rohen Menschen um Gnade batet, bemerkte ich, dass einer derselben sein Schwert zog, Euch zu töten.«*

Dem armen Menschen rannen jetzt die Tränen vom Gesicht und zitternd mit Mienen, als sei er vom Donner gerührt, antwortete er: *»Spricht Gott selbst zu mir oder ein Mensch? Habe ich einen Sterblichen vor mir oder einen Engel?«* – *»Darüber macht Euch keine Gedanken«,* entgegnete ich. *»Wenn ein*

*Engel Gottes zu eurer Errettung geschickt wäre, so würde er in besseren Kleidern gekommen sein wie ich und auch andere Waffen tragen, als Ihr an mir seht. Ich bitte Euch, gebt alle Furcht auf. Ich bin ein gewöhnlicher Mensch wie andere, und zwar ein Engländer, und beabsichtige Euch beizustehen. Ihr seht, ich habe zwar nur einen Diener; wir besitzen aber Waffen und Munition. Sagt uns gerade heraus, ob wir Euch nützen können. Was für ein Schicksal ist es, das Euch betroffen hat?»*

*»Unser Schicksal zu erzählen, Herr«, erwiderte er, »würde jetzt zu viel Zeit in Anspruch nehmen, während unsere Mörder so nahe sind. Kurz heraus gesagt, Herr, ich war Kapitän jenes Schiffes und meine Mannschaft hat gegen mich eine **Meuterei** unternommen. Nur mit Mühe ist sie davon abgebracht worden, mich zu ermorden und endlich haben sie mich neben diesen beiden Männern, von denen der eine mein Steuermann, der andere einer meiner Schiffspassagiere war, an diesem öden **Eiland** ausgesetzt. Wir glaubten hier sterben zu müssen, da wir den Ort für unbewohnt hielten und auch jetzt wissen wir nicht, wie wir Errettung finden sollen.«*

*»Wo sind Eure Feinde, diese Bestien, hingekommen?« fragte ich. – »Dort liegen sie, Herr«, erwiderte er, indem er auf ein **Baumdickicht** zeigte. »Mein Herz zittert vor Furcht, dass sie uns gesehen und Euch sprechen gehört haben. Wenn das der Fall ist, werden sie uns sicherlich alle ermorden.«*

*»Haben sie Feuerwaffen?« fragte ich. Er antwortete, sie hätten nur zwei Flinten bei sich, eine dritte sei im Boote zurückgeblieben. »Nun gut«, erwiderte ich, »dann überlasst mir das Übrige. Ich sehe, sie liegen alle im Schlaf und es ist mir eine Leichtigkeit, sie zu töten. Oder sollen wir sie lieber zu Gefangenen machen?« Er entgegnete, es seien zwei verzweifelte Schurken unter ihnen, denen Gnade widerfahren zu lassen eine bedenkliche Sache sei. Wenn man jedoch erst diese in der Gewalt habe, so würden die anderen, wie er glaube, freiwillig zu ihrer Pflicht zurückkehren. Auf meine Aufforderung, jene beiden näher zu bezeichnen, bemerkte der Fremde, dass er dies aus der Entfernung nicht wohl vermöge; übrigens werde er sich meinen Anordnungen in jeder Weise unterwerfen. »Nun denn«, erwiderte ich, »so wollen wir uns aus dem Bereich ihrer Augen und Ohren zurückziehen, damit sie nicht erwachen und dann können wir das Weitere*

beschließen.« Hierauf folgten mir die Fremden willig, bis der Wald uns verbarg.

»Hört mich an, Herr«, sagte ich, als wir im **Dickicht** angekommen waren. »Wenn ich mich um Eure Befreiung in Gefahr begeben, seid Ihr dann auch bereit, Euch zwei Bedingungen gänzlich zu unterwerfen?« Er kam meinen Vorschlägen zuvor durch die Erwiderung, dass sowohl er wie sein Schiff, wenn er es wieder in seine Gewalt bekommen sollte, ganz und gar meinen Befehlen untergeben sein solle. Und wenn er auch sein Schiff nicht wieder gewinnen sollte, werde er doch für mich leben und sterben, in welchen Teil der Welt ich ihn auch schicken möchte. Die beiden anderen sprachen sich in gleicher Weise aus.

»Nun wohl«, antwortete ich. »Meiner Bedingungen sind nur zwei. Die erste: dass Ihr, so lange Ihr auf dieser Insel weilt, Euch keinerlei Autorität anmaßen, auch, wenn ich Euch Waffen einhändige, diese jederzeit zurückliefern und weder zu meinem, noch der Meinigen Schaden anwenden wollt, sowie dass Ihr während dieser ganzen Zeit meinen Befehlen Folge leistet. Zweitens: dass Ihr, wenn Ihr Euer Schiff wieder bekommt, mich und meinen Gefährten in freier Überfahrt nach England zu bringen verspricht.«

Der Kapitän gab mir alle möglichen und erdenklichen Versicherungen, dass er diese sehr billigen Bedingungen erfüllen und überdies sein ganzes Leben mir ergeben sein, auch seinen Dank, wo es nur angehe, betätigen werde. »Nun denn«, erwiderte ich, »hier sind drei **Musketen** mit Pulver und Blei für Euch; sagt mir jetzt, was für ein Verfahren Ihr für das zweckmäßigste erachtet.« Er bezeugte aufs Neue seine Erkenntlichkeit, entgegnete aber, dass er sich ganz meinen Anordnungen unterwerfen wolle. Ich bemerkte ihm hierauf, dass ich zwar jeden Angriff für eine gewagte Sache hielte, dennoch aber als das unserer Situation Angemessenste ansähe, dass wir mit einem Male Feuer auf die ganze Bande gäben, während diese im Schläfe liege. »Wenn dann«, setzte ich hinzu, »einige bei dieser ersten **Salve** nicht tot bleiben und sich ergeben wollen, so können wir ihnen das Leben schenken und so die Wirkung unserer Schüsse ganz in die Hände der **Vorsehung** legen.«

Der Kapitän entgegnete mit großer Ruhe, wenn er es vermeiden könne, so würde er gern unterlassen, sie zu töten; aber jene beiden

unverbesserlichen **Schufte**, welche auch allein die **Meuterei** in seinem Schiffe angestiftet hätten, könnten uns, wenn sie **entrinnen** sollten, ins Verderben stürzen; sie würden nämlich dann an Bord gehen, die ganze Schiffsmannschaft herbeiholen und uns vernichten. »Dann«, entgegnete ich, »*rechtfertigt die Notwendigkeit meinen Ratschlag, da er den einzigen Weg, uns das Leben zu retten, öffnet.*« Weil ich den Kapitän aber immer noch abgeneigt sah, Blut zu vergießen, trug ich ihm auf, sich mit seinen beiden Gefährten aufzumachen und das zu tun, was ihnen selbst das Angemessenste schien.

Mitten in diesem Gespräch waren einige von den Schiffsleuten erwacht und wir sahen, dass zwei von ihnen augenblicklich auf den Füßen standen. Der Kapitän verneinte meine Frage, ob einer von ihnen zu den **Rädelsführern** der Empörten gehöre. »Gut«, sagte ich, »*so mögen sie entfliehen. Die **Vorsehung** scheint sie aufgeweckt zu haben, um sie zu retten. Jetzt*«, fuhr ich fort, »*ist es Eure Schuld, wenn die Übrigen uns **entrinnen**.*« Hierdurch ermutigt, nahm er die von mir ihm eingehändigte **Muskete** zur Hand und eine Pistole in den Gürtel und ging mit seinen beiden Kameraden, von denen jeder gleichfalls von mir mit einer Flinte bewaffnet war, ab.

Die Letzteren machten bei ihrer Entfernung einiges Geräusch. Einer von den wach gewordenen Seemännern wandte sich hierauf um und rief, als er sie herbeikommen sah, den anderen herbei. Aber es war bereits zu spät, denn in demselben Augenblick gaben jene beiden Feuer, während der Kapitän klüglich seinen Schuss zurückbehielt. Die Zwei hatten so trefflich auf jene früher erwähnten Schurken gezielt, dass der eine von diesen auf der Stelle tot blieb, der andere aber schwer verwundet wurde. Der Letztere hatte noch so viel Kraft, aufspringen und laut um Hilfe rufen zu können; der Kapitän aber eilte zu ihm und rief: es sei zu spät, Menschenbeistand anzuflehen, er solle lieber Gott anrufen, dass er seiner Schurkenseele gnädig sei. Bei diesen Worten schlug er ihn mit dem **Gewehrkolben** nieder, dass er kein Glied mehr regte.

Es blieben noch drei der Feinde übrig, von denen aber einer gleichfalls schon leicht verwundet war. Inzwischen war ich herbeigekommen und als die Gegner die Größe der Gefahr und die Vergeblichkeit des Widerstands

einsahen, baten sie um Gnade. Der Kapitän versprach ihnen das Leben zu schenken, wenn sie ihm ihre Reue über die Verrätereie, deren sie sich schuldig gemacht, **verbürgen** könnten und wenn sie ferner schwören wollten, ihm treuen Beistand zum Wiedergewinnen des Schiffes und zur Rückkehr nach Jamaika zu leisten, woher sie gekommen waren. Sie gaben darauf sämtlich jede Versicherung aufrichtiger Reue, die man nur verlangen konnte und der Kapitän äußerte mir deshalb den Wunsch, ihnen das Leben zu schenken. Ich hatte nichts dagegen einzuwenden, machte aber zur Bedingung, dass die Gefangenen an Hand und Fuß gefesselt bleiben müssten, solange sie auf der Insel verweilen würden.

Inzwischen hatte ich Freitag mit dem Steuermann des Kapitäns nach dem Boot geschickt, um es in Sicherheit zu bringen und die Segel und Ruder fortzuschaffen. Bald darauf kamen drei von den umherschweifenden Seeleuten, die sich zu ihrem Glück von den Übrigen getrennt hatten, durch unsere Schüsse herbeigerufen, in unsere Nähe. Als sie sahen, dass der Kapitän aus ihrem Gefangenen ihr siegreicher **Gebierter** geworden, ließen auch sie sich willig binden, und so war denn unser Sieg vollständig.

Jetzt erst bot sich die Gelegenheit für mich und den Kapitän, den Bericht von unserem gegenseitigen Schicksal auszutauschen. Ich begann und erzählte ihm meine ganze Geschichte, die er mit Aufmerksamkeit und Verwunderung anhörte. Vorzüglich interessierte es ihn zu erfahren, in welcher wunderbaren Weise ich mit Lebensmitteln und Munition versehen worden war. Mein wunderreicher Lebensgang rührte ihn tief. Der Gedanke überkam ihn, dass ich auch zu seiner eigenen Errettung erhalten worden sei, die Tränen rannen ihm über das Gesicht und er vermochte nicht ein Wort mehr zu sprechen. Darauf führte ich ihn und seine beiden Gefährten nach meiner Wohnung, und zwar auf dem Wege, auf welchem ich diese selbst verlassen hatte, nämlich über den Hügel. Dort ließ ich sie alle mit dem, was ich an Lebensmitteln vorrätig hatte, erfrischen und zeigte ihnen die sämtlichen Anstalten, die ich während meines langen Aufenthalts zu meiner Bequemlichkeit getroffen hatte.

Dies alles erfüllte sie mit höchstem Erstaunen. Der Kapitän bewunderte besonders die Befestigung meiner Wohnung und wie vollkommen ich

meinen Zufluchtsort durch das kleine Wäldchen versteckt hatte. Ich hatte es vor nun beinahe zwanzig Jahren angelegt und es war, da die Bäume hier viel rascher als in England wachsen, schon stattlich groß und so dick geworden, dass man es nur durch den von mir gebahnten gewundenen Pfad passieren konnte.

Ich erzählte ihm, dass ich außer dieser Burg, die meine Residenz darstelle, wie die Fürsten gewöhnlich, auch einen Landsitz habe, den ich ihm gelegentlich zeigen wollte. Für jetzt war aber unsere nächste Aufgabe, das Schiff wieder in unsere Gewalt zu bekommen. Der Kapitän gestand, dass er durchaus nicht wisse, was dazu für Maßregeln zu ergreifen seien. Es befänden sich nämlich noch dreizehn Mann an Bord, die, weil sie sich auf eine Empörung eingelassen, alle ihr Leben dem Gesetz verfallen wüssten und daher in verzweifelter Situation wären. Es sei ihnen bekannt, dass sie bei ihrer Rückkunft nach England sofort auf die **Galeeren** oder auf die englischen Kolonien gebracht würden und daher sei ein Angriff auf sie bei unserer geringen Zahl unmöglich.

Die Ansicht des Kapitäns erschien mir bei einigem Nachdenken nur zu wohl begründet. Jedenfalls aber musste ein rascher Entschluss gefasst werden, sowohl um die Schiffsleute in eine Schlinge zu locken, als sie von einer Landung abzuhalten, die unsere Vernichtung nach sich gezogen haben würde. Ich bedachte, dass die Schiffsmannschaft sicherlich, um nachzusehen, was aus ihren Kameraden und dem Boot geworden sei, binnen Kurzem in ihrem anderen Boot zur Insel kommen, vielleicht Waffen mitbringen und uns dann überlegen sein würde. Deshalb schlug ich als erste Maßregel vor, das Boot, welches auf dem Sande lag, seetüchtig zu machen. Wir begaben uns sofort an Bord desselben und nahmen die Waffen und was sich sonst an Gegenständen darin befand, heraus. Zu den letzteren gehörte eine Flasche Brantwein, eine andere mit Rum, etwas Schiffszwieback, ein **Pulverhorn** und ein großes, fünf bis sechs Pfund schweres Stück Zucker in Segeltuch eingewickelt. All dies war mir sehr willkommen, besonders aber der Brantwein und Zucker, die ich seit vielen Jahren entbehrt hatte.

Als diese Dinge an Land gebracht waren (die Ruder, der Mast, das Segel und das Steuerruder hatten wir bereits vorher weggeschafft), bohrten wir ein großes Loch in den Boden des Fahrzeugs, so dass dieses keinesfalls weggebracht werden konnte, wenn auch die Schiffsleute in noch so großer Anzahl kommen sollten. Auf die Wiedergewinnung des Schiffes rechnete ich jetzt kaum noch. Dagegen hoffte ich, das Boot würde, wenn es jene Leute zurückgelassen hätten, sich leicht wieder so weit herstellen lassen, dass wir darin nach den **Lewardsinseln** gelangen und unterwegs die Spanier, die ich nicht vergessen hatte, aufnehmen könnten.

Während wir noch über unseren Operationsplan berieten und mit großer Anstrengung das Boot so weit an den Strand gezogen hatten, dass es die Flut nicht sollte mitführen können, und nachdem das Loch in demselben so groß gemacht war, dass der **Leck** so leicht nicht gestopft werden konnte, hörten wir plötzlich von dem Schiff einen Schuss und bemerkten, dass das Boot durch allerlei Signale dorthin zurückgerufen werden sollte. Wiederholtes Feuern und Signalisieren blieb jedoch fruchtlos. Jetzt sah ich mit Hilfe meines Fernglases, dass die Mannschaft ein anderes Boot aussetzte und es durch einige Leute nach der Insel hinrudern ließ. Bei seinem Herankommen erkannten wir, dass sich nicht weniger als zehn Mann darin befanden, welche sämtlich Feuerwaffen bei sich führten.

Da das Schiff fast zwei **Meilen** vom Lande entfernt lag, hatten wir Zeit genug, unsere Beobachtungen zu machen und sogar die Gesichter der Männer im Boot zu erkennen. Denn da die Wellen sie etwas östlich von der Stelle, wo das früher gelandete Boot lag, abgetrieben hatten, und sie daher eine Strecke der Küste entlang steuerten, um an demselben Punkte wie jenes an Land zu kommen, konnten wir die Mannschaft genau beobachten. Der Kapitän kannte die charaktere Beschaffenheit der sämtlichen Leute im Boot. Drei von ihnen, sagte er, seien sehr **wackere** Leute, die nach seiner Überzeugung nur durch Gewalt und Furcht von den Übrigen in die Verschwörung gezogen worden seien. *»Der Bootsmann aber«,* setzte er hinzu, *»welcher das Kommando zu haben scheint, und alle übrigen, außer jenen Dreien, gehören zu den schlimmsten unter dem ganzen **Schiffsvolk** und werden ohne Zweifel in ihrer **Desperation** alles wagen.«*

Ich lächelte hierüber und erwiderte, Menschen in unserer Lage sollten über die Furcht hinaus sein. Jede denkbare Situation sei besser als die unserige und was auch erfolge, Leben oder Tod, würde sicherlich für uns eine Befreiung mit sich führen. Ich fragte, ob er, nachdem er den Bericht über meine Lebensumstände vernommen, nicht glaube, dass er sich für mich verlohne, an eine Erlösung aus meiner Lage alles zu setzen. »*Wohin ist Euer Glaube gekommen*«, fuhr ich fort, »*der Euch vor Kurzem noch so erhob, dass ich erhalten sei, um Euch zu erretten? Meines **Bedünkens** ist es nur ein einziger Umstand in unserer Situation, der misslich zu sein scheint.*«

»*Was meint Ihr damit?*« fragte er.

»*Nichts anderes, als dass, wie Ihr sagt, einige brave Jungs unter den Leuten sind, die gerettet zu werden verdienen. Wäre die ganze Sippe niederträchtig, so würde ich glauben, Gott habe sie von den Übrigen nur deshalb abgesondert, um sie in unsere Hände zu liefern. Denn verlasst Euch darauf, jeder Mensch, der an diesen Strand kommt, steht in unserer Gewalt und soll leben oder sterben, je nachdem er sich gegen uns benimmt.*« Diese mit heiterer Miene gesprochenen Worte ermutigten den Kapitän bedeutend und so machten wir uns denn getrost an unsere Aufgabe.

Sobald das vom Schiff ausgesandte Boot uns zuerst in Sicht gekommen war, hatten wir Sorge getragen, die Gefangenen zu trennen. Zwei davon, denen der Kapitän weniger als den Übrigen traute, wurden unter der Führung Freitags und eines der drei von uns befreiten Männer in meine Höhle entsendet, wo sie entfernt genug waren, um nicht gehört oder entdeckt werden zu können. Aus dieser hätten sie sich, auch selbst wenn sie ihrer Fesseln **ledig** geworden wären, nicht durch das Gehölz finden können. Dort wurden sie mit Lebensmitteln versehen und in Banden zurückgelassen, nachdem ihnen angekündigt war, dass sie, wenn sie sich ganz ruhig verhielten, nach einigen Tagen die Freiheit erhalten sollten, dass sie aber bei dem geringsten Fluchtversuch gnadenlos dem Tod verfallen würden. Sie versprachen, ihre Gefangenschaft geduldig zu ertragen und zeigten sich dankbar für die gute Behandlung, die man ihnen dadurch widerfahren lasse, dass man ihnen Lebensmittel und Licht gewährt habe. Freitag hatte ihnen nämlich einige von unseren selbst

gefertigten Kerzen zurückgelassen und sie dann glauben gemacht, dass er als **Schildwache** vor dem Eingang der **Grotte** zurückbleibe.

Die übrigen Gefangenen wurden noch besser behandelt. Zwei blieben jedoch gebunden, weil auch ihnen der Kapitän nicht völlig traute. Die anderen beiden wurden unter meinen Befehl gestellt, nachdem sie feierlich gelobt hatten, mit uns zu leben und zu sterben. Wir waren jetzt mit ihnen und den drei braven Leuten zusammen sieben gut bewaffnete Männer und ich zweifelte nicht, dass wir mit den zehn Ankömmlingen ganz leicht fertig werden würden, besonders da der Kapitän versichert hatte, es seien mehrere ehrenwerte Leute unter ihnen.

Sobald die Fremden zu der Stelle gekommen waren, wo ihr anderes Boot lag, ließen sie das ihrige an den Strand auflaufen, sprangen ans Land und zogen ihr Fahrzeug hinter sich her. Mir war das ganz erwünscht, denn ich hatte schon gefürchtet, sie würden ihr Boot in einiger Entfernung von der Küste vor Anker legen und Wache darin zurücklassen, so dass wir uns desselben nicht bemächtigen könnten. Kaum gelandet, eilten jene zu ihrem anderen Boot und sahen mit großem Erstaunen, dass es gänzlich ausgeplündert und mit einem großen **Leck** durchbohrt war.

Nachdem die Neuangekommenen eine Weile über die Ursache dieser Beschädigung nachgesonnen hatten, ließen sie aus Leibeskräften mehrere Male ein brüllendes Halloh erschallen, um von ihren Gefährten gehört zu werden. Es blieb jedoch vergeblich. Hierauf bildeten sie einen Kreis und feuerten aus ihrem Kleingewehr eine solche **Salve** ab, dass die Wälder rings umher ein lautes Echo vernehmen ließen. Auch dies fruchtete nichts. Die in der Höhle eingeschlossenen Gefangenen hörten das Schießen nicht und die bei uns Befindlichen vernahmen es zwar recht gut, durften aber keine Antwort geben.

Hierüber waren die Schiffsleute so erstaunt und befremdet, dass sie, wie wir später erfuhren, beschlossen, sofort nach dem Schiffe zurückzukehren und die Nachricht dahin zu bringen, die Mannschaft sei ermordet und das **Langboot** seetüchtig gemacht. Demgemäß brachten sie

das Fahrzeug, in dem sie gekommen waren, alsbald wieder in See und begaben sich an Bord desselben.

Hierüber aber erschrak der Kapitän aufs Äußerste; er glaubte nämlich, die Schiffsmannschaft würde nach der Rückkehr der Abgesandten ihre Kameraden verloren geben und wieder in See gehen, so dass er das Schiff, das er wieder zu erlangen gehofft, unfehlbar verlieren werde. Bald aber sollte er durch ein anderes Ereignis noch mehr in Furcht gesetzt werden.

Die Leute waren noch nicht lange mit dem Boot abgestoßen, als wir sie ans Land zurückkehren sahen, offenbar gewillt, etwas anderes zu unternehmen. Sie hatten, wie es schien, nach gepflogener Beratung beschlossen, dass drei Mann in dem Boot zurückbleiben, die Übrigen aber auf die Insel zurückkehren und nach ihren Gefährten suchen sollten. Dies gab der Sache für uns eine sehr unangenehme Wendung und wir wussten im Augenblick nicht, was wir beginnen sollten. Denn wenn wir uns auch jener sieben Mann, die sich am Lande befanden, bemächtigten, so half das nicht viel, wenn wir das Boot **entrinnen** ließen. Die darin Befindlichen nämlich wären dann gewiss sofort zu dem Schiff zurückgerudert und mit den dort Zurückgebliebenen sicherlich alsbald unter Segel gegangen, wo dann von einem Wiederbekommen des Fahrzeugs für uns keine Rede mehr sein konnte. Indessen hatten wir keine andere Wahl, als den Verlauf der Dinge ruhig abzuwarten.

Sobald die sieben Mann an Land gegangen waren, hatten die drei in dem Boot befindlichen dieses eine geraume Strecke weit vom Ufer abgesteuert und sich dort vor Anker gelegt, um auf die andern zu warten. Damit aber war es für uns unmöglich geworden, an das Boot zu gelangen. Die ans Ufer gelangten hielten sich dicht zusammen und bewegten sich nach der Spitze des kleinen Hügels, unter welchem meine Behausung lag. Wir konnten sie deutlich erkennen, während sie dagegen uns nicht zu bemerken vermochten. Es musste uns erwünscht sein, dass sie entweder näher zu uns herankommen, oder sich weiter von uns entfernten. In jenem Falle hätten wir auf sie feuern, im anderen hätten wir uns sicher zurückziehen können. Als sie den Hügel erstiegen hatten, von dem man weit aus über die Täler und Wälder nach der am tiefsten gelegenen Nordostseite der

Insel zu schauen vermochte, schrien und riefen sie so lange, bis sie ermüdet waren. Dann setzten sie sich, ohne sich weit vom Ufer hinweg zu wagen, oder sich voneinander zu entfernen, unter einen Baum, um Rat zu halten. Hätten sie sich dort dem Schlaf überlassen, wie es früher die andere Truppe getan, so wäre das sehr vorteilhaft für uns gewesen; aber sie waren zu sehr in Furcht, um schlafen zu können, wiewohl sie keine bestimmte Vorstellung von den ihnen drohenden Gefahren hatten.

Jetzt brachte der Kapitän einen sehr zweckmäßigen Vorschlag zur Sprache. *»Vielleicht«, meinte er, »werden diese Gesellen zu dem Entschluss kommen, eine neue Salve zu geben, um von ihren Kameraden gehört zu werden und dann wollen wir in dem Augenblick, wo ihre Gewehre abgefeuert sind, über sie herfallen; sicherlich werden sie sich uns in dieser Lage ergeben, und wir bekommen sie auf diese Weise ohne Blutvergießen in unsere Gewalt.«* – Ich billigte diesen Plan für den Fall, dass wir den Leuten nahe genug seien, um zu ihnen gelangen zu können, ehe sie ihre Gewehre wieder zu laden vermöchten. Aber eben diese Voraussetzung fand nicht statt und so lagen wir noch eine geraume Zeit unentschlossen, was wir unternehmen sollten.

Endlich erklärte ich mich dahin, dass sich meines Bedünkens vor Einbruch der Nacht gar nichts tun ließe. Vielleicht könnten wir dann, wenn unsere Feinde nicht in das Boot zurückkehren sollten, zwischen sie und das Ufer gelangen und dann die im Boot Befindlichen durch List ans Land locken.

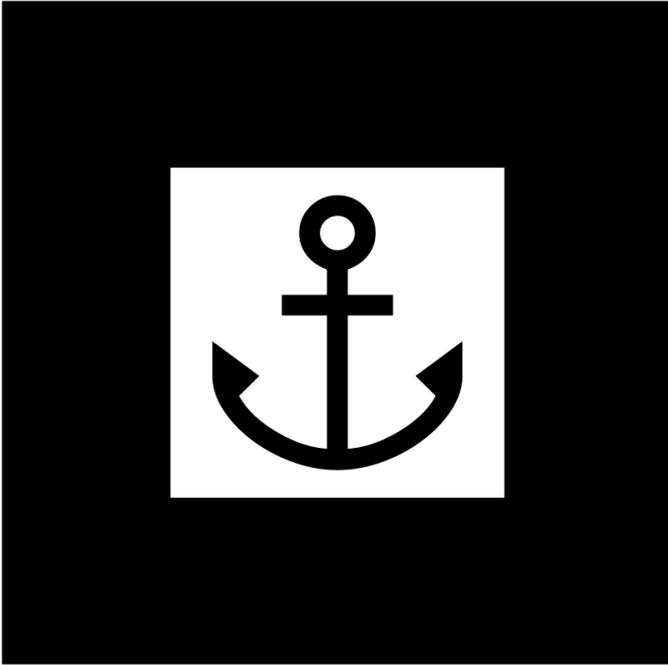
Nachdem wir eine geraume Zeit in großer Ungeduld gewartet hatten, waren wir sehr unangenehm überrascht, als wir die sieben Mann nach langer Beratung aufstehen und nach dem Meere hingehen sahen. Es schien, als ob der Ort, an dem sie sich befanden, ihnen so unheimlich vorkäme, dass sie beschlossen hätten, an Bord des Schiffes zurückzukehren, ihre Gefährten verloren zu geben und ihre Reise fortzusetzen.

Als ich sie nach dem Ufer hingehen sah, war ich überzeugt, dass sie alle weiteren Nachforschungen aufgegeben hätten. Der Kapitän teilte diese Ansicht und war dadurch nicht wenig erschreckt. Mir aber kam alsbald eine List in den Sinn, die sich bewährte und die Fremden wirklich

wieder zur Umkehr vom Strande bewog. Ich ließ nämlich Freitag und den Steuermann des Kapitäns über die kleine Bucht im Westen setzen, von dort nach der Stelle, wo Freitag den Wilden entronnen war, gehen und befahl ihnen, sobald sie auf die daselbst etwa eine halbe Meile von uns befindliche Anhöhe gekommen seien, aus Leibeskräften zu rufen, bis die Seeleute es vernommen hätten. Wenn diese Antwort gegeben, sollten jene beiden das Schreien wiederholen, dann in einem Bogen fortlaufend immer das Halloh der Fremden erwidern, diese möglichst weit auf solche Weise in das Innere der Insel und in die Wälder locken und dann auf einem Umwege, den ich ihnen angab, zu uns zurückkehren.

Die Fremden waren gerade im Begriff, in das Boot zu steigen, als Freitag und sein Begleiter ihr Halloh anstimmten. Sofort antworteten jene und eilten der Küste entlang westwärts, dem Ort zu, von woher die Stimmen schallten. Auf ihrem Wege sahen sie sich durch die Bucht gehemmt, in der gerade das Flutwasser stand, so dass sie nicht hinüber konnten. Sofort riefen sie, ganz wie ich es voraus gesehen, den im Boot Befindlichen zu, herbeizukommen und sie übersetzen. Kaum war diese Aufforderung ergangen, so sah ich, wie das Boot, das eine weite Strecke die Bucht hinaufgerudert war, in einer Einbiegung des Ufers landete, worauf von den drei früher darin Befindlichen einer mit den sieben anderen lief und nur zwei in dem Fahrzeug zurückbleiben, nachdem sie dieses an dem Stamm eines kleinen Baumes am Ufer befestigt hatten.

Dies war es aber gerade, was ich gewünscht hatte. Sofort nahm ich die bei mir befindlichen Leute mit, setzte so, dass ich von den Männern bei dem Boot nicht bemerkt werden konnte, über die Bucht und überraschte die beiden, ehe sie es sich versahen. Der eine von ihnen lag am Ufer, der andere befand sich noch im Boot. Jener, im halben Schlaf begriffen, wollte sich erheben, aber der Kapitän, der uns voraus war, eilte auf ihn los und schlug ihn nieder. Dann rief er dem im Boote Befindlichen zu, er solle sich ergeben oder er sei des Todes.



Es bedurfte keiner großen Überredung, um diesen vom Widerstand abzuhalten, als er sich uns fünf Männern gegenüber und seinen Gefährten kampfunfähig sah. Überdies gehörte er auch, wie es schien, zu den drei Leuten, die nicht so schwer beteiligt an der **Meuterei** waren als das übrige **Schiffsvolk**, daher er nicht nur sich völlig ergab, sondern sich uns auch später als aufrichtiger **Bundesgenosse** bewährte.

Unterdessen hatten Freitag und der Steuermann den anderen gegenüber ihre Sache so gut gemacht, dass diese durch Rufen und Antworten von einem Hügel zum anderen und von einem Gehölz ins andere gelockt worden und nicht nur herzlich müde, sondern auch vom Boot weit genug entfernt waren, um es vor der Dunkelheit nicht wieder erreichen zu können. Nicht minder brachten auch unsere Freunde, bei ihrer Rückkehr zu uns, eine tüchtige Müdigkeit mit.

Jetzt blieb uns nichts anderes zu tun, als die Nacht abzuwarten und dann die Fremden zu überfallen, wo wir sicher sein durften, uns ihrer bemächtigen zu können. Es waren kaum einige Stunden nach Freitags Rückkehr verstrichen, als auch jene den Rückweg zu ihren Booten nahmen. Schon geraume Zeit, ehe sie herankamen, hörten wir die Vordersten den Zurückgebliebenen zurufen. Diese antworteten mit Klagerufen über ihre Lahmheit und Müdigkeit und versicherten, dass sie kaum noch vorwärts könnten. Endlich langten sie bei dem Boot an. Aber wie groß war ihr Befremden, als sie dieses durch die Ebbe auf dem Sand festgemacht sahen, ihre beiden Leute aber nicht mehr darin fanden. Wir hörten sie eine klägliche Unterhaltung führen; sie jammerten darüber, dass sie auf ein verzaubertes **Eiland** geraten seien; entweder, sagten sie, müsse es hier Eingeborene geben, durch die ihnen allen ein grausamer Tod drohe, oder es müssten Teufel und böse Geister hier wohnen, von denen sie entführt und vernichtet werden würden.

Hierauf stimmten sie aufs Neue ihr lautes Halloh an und forderten ihre Gefährten bei Namen auf, herbeizukommen; aber es erfolgte keine Antwort. Einige Zeit darauf sahen wir sie in der Dämmerung mit vor Verzweiflung gerungenen Händen herumirren, dann in das Boot

zurückkehren, um auszuruhen, bald darauf wieder am Ufer umherlaufen und dieses Tun immer aufs Neue wiederholen.

Meine Leute hatten große Lust, sofort in der Dunkelheit über sie herzufallen, aber ich wollte meiner Sache ganz gewiss sein, um so wenig wie möglich Menschenleben opfern zu müssen. Vor allem aber war ich abgeneigt, das Leben eines meiner eigenen Leute aufs Spiel zu setzen. Ein Verlust in Bezug auf diese lag umso näher, als die anderen gut bewaffnet waren. Daher beschloss ich zu erwarten, ob die Feinde sich nicht etwa trennen würden. Um sie sicherer in meiner Gewalt zu behalten, gedachte ich unseren Hinterhalt mehr in ihre Nähe zu verlegen und deshalb befahl ich Freitag und dem Kapitän, auf Händen und Füßen, zur Erde geduckt, sich so nahe als möglich zu ihnen zu schleichen, ehe sie sich schussfertig machten.

Meine Gefährten waren noch nicht lange an ihrem Posten angekommen, als sich der Bootsmann, der **Hauptträdel Führer** bei der **Meuterei** und zugleich derjenige, welcher jetzt am mutlosesten von allen schien, mit zwei anderen von dem **Schiffsvolk** dem Kapitän und meinem Freitag näherte. Der erstere, als er vermutete, dass dieser **Hauptschuft** ihm in das Garn laufe, konnte sich kaum gedulden, bis er ihm nahe genug war, so dass ihn jener genau erkennen konnte. Denn bis dahin hatte der Kapitän nur nach der Stimme vermutet, dass es dieser Schurke sei. Als die drei aber ziemlich in ihre Nähe gekommen waren, standen der Kapitän und Freitag auf und gaben Feuer. Der Bootsmann blieb auf der Stelle tot und einer von den beiden anderen Leuten fiel, durch den Leib getroffen, neben ihm nieder, starb aber erst einige Stunden später; der dritte dagegen entfloh.

Sobald die Schüsse geknallt hatten, rückte ich mit meiner ganzen, jetzt aus acht Mann bestehenden Armee vor. Ich selbst als **Generalissimus** voran, Freitag als mein **Generalleutnant**, der Kapitän und seine beiden Leute und unsere drei Kriegsgefangenen, die wir mit Waffen versehen hatten, folgten. Da wir uns den Schiffsleuten in der Dunkelheit näherten, vermochten sie unsere Anzahl nicht zu erkennen. Ich ließ den in dem Boot zurückgebliebenen Mann, der jetzt einer von den Unserigen war, jene bei Namen rufen, um zu versuchen, ob sie mit sich unterhandeln

und sich zur Ergebung bereit finden lassen würden. Die Sache lief auch ab, wie ich es wünschte. Begreiflich genug, dass die Leute, mit Rücksicht auf ihre böse Lage, sich gern zur **Kapitulation** verstanden. Als der von mir Beauftragte, so laut er vermochte, einem seiner Kameraden zugerufen: »Tom Smith, Tom Smith«, antwortete dieser augenblicklich: »Bist du es, Robinson?« – »Ja wohl, Tom Smith! Legt um Gottes Willen Eure Waffen nieder und ergebt Euch, oder Ihr seid alle im nächsten Augenblick des Todes.«

»Wem sollen wir uns denn ergeben? Was sind es für Leute?« fragte Smith wiederum.

»Sie sind hier bei mir«, entgegnete jener. »Es ist unser Kapitän mit fünfzig Mann, die Euch diese zwei Stunden lang herum gehetzt haben. Der Bootsmann ist tot, Will Fry ist verwundet und ich bin gefangen. Wenn Ihr Euch nicht ergebt, seid Ihr sämtlich verloren.«

»Wenn sie uns **Pardon** verheißen«, erwiderte Tom Smith, »dann wollen wir uns ergeben.«

»Ich will gehen und fragen.«

Hierauf rief der Kapitän selbst: »Smith, du kennst meine Stimme, wenn Ihr sofort die Waffen ablegt und Euch ergebt, soll Euch allen das Leben geschenkt sein, ausgenommen Will Atkins«.

Jetzt schrie dieser Will Atkins: »Um Gottes Willen, Kapitän, schenkt mir auch Gnade! Was habe denn ich gerade getan? Die anderen haben ja ebenso schlecht gehandelt als ich!«

Dies war jedoch nicht die Wahrheit. Wie es schien, hatte dieser Mensch bei dem Ausbruch der **Meuterei** die erste Hand an den Kapitän gelegt und ihn, nachdem er ihm die Hände gebunden, **barbarisch** behandelt und mit Schimpfworten beleidigt hat. Der Kapitän antwortete ihm, er solle die Waffen auf Gnade oder Ungnade niederlegen, sein Geschick würde von der Entscheidung des **Gouverneurs** abhängen. Mit diesem Namen bezeichnete mein Freund nämlich mich.

Um es kurz zu machen: die Männer legten ihre Waffen nieder und baten, dass wir ihnen das Leben schenken möchten. Ich schickte hierauf jenen,

der mit ihnen vorher unterhandelt hatte, nebst zwei anderen zu ihnen und ließ sie binden. Hierauf erst kam meine große Armee von fünfzig Mann, die, jene drei inbegriffen, jetzt wieder auf acht herab geschmolzen war, zum Vorschein und bemächtigte sich der Fremden und ihres Bootes. Ich selbst hielt mich nebst einem Begleiter aus Politik noch fern.

Unsere nächste Sorge war nun, das Boot auszubessern, um zu versuchen, ob wir des Schiffes habhaft werden könnten. Der Kapitän beschäftigte sich jedoch zunächst damit, mit den Empörung zu unterhandeln. Er warf ihnen die Schändlichkeit ihres Verfahrens gegen ihn und die Nichtswürdigkeit dessen, was sie zuletzt gegen ihn beabsichtigt hätten, vor und zeigte ihnen, wie sie durch diese Handlungen notwendig am Ende in das Elend und Verderben, vielleicht gar auf die **Galeeren** hätten geraten müssen. Sie schienen auch voll Reue zu sein und baten flehentlich um ihr Leben. Hierauf erklärte er, sie seien nicht seine Gefangenen, sondern die des Befehlshabers dieser Insel. Sie hätten zwar gemeint, ihn an ein ödes, menschenleeres **Eiland** auszusetzen, aber Gottes Gnade habe es so gefügt, dass es bewohnt sei und einen Engländer zum **Gouverneur** habe. Wenn es diesem beliebt, könne er sie sämtlich hängen lassen; da er ihnen aber **Pardon** versprochen, so werde er sie vermutlich nach England schicken und dem Arme der Gerechtigkeit überliefern, mit Ausnahme des Atkins. Dieser solle sich, so lautet der Befehl des Gouverneurs, auf seinen Tod vorbereiten, da er am nächsten Morgen baumeln müsse.

Dies alles war zwar freie Erfindung des Kapitäns, brachte aber doch die erwünschte Wirkung hervor. Atkins fiel auf die Knie und bat den Kapitän, sich bei dem Gouverneur für sein Leben zu verwenden. Die anderen alle flehten, dass man sie um Gottes Willen nicht nach England schicken möge.

Jetzt kam mir der Gedanke, dass der Augenblick unserer Befreiung nahe sei. Es müsse, dachte ich mir, eine Leichtigkeit sein, diese Leute dahin zu bringen, dass sie uns mit Freuden den Besitz des Schiffes verschafften. Nachdem ich mich in die Dunkelheit zurückgezogen hatte, damit sie vorläufig nicht erführen, was für eine Art von **Gouverneur** hier herrsche, rief ich den Kapitän herbei. Ich verstellte dabei meine Stimme

so, dass es klang, als käme sie aus einer großen Ferne. Einer der Leute wurde **beordert**, meinen Befehl weiter zu tragen und dem Kapitän zu melden, dass ihn der Kommandant zu sich **entbiete**. Sofort erwiderte der Kapitän: »*Sage Sr. Excellenz, ich würde alsbald kommen*«. Dies bestärkte die Gefangenen noch mehr in ihrem **Wahn** und sie glaubten sämtlich, der Gouverneur halte mit seinen fünfzig Mann irgendwo an einer entfernten Stelle der Insel.

Nachdem sich der Kapitän zu mir begeben hatte, teilte ich ihm mit, es sei mein Plan, mich jetzt sofort des Schiffes zu bemächtigen. Diese Absicht behagte ihm ungemein und wir beschlossen, sie gleich am nächsten Morgen in Ausführung zu bringen. Damit das aber umso besser geschehen könne, schlug ich dem Kapitän vor, die Gefangenen zu teilen. Ich beauftragte ihn, Atkins und zwei andere von den Hauptübeltätern gefesselt nach der Höhle zu schicken, wo die Übrigen lagen. Zu diesem Transport wurden Freitag und die beiden mit dem Kapitän an das Land gekommenen Leute verwendet. Diese brachten die Gefangenen in die Höhle als wie in einen Kerker und in der Tat war der Aufenthaltsort, besonders für Menschen in solcher Lage, schlimm genug. Die übrigen Schiffsleute ließ ich nach meiner oft beschriebenen Laube bringen. Da diese umzäunt und die Gefangenen in Fesseln waren, bot der Ort Sicherheit genug für ihre Verwahrung.

Zu den letzteren schickte ich am folgenden Morgen den Kapitän, damit er mit ihnen unterhandle, das heißt, sie auf die Probe stellen und mir Bericht erstatten, ob auf ihre Mitwirkung zur Wiedererlangung des Schiffes zu rechnen sei. Er hielt ihnen das durch sie gegen ihn begangene Verbrechen nochmals vor und wies sie darauf hin, in welcher traurigen Lage sie selbst in Folge dessen gekommen seien. Denn wenn der **Gouverneur** ihnen auch für den jetzigen Augenblick das Leben geschenkt habe, so würden sie doch, falls man sie nach England schickte, sicherlich gehängt werden. Jedoch wolle er sie versichern, dass, wenn sie bei einer so rechtmäßigen Handlung, wie die Wiedereroberung des Schiffes sei, Beistand leisteten, der Gouverneur ihnen vollen **Pardon** geben werde.

Man kann sich leicht vorstellen, wie begierig diese Bedingung von den Leuten in ihrer Situation angenommen wurde. Sie fielen auf die Knie und versprachen unter den kräftigsten Beteuerungen dem Kapitän, ihm bis zum letzten Blutstropfen treu zu bleiben und, wenn sie ihm die Rettung ihres Lebens verdankten, mit ihm durch die ganze Welt zu gehen; sie wollten ihm in aller Zukunft wie ihrem leiblichen Vater anhängen.

Der Kapitän erwiderte: *»Gut, ich werde gehen, dem Gouverneur Eure Worte melden und versuchen, was ich tun kann, um ihn zur Einwilligung zu bewegen«.*

So brachte er mir den Bericht über die Stimmung der Leute. Er versicherte überzeugt zu sein, dass man ihnen trauen dürfe. Um jedoch meiner Sache gewisser zu sein, befahl ich dem Kapitän, wieder zu den Gefangenen zurückzukehren und ihnen zu sagen, er habe, zum Beweis, dass man nicht ihrer aller benötigt sei, den Auftrag, nur fünf Mann von ihnen zu seinem Beistand auszuwählen; die beiden anderen nebst den drei in die Burg, nämlich in meine Höhle, Geschickten werde der Gouverneur als **Bürgen** für die Treue der Übrigen zurückbehalten. Handelten die fünf Auserlesenen treulos, so würden die Geiseln sämtlich lebendig in Ketten am Strand aufgehängt werden. Diese bedenkliche Aussicht sollte nämlich den Gefangenen beweisen, dass der Gouverneur nicht spaße. Übrigens blieb ihnen keine Wahl und es lag jetzt gerade so sehr im Interesse der Zurückbleibenden wie des Kapitäns, die fünf Auserwählten zur Erfüllung ihrer Pflicht anzuhalten.

## Kapitel 15: Stilles Vermögen

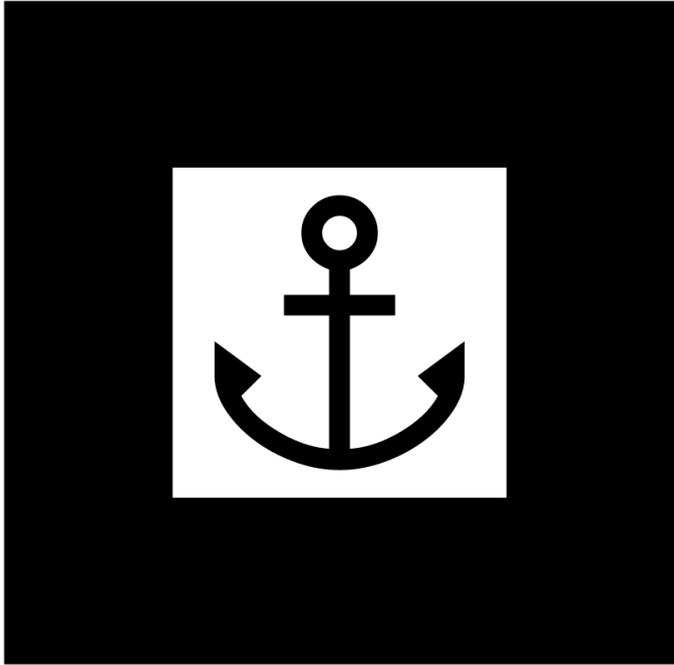
Unsere Streitkräfte wurden nun für die Unternehmung folgendermaßen in Gruppen geordnet. Zur ersten gehörte der Kapitän, sein Steuermann und sein Passagier; zur zweiten die beiden zuerst gefangenen Genommenen, denen ich auf des Kapitäns Empfehlung die Freiheit gegeben und Waffen anvertraut hatte; zur dritten die zwei anderen, welche ich bis daher gefesselt in der Laube gehalten, aber jetzt gleichfalls auf des Kapitäns Veranlassung losgelassen hatte; die vierte Abteilung bildete nur der einzeln im Boot gefangene Mann; endlich bestand die fünfte aus den zuletzt befreiten Gefangenen. So waren es im Ganzen dreizehn Leute; die fünf in der Höhle und die beiden Geiseln blieben zurück.

Der Kapitän erklärte auf meine Frage seine Bereitwilligkeit, sich mit dieser Mannschaft an Bord des Schiffes zu wagen. Was mich selbst und Freitag anging, so hielt ich es nicht für zweckmäßig, mit auf das Unternehmen auszuziehen. Denn da wir sieben Mann zurückbehalten, hatten wir genug damit zu schaffen, sie getrennt zu halten und mit Lebensmitteln zu versehen. Die fünf in der Höhle sollten nach meiner Absicht streng eingeschlossen gehalten werden. Freitag ging zweimal täglich zu ihnen, um ihnen zu essen zu bringen.

Die übrigen beiden Gefangenen mussten die Vorräte bis zu einer gewissen Stelle tragen und Freitag nahm sie dann in Empfang.

Nachdem ich mich zu den beiden Geiseln begeben, teilte ihnen der Kapitän, der mich begleitete, mit, ich sei vom **Gouverneur** beauftragt, über sie zu wachen. Der Gouverneur habe angeordnet, dass sie keinen Schritt ohne meine Erlaubnis tun dürften; wenn sie dem zuwider handelten, würden sie ins Gefängnis geworfen und in Ketten gelegt werden. So erschien ich, da ich mich nicht als der Gouverneur zu erkennen geben wollte, jetzt als eine dritte Person und sprach bei jeder möglichen Gelegenheit von dem Befehlshaber der Insel, von der **Garnison**, dem Gefängnis und dergleichen Dingen.

Für den Kapitän boten sich jetzt als nächste und wichtigste Aufgaben die Ausrüstung seiner zwei Boote, die Verstopfung des **Lecks** in dem einen und die Bemannung beider. Er ernannte seinen Passagier zum Kapitän für das eine Fahrzeug und gab ihm vier Mann bei. Er selbst neben seinem Steuermann und fünf weiteren Leuten begab sich in das andere. Sie machten ihre Sache so vortrefflich, dass sie schon um Mitternacht an das Schiff herankamen. Als sie sich auf Rufweite demselben genähert, ließ der Kapitän die Leute an Bord durch Robinson anrufen und ihnen verkündigen, sie hätten ihre Kameraden und das Boot wieder, aber es sei viel Zeit drauf gegangen, bis sie dieselben gefunden. Mit solchem und ähnlichem Geschwätz hielt er die **Schiffsmannschaft** hin, bis unsere Leute unter dem Schiffe beigelegt hatten. Sobald der Kapitän und der Steuermann den Fuß auf das Deck setzten, schlugen sie auch sofort den zweiten Steuermann und den Schiffszimmermann mit ihren **Gewehrkolben** nieder. Unsere Leute zeigten sich sehr zuverlässig. Sie versicherten sich der ganzen auf dem Haupt- und dem **Quarterdeck** befindlichen Mannschaft; dann verschlossen sie die **Luken**, um diejenigen, welche sich im unteren Schiffsraum befanden, in demselben zu halten. Jetzt nahte auch das andere Boot, die Bemannung legte am Vorderteil an und nahm das Vorderdeck sowie die in die Küche führende Dachluke in Besitz und machte drei darin befindliche Leute zu Gefangenen.



Hierauf, nachdem das Deck gänzlich gesäubert war, befahl der Kapitän dem Steuermann, mit drei Leuten in die **Kajüte** einzubrechen. Dort hatte der neu ernannte Rebellen-Kapitän mit zwei Männern und einem Schiffsjungen Feuerwaffen ergriffen. Kaum hatte der Steuermann mit seinen Gefährten die Tür gespalten, so gab der neue Kapitän mit seinen Gefährten mutig Feuer auf sie, zerschmetterte dem Steuermann mit einer Musketenkugel den Arm und verwundete noch zwei von der Mannschaft, ohne jedoch einen einzigen zu töten. Unser Steuermann rief zwar um Hilfe, stürzte indessen trotz seiner Verwundung in die Kajüte und schoss dem neuen Kapitän mit einer Pistole durch den Kopf, dass die Kugel durch den Mund eindrang und hinter dem Ohr heraus schlug. Der Mensch sank lautlos zusammen; darauf ergaben sich die Übrigen und das Schiff war somit ohne weiteren Verlust von Menschenleben in unserem Besitz.

Sobald der Sieg gewonnen war, ließ der Kapitän sieben Kanonenschüsse abfeuern, als das Signal, welches nach unserer Verabredung mir den günstigen Erfolg des Unternehmens verkündigen sollte. Man kann sich denken, mit welcher Freude ich die **Salve** vernahm, nachdem ich bis beinahe zwei Uhr morgens am Strande wachend gesessen hatte. Erst als ich das Signal gehört, legte ich mich nieder und schlief nach der großen Anstrengung des Tages sogleich fest ein. Plötzlich aber wurde ich durch einen Flintenschuss geweckt und hörte, nachdem ich eilig aufgestanden war, die Stimme eines Mannes rufen: »Herr **Gouverneur**, Herr Gouverneur!« Ich erkannte sogleich die Stimme des Kapitäns. Als ich den Gipfel des Hügels erstiegen hatte, fand ich ihn dort stehen. Er deutete nach dem Schiff hin und sagte, indem er mich in die Arme schloß: »*Mein teurer Freund und Erretter, dort ist Euer Fahrzeug, denn es gehört Euch ebenso wie mir nebst allem, was es enthält*«.

Ich richtete die Augen nach dem Schiff und sah es etwa eine halbe **Meile** vom Lande vor Anker liegen. Nachdem nämlich unsere Leute sich desselben bemächtigt hatten, waren die Anker alsbald gelichtet worden und da das Wetter ruhig war, hatten sie das Fahrzeug gerade gegenüber der Mündung des kleinen Baches festgelegt. Da sich gerade die Flut erhoben, hatte der Kapitän in dem **Langboot** bis nahe an die Stelle

gelangen können, wo ich einst mit meinen Flößen gelandet war und so hatte er unmittelbar vor meiner Tür aussteigen können. Ich war vor Überraschung einer Ohnmacht nahe. Denn ich sah jetzt alles, was zu meiner Rettung nötig war, sozusagen wie mit Händen zu greifen vor mir und ein großes Schiff in völliger Bereitschaft, mich zu tragen, wohin ich Lust hatte. Eine Weile lang war ich nicht im Stande, ein Wort zu sprechen. Ich hielt mich, um nicht umzufallen, an dem Kapitän fest, der seine Arme um mich geschlungen hatte. Als er meine Verwirrung gewährte, zog er sogleich eine Flasche aus seiner Tasche und ließ mich einen herztärkenden Trunk nehmen, den er zu diesem Zwecke mitgenommen. Darauf setzte ich mich auf die Erde und kam allmählich wieder zu mir selbst, vermochte jedoch lange Zeit noch nicht ein Wort zu äußern. Inzwischen war der gute Kapitän in einer gerade so großen Aufregung als ich, wenn auch nicht in Folge der Überraschung. Er überhäufte mich mit tausend Ausdrücken der Zärtlichkeit, um mich wieder zum Bewusstsein zu bringen, aber der Freuden Strom flutete so gewaltig in meiner Brust, dass er alle meine Sinne mit sich fortriss. Endlich brach er in Tränen hervor und dann erst gewann ich die Sprache wieder. Jetzt schloß ich meinerseits meinen Erretter in die Arme und wir jubelten vereint.

*»Ich sehe Euch«, so sagte ich zu ihm, »als meinen vom Himmel gesendeten Erretter an und die ganze Begebenheit erscheint mir als eine Kette von Wundern. Solche Ereignisse legen uns Zeugnis ab dafür, dass die verborgene Hand einer Vorsehung die Welt lenkt und sie beweisen aufs Sicherste, dass die Augen einer unbegrenzten Macht in den entlegensten Winkel der Welt dringen und dass diese Macht dem Unglücklichen Hilfe schicken kann, wenn sie nur will.«* Ich unterließ auch nicht gegen den Himmel mein Herz in Dankbarkeit zu erheben und wer hätte hier auch versäumen können, dem zu danken, der nicht nur in wunderbarer Weise in solcher Wildnis und so trostloser Lage für mich Sorge getragen hatte, sondern aus dessen Hand jetzt auch allein die Erlösung gekommen war!

Als wir eine Weile hindurch uns unterhalten, teilte mir der Kapitän mit, er habe von dem, was das Schiff an Ladung geborgen und was von den Schurken, die es eine Weile in Besitz gehabt hätten, übrig

gelassen sei, mir einige kleine Erfrischungen mitgebracht. Dann rief er den Leuten im Boote zu, sie sollten die Sachen für den **Gouverneur** aufs Land bringen. Das war aber eine Ladung so groß, als ob ich nicht die Absicht hätte, mit den Leuten mich einzuschiffen, sondern als wenn ich auf der Insel bleiben und jene allein ziehen lassen wolle. Da kam zuerst ein Flaschenkorb mit ausgezeichneten Spirituosen zum Vorschein, darunter sechs große Flaschen Madeira, deren jede zwei **Quart** enthielt; ferner befanden sich darunter zwei Pfund vorzüglichen Tabaks, zwölf Viertel **Ochsenpökelfleisch** und sechs Viertel Schweinefleisch, ein Sack voll Erbsen und ungefähr hundert Pfund Schiffszwieback. Auch war dabei eine Kiste mit Zucker, eine andere mit Mehl, ein Sack voll Limonen, zwei Flaschen Limonensirup und eine Menge andere Dinge. Sodann aber, und das war mir tausendmal mehr wert als das Übrige, hatte der Kapitän mir mitgebracht sechs reine neue Hemden, sechs sehr gute Halstücher, zwei Paar Handschuhe, ein Paar Schuhe, einen Hut, ein Paar Strümpfe und einen sehr guten vollständigen Anzug, der dem Kapitän selbst gehörte und nur wenig abgenutzt war. Kurz, mein Freund kleidete mich vom Kopf bis zu den Füßen. Jedermann kann sich denken, wie angenehm mir ein solches Geschenk in meiner Lage sein musste und dennoch vermag sich niemand vorzustellen, wie unbehaglich, **linkisch** und verlegen ich mich anfangs fühlte, als ich diese Kleider angelegt hatte.

Nach unserer gegenseitigen Beglückwünschung und nachdem jene guten Dinge alle in meine kleine Behausung gebracht waren, hielten wir Rat darüber, was mit unseren Gefangenen zu tun sei. Es war nämlich wohl zu erwägen, ob wir sie mit uns nehmen sollten oder nicht. Besonders galt das von zweien darunter, die unverbesserlich und widerspenstig im höchsten Grade waren. Der Kapitän versicherte, er kenne sie als solche Schurken, dass keine Wohltat sie zur Treue vermögen würde. Wenn wir sie mitnehmen wollten, so könne es nur so geschehen, dass sie, wie es Verbrechern **zieme**, in Ketten gelegt und der ersten besten englischen Kolonie, wo wir ans Land gingen, überliefert würden. Mit Rücksicht auf die Besorgnisse meines Freundes sagte ich ihm zu, ich wolle es übernehmen, die beiden in Rede stehenden Leute dahin zu bringen, dass sie selbst darum bitten sollten, auf der Insel zurückbleiben zu dürfen. »Das

*wäre mir sehr erfreulich«, entgegnete der Kapitän. »Gut«, erwiderte ich, »so will ich sie holen lassen und statt Eurer mit ihnen reden.«*

Hierauf schickte ich Freitag und die beiden Geiseln, welche, nachdem ihre Kameraden sich treu bewährt hatten, gleichfalls von den Fesseln befreit waren, nach der Höhle und ließ sie die fünf Gefangenen in ihren Banden nach der Laube bringen. Bald darauf trat ich in meinem neuen Anzug dort ein, und zwar jetzt wieder in der Würde des **Gouverneurs**. Als wir alle versammelt waren und der Kapitän sich gleichfalls eingefunden hatte, ließ ich die Gefangenen vorführen und hielt eine Ansprache an sie. Ich bemerkte darin, dass ihre schurkenhafte Handlungsweise mir vollständig bekannt sei. Ich wisse, dass sie mit dem Schiff entflohen und noch auf anderen Raub ausgegangen seien, dass aber die **Vorsehung** sie in ihrer eigenen Schlinge gefangen und sie selbst in die von ihnen für andere bereitete Grube habe fallen lassen. Auf meine Anordnung, sagte ich, sei das Schiff wieder erobert und liege jetzt auf der **Reede**; sie würden demnächst ihren neuen Kapitän an der großen **Raa** baumeln sehen, auf dass er den gerechten Lohn seiner Schurkerei empfangen. Hierauf fragte ich, was sie vorzubringen hätten dagegen, dass ich sie nicht gleichfalls als auf der Tat ertappte Seeräuber bestrafe, wozu mich meine amtliche Stellung unzweifelhaft berechtigte.

Einer von ihnen antwortete im Namen der Übrigen, sie hätten darauf nichts weiter zu erwidern, als dass ihnen bei ihrer Gefangennehmung Schonung ihres Lebens versprochen sei und dass sie mich **demütig** um Gnade anflehten.

Darauf ich: *»Ich weiß in der Tat nicht, was für eine Art von Gnade ich Euch erzeigen könnte. Denn was mich selbst angeht, so habe ich beschlossen, die Insel mit allen meinen Leuten zu verlassen und mich mit dem Kapitän nach England einzuschiffen. Der Letztere kann Euch nicht mitnehmen, außer als Gefangene in Ketten, damit Euch für Eure **Meuterei** und die **Desertion** mit dem Schiffe der Prozess gemacht wird. Das aber führt, wie Ihr selbst wissen werdet, notwendig zum Galgen. Deshalb weiß ich nichts Besseres für Euch, als dass Ihr Euch entschließt, hier auf der Insel Euer Glück zu machen. Ist das der Fall, so bin ich*

*nicht abgeneigt, da ich die Macht habe, über die Insel zu verfügen, Euch das Leben zu schenken, wenn Ihr glaubt, dasselbe auf diesem Eilande fristen zu können.«*

Die Gefangenen schienen außerordentlich dankbar hierfür zu sein und versicherten mich, sie wollten es weit lieber riskieren, hierzubleiben, als in England gehängt zu werden. Daher ließ ich es hierbei sein Bewenden haben. Der Kapitän jedoch schien Schwierigkeit zu machen, als ob er die Gefangenen nicht hier lassen dürfe. Das ärgerte mich ein wenig und ich bemerkte ihm, die Leute seien meine Gefangenen und nicht die seinigen. Wenn ich ihnen einmal Begnadigung zugesagt hätte, so sei ich auch gut für mein Wort. Wenn er nicht zufrieden sei, so würde ich sie in Freiheit setzen, wie ich sie gefunden hätte, dann möge er sie sich wieder einfangen, wenn es ihm gelänge. Sodann ließ ich die dankerfüllten Gefangenen losbinden, befahl ihnen, sich in die Wälder zurückzuziehen und die Stelle wieder aufzusuchen, woher sie vor Kurzem gekommen seien; ich versprach ihnen einige Feuerwaffen und Munition zurückzulassen und ihnen Anweisung zu geben, wie sie ein ganz bequemes Leben führen könnten.

Hierauf bereitete ich mich vor, an Bord zu gehen, die folgende Nacht jedoch wollte ich noch auf der Insel verweilen und forderte daher den Kapitän auf, sich nach dem Schiffe zu begeben, dort alles in Ordnung zu bringen, am nächsten Morgen das Boot für mich ans Land zu schicken und den erschossenen Kapitän an die Raa aufzuhängen, dass ihn die Leute auf der Insel sehen könnten.

Nachdem der Kapitän sich entfernt hatte, hieß ich die freigegebenen Gefangenen zu mir kommen und begann ein ernstliches Gespräch mit ihnen über ihre Zukunft. *»Ihr habt«, sagte ich ihnen, »das Richtige gewählt; hätte Euch der Kapitän mitgenommen, so würdet Ihr sicherlich in England aufgehängt worden sein. Seht dort den Kapitän an dem Schiffsraum baumeln. Das gleiche Los hätte Euch erwartet.«*

Sie erklärten allen, dass sie sehr gern zurückbleiben. Hierauf erzählte ich ihnen von meiner Ankunft und meinen Erlebnissen auf der Insel, zeigte ihnen meine Festungswerke, gab ihnen an, wie ich mein Brot bereitet, mein Getreide gesät, meine Trauben behandelt hatte, kurz, ich

wies sie auf alles hin, was zu ihrer Behaglichkeit dienen konnte. Auch von den sechzehn Spaniern, deren Ankunft zu erwarten sei, sagte ich ihnen, ließ einen Brief an dieselben zurück und nahm den Verbannten das Versprechen ab, mit denselben alle meine Vorräte zu teilen.

Dann gab ich ihnen meine Feurgewehre, fünf **Musketen** und drei Vogelflinten. Ferner erhielten sie drei **Säbel** und anderthalb Fass Pulver, denn so viel besaß ich noch, da ich nach den ersten Jahren nur wenig mehr gebraucht hatte. Auch beschrieb ich ihnen, wie ich die Ziegen behandelt, sie fett gemacht und gemolken und wie ich Butter und Käse bereitet hatte. Ich versprach, den Kapitän zu bereden, dass er ihnen noch weitere zwei Pulverfäschen zurücklasse, sowie einige Sämereien, die mir sehr schwer abgegangen seien. Auch den Beutel mit Erbsen, den der Kapitän für mich mitgebracht hatte, gab ich ihnen und ermahnte sie, Sorge zu tragen, dass dieselben eingelegt würden und gehörigen Ertrag lieferten.

Nachdem dies alles besorgt war, begab ich mich am nächsten Tage an Bord. Wir bereiteten uns vor, sofort unter Segel zu gehen, lichteteten jedoch noch nicht an demselben Abend die Anker. Am nächsten Morgen früh kamen zwei von den Zurückgelassenen an das Schiff herangeschwommen, erhoben ein großes Klagegeschrei und baten um Gottes Willen, an Bord genommen zu werden, wenn der Kapitän sie auch aufhängen lassen würde, denn sonst würden die drei anderen sie ermorden. Der Kapitän erwiderte, er könne nichts ohne meine Zustimmung tun. Nachdem ich dann noch einige Schwierigkeiten gemacht und ihnen das feierliche Versprechen der Besserung abgenommen, wurden sie an Bord gelassen und tüchtig durchgepeitscht. Sie zeigten sich später als ordentliche und ruhige Gesellen.

Einige Zeit darauf schickten wir zur Flutzeit das Boot an Land und ließen den Zurückgebliebenen die versprochenen Gegenstände überbringen, zu denen der Kapitän auf meine Veranlassung noch ihre Koffer und Kleidungsstücke gefügt hatte. Sie nahmen alles dankbar auf. Auch ermutigte ich sie, indem ich versprach, ihnen, wenn es in meiner Macht

stünde, ein Schiff zu schicken, das sie mitnähme, und dass ich sie überhaupt nicht vergessen würde.

Beim Abschied von der Insel nahm ich als Erinnerungszeichen mit mir an Bord die große Ziegenfellmütze, die ich mir selbst gemacht hatte, sowie meinen Sonnenschirm und einen meiner Papageien. Auch das früher erwähnte Geld vergaß ich nicht. Es hatte so lange nutzlos dagelegen, dass es ganz schwarz geworden war und erst, nachdem es ein wenig gerieben worden, wieder für Silber gelten konnte. Ferner tat ich auch das in dem Wrack des spanischen Schiffs gefundene Geld zu meinen **Habseligkeiten**.

So verließ ich dann (wie ich aus dem Schiffskalender ersah) am 19. Dezember des Jahres 1684 das **Eiland**, nachdem ich achtundzwanzig Jahre zwei Monate und neunzehn Tage darauf zugebracht hatte. Meine Befreiung aus dieser zweiten Gefangenschaft fand an demselben Monatstage statt wie meine Flucht in dem **Langboot** von den **Mohren** zu **Saleh**. Nach langer Fahrt und nach fünfunddreißig-jähriger Abwesenheit betrat ich am 11. Juni des Jahres 1685 wiederum die englische Erde.

Ich war in meinem Vaterlande aller Welt so fremd geworden, als ob ich nie mit jemandem dort bekannt gewesen wäre. Meine treue Hauswirtin und Wohltäterin, der ich mein Geld anvertraut hatte, lebte noch, war aber in großes Missgeschick geraten und befand sich, zum zweiten Male **Witwe** geworden, in sehr dürftigen Umständen. Ich beruhigte sie in Bezug auf das, was sie mir schuldete, versicherte, dass ich sie darum nicht in Sorgen setzen wolle, erleichterte vielmehr zum Dank für ihre alte Liebe und Treue ihre Lage so gut, als meine geringen Mittel es damals gestatteten. Es war zwar nur wenig, was ich für sie tun konnte, doch sagte ich ihr zu, dass ich ihre frühere Freundlichkeit nicht vergessen werde. Das habe ich dann, wie an seiner Stelle erzählt werden soll, auch gehalten, sobald ich in die Lage kam, sie unterstützen zu können.

Bald darauf begab ich mich in die Grafschaft **York**. Mein Vater und meine Mutter waren gestorben und von meiner ganzen Familie lebte niemand mehr als zwei von meinen Schwestern und zwei Kinder des einen meiner Brüder. Da man mich schon seit langer Zeit für tot gehalten, war ich auch bei der Erbteilung des väterlichen **Nachlasses** nicht berücksichtigt

worden. So hatte ich dann so viel als nichts zu meinem Lebensunterhalt, denn das wenige Geld, was ich bei mir führte, konnte nicht hinreichen, mir eine Existenz zu gründen.

Jetzt aber erfuhr ich einen unerwarteten Beweis von Dankbarkeit. Der Schiffskapitän, den ich nebst seinem Schiff und dessen Ladung so glücklich gerettet, hatte dem Schiffseigner einen getreuen Bericht von der Art, wie ich ihn und sein Fahrzeug erhalten hatte, abgestattet. Dieser nebst einigen anderen beteiligten Kaufleuten forderten mich hierauf zu einer Zusammenkunft auf, sagten mir in dieser auf höfliche Weise ihren Dank und machten mir ein Geschenk von beinahe zweihundert **Pfund Sterling**.

Als ich nach reiflicher Überlegung einsah, wie wenig auch dieses Geld zur Sicherung meiner Existenz genügen könne, beschloss ich nach Lissabon zu reisen, um zu versuchen, ob ich dort nicht Kunde über den Zustand meiner Plantage in Brasilien erhalten und erfahren könne, was aus meinem **Compagnon** geworden sei. Bezüglich des Letzteren musste ich annehmen, dass er mich schon Jahre lang für tot gehalten habe. So schiffte ich mich denn nach Lissabon ein und kam im April daselbst an. Freitag begleitete mich getreulich auf allen meinen Fahrten und bewährte sich bei jeder Gelegenheit als ein zuverlässiger Diener. In der portugiesischen Hauptstadt machte ich zu meiner großen Freude meinen alten Freund, jenen Schiffskapitän, ausfindig, der mich einst an der afrikanischen Küste in sein Fahrzeug aufgenommen hatte. Er war inzwischen ein **Greis** geworden, hatte das Seeleben aufgegeben und sein Schiff seinem auch schon bejahrten Sohn übergeben, welcher noch immer nach Brasilien Handel trieb. Der alte Mann erkannte mich anfangs nicht, wie auch ich ihn nur mit Mühe wieder erkannte. Jedoch erinnerte ich mich sehr bald seiner Züge und auch in dem Gedächtnis des Kapitäns tauchte die Erinnerung an mich, sobald ich meinen Namen genannt, wieder auf.

Nachdem wir uns herzlich begrüßt, war begreiflicher Weise meine erste Frage nach meiner Plantage und nach meinem Compagnon. Der Alte erwiderte, er selbst sei seit fast neun Jahren nicht in Brasilien gewesen; bei seiner letzten Abreise von dort habe aber mein Compagnon noch gelebt; dagegen seien die beiden Leute, die ich ihm beigeordnet, um meine

Interessen zu wahren, schon damals tot gewesen. Indes glaube er, dass ich gute Kunden über das Wachstum meiner Pflanzung erhalten würde. Denn nachdem man allgemein angenommen, ich sei bei einem Schiffbruch ertrunken, hätten meine beiden Vertrauensmänner die Berechnung über die Einkünfte meiner Pflanzung dem **Fiskalprokurator** übergeben, der für den Fall, dass ich nicht zurückkehre und es einfordere, mein Eigentum zu einem Drittel an den König, zu zwei Dritteln an das Kloster des heiligen Augustinus abgeliefert habe; an das letztere, damit es zu **Almosen** und für die **katholische Mission** unter den Indianern verwendet werde. Käme ich aber oder ein von mir Bevollmächtigter, um die Hinterlassenschaft zu fordern, so würde dieselbe zurückerstattet werden, ausgenommen die zu **mildtätigen** Zwecken bereits verwendeten Beträge, welche nicht ersetzt werden könnten. Dabei versicherte er mich, der königliche Beamte, der die Staatseinkünfte zu verwalten habe, wie auch der Vorsteher jenes Klosters hätten stets mit großer Sorgfalt darauf gehalten, dass der Verwalter des Vermögens, das heißt mein Compagnon, alljährlich eine genaue Rechnung über die Einkünfte habe ablegen müssen, von denen sie dann die mir gehörige Hälfte pflichtschuldigst in Abzug gebracht hätten.

Ich fragte hierauf den Kapitän, ob er nicht wisse, dass und wie sich meine Pflanzung vergrößert habe, und ob er glaube, es verlohne sich der Mühe, dass ich sie einmal selbst in Augenschein nehme; ferner auch, ob, wenn ich dort hingekommen wäre, meiner Absicht, die mir gebührende Hälfte in Empfang zu nehmen, sich kein Hindernis in den Weg stellen werde.

Hierauf erwiderte der Kapitän Folgendes: Er könne zwar nicht genau sagen, bis zu welchem Umfang sich die Pflanzung vergrößert habe, soviel aber wisse er, dass mein Partner von dem bloßen Ertrag der Hälfte sehr reich geworden sei. So viel er sich erinnern könne, meine er gehört zu haben, dass das dem Könige zugefallene Drittel meines Teiles, das, wie es schiene, einem anderen Kloster oder einer Stiftung zugewiesen sei, jährlich über zweihundert **Moidor** betrage. Was die Wiedereinsetzung in den vollen Besitz meines Vermögens angehe, so sei dieselbe gar nicht zu bezweifeln, da mein Compagnon noch am Leben sei und meine Berechtigung bezeugen könne, wie ja auch mein

Name in die königlichen Register und in das Staatsgrundbuch eingetragen sei. Auch die Nachkommen meiner zwei Bevollmächtigten seien sehr ehrbare und geachtete Leute und in besten Vermögensumständen. Wie er glaube, würden sie mir nicht nur zur Wiedererlangung meines Eigentums behilflich sein, sondern ich würde auch noch eine ansehnliche Geldsumme in ihren Händen finden, die mir gehöre, als Ertrag der Farm, seitdem diese von den **Erblässern** jener Männer in meinem Auftrag beaufsichtigt worden, bis zu dem Zeitpunkt, in dem jene, wie oben erwähnt, ihr Mandat niedergelegt hätten, was seinem **Bedünkens** vor etwa zwölf Jahren geschehen sei.

Über diesen Bericht war ich ein wenig betroffen und misszufrieden. Ich fragte den alten Kapitän, wie es denn gekommen sei, dass meine Bevollmächtigten in solcher Weise über mein Vermögen hätten **disponieren** können, während ich doch, wie er wisse, ein **Testament** errichtet und darin ihn, den portugiesischen Kapitän, zum **Universalerben** eingesetzt hätte.

Er erwiderte, das sei zwar richtig; aber mein Tod sei nicht erwiesen gewesen und er habe nicht eher als Testamentsvollstrecker verfahren können, bis irgendein sicherer Bericht über mein Ableben vorgelegen haben würde. Überdies sei er auch nicht Willens gewesen, sich mit Dingen in so weiter Ferne zu befassen. Daher habe er nur mein **Testament** einregistrieren lassen und seine Forderung angemeldet. Wäre er über meinen Tod oder darüber, dass ich noch lebe, sicher unterrichtet gewesen, so würde er durch einen Bevollmächtigten das Ingenio (so werden in Brasilien die Zuckerplantagen genannt) haben in Besitz nehmen lassen, welchen Auftrag sein jetzt in Brasilien befindlicher Sohn leicht hätte vollziehen können.

*»Aber«, fügte der alte Mann hinzu, »ich habe Euch auch noch eine weitere Mitteilung zu machen, die Euch vielleicht weniger willkommen sein wird als die früheren. Da nämlich Euer Compagnon und Eure Bevollmächtigten ebenso wie alle anderen Leute glaubten, Ihr wäret gänzlich verschollen, so boten mir dieselben an, sie wollten mir auf Eure Rechnung die Renten der ersten sechs oder acht Jahre auszahlen, was ich dann auch angenommen habe. In jener Zeit aber waren*

*gerade große Aufwendungen zur Vergrößerung der Plantage, z. B. zum Anbauen eines Ingenio, zum Ankauf von Sklaven und dergleichen mehr, nötig gewesen, und daher belief sich damals der Ertrag bei weitem nicht so hoch, als es später der Fall war. Übrigens*«, so schloss der Kapitän, *»werde ich Euch getreulich über das von mir in Empfang Genommene und über die Art, wie ich es verwendet habe, Rechnung ablegen.«*

Nach einigen Tagen brachte mir dann auch mein alter Freund die Berechnung über die Einkünfte meiner Plantage aus den ersten sechs Jahren. Dieselbe war von meinem Compagnon und dem Mitbevollmächtigten unterzeichnet und der Ertrag war dem Alten jedes Mal in Naturalien überliefert worden, z. B. in Tabakrollen, Zucker (nach Kisten berechnet), Rum, Sirup und was sonst aus einer Zuckerpflanzen gewonnen wird. Ich ersah aus der Rechnung, dass die Einkünfte alljährlich um ein Beträchtliches gestiegen waren. Da aber, wie erwähnt, die Unkosten bedeutend gewesen, so hatte sich die Einnahme anfangs nicht hoch belaufen. Nichtsdestoweniger konnte mir der alte Kapitän mitteilen, dass er mir vierhundsiebzig **Moidor** in Gold schulde, abgesehen von fünfzehn doppelten Rollen Tabak und sechzig Kisten mit Zucker, die in seinem Schiffe verloren gegangen seien, als er, etwa elf Jahre nach meiner Abreise von Brasilien, auf der Heimfahrt nach Lissabon Schiffbruch gelitten habe.

Der gute Alte erging sich hierauf in Klagen über sein Missgeschick, das ihn genötigt, mein Geld zum Ersatz seiner Verluste und zum Ankauf der Teilhaberschaft an einem neuen Schiff zu verwenden. *»Jedoch*«, fügte er hinzu, *»sollt Ihr, alter Freund, in Eurer bedrängten Lage nicht darunter leiden und sobald mein Sohn heimgekehrt ist, werde ich Euch vollständig befriedigen.«* Hierbei holte er einen alten Beutel hervor und händigte mir hundert und sechzig portugiesische Moidor in Gold ein. Dann übergab er mir die Dokumente über seinen Anteil an dem Schiff, mit welchem sein Sohn nach Brasilien gegangen war und das ihm zu einem, seinem Sohne zum anderen Viertel eigen gehörte. Die Urkunden sollten mir nämlich als Sicherheit für den Rest meiner Forderung dienen.

Die Ehrlichkeit und Freundlichkeit des alten Mannes hatten mir jedoch das Herz so bewegt, dass ich es nicht vermochte, sein Anerbieten anzunehmen. Die Erinnerung an das, was er für mich getan, wie er mich einst in sein Schiff aufgenommen, wie großmütig er sich bei jeder Gelegenheit gegen mich gezeigt und wie redlich er auch jetzt wieder mir gegenüber handelte, rührte mich so, dass ich mich kaum des Weinens enthalten konnte. Ich fragte ihn, ob es denn seine Lage erlaube, dass er sich für den Augenblick einer so großen Summe entäußerte und ob es ihn auch nicht in Verlegenheit setzte. Er erwiderte, allerdings könne er nicht leugnen, dass es ihm ein wenig schwerfalle. Allein es sei ja mein Geld und ich würde es wohl noch nötiger haben als er.

Alles, was der alte Mann sagte, hatte einen so herzlichen Ausdruck, dass ich nur mit Mühe dabei meine Tränen bezwang. Ich nahm nur hundert Stück von den **Moidoren** an, bat um Feder und Tinte, um dem Kapitän eine Quittung auszustellen, gab ihm hierauf den Rest zurück und erklärte, dass ich, wenn ich jemals wieder in Besitz meiner Pflanzung käme, ihm auch die andere Summe wieder zurückerstatten würde. Dies ist dann auch nachmals von mir geschehen. Die Urkunde über seinen Anteil an dem Schiffe seines Sohnes weigerte ich mich entschieden anzunehmen. *»Wenn ich einmal des Geldes benötigt sein werde«, sagte ich, »so weiß ich, dass Ihr ehrlich genug seid, es mir wieder zu bezahlen; bedarf ich es aber nicht und erhalte ich dasjenige wieder, worauf Ihr mir Hoffnung macht, so will ich nie auch nur einen Pfennig davon zurück haben.«*

Hierauf fragte der alte Mann, ob er die nötigen Schritte tun solle, damit ich wiederum in den Besitz meiner Plantage käme. Auf meine Erwiderung, dass ich selbst nach Brasilien zu gehen gedächte, antwortete er: *»Das könnt Ihr **freilich** tun, wenn Ihr Lust dazu habt; aber auch ohne das gibt es Mittel genug, Euer Recht zu sichern und Euch direkt den Besitz Eurer Einkünfte zu verschaffen«*. Da nun gerade auf der **Reede** von Lissabon Schiffe nach Brasilien segelfertig lagen, ließ er meinen Namen in ein öffentliches Register eintragen und stellte in **eidlicher** Form ein Zeugnis aus, dass ich noch am Leben und dass ich diejenige Person sei, welche ehemals das Land zu der bewussten Pflanzung angekauft habe.

Diese Urkunde ließ er von einem **Notar** ordnungsmäßig unterzeichnen und ich sendete sie hierauf, mit einer Vollmacht und einem von der Hand des Kapitäns abgefassten Schreiben begleitet, an einen jenem bekannten brasilianischen Kaufmann. Bis eine Antwort über meine Angelegenheit eintreffe, sollte ich, so schlug der Kapitän vor, bei ihm wohnen.

Jene Vollmacht wurde in allergenauester Weise vollzogen. Noch vor Ablauf von sieben Monaten empfing ich ein dickes Paket von den Hinterbliebenen meiner **Mandatare**, nämlich jenen Kaufleuten, für deren Rechnung ich hatte nach Afrika gehen sollte. Das Paket enthielt folgende Briefe und Papiere:

Erstens ein Kontokorrent über die Einkünfte meiner Pflanzung seit dem Rechnungsabschluss zwischen den **Erblässern** der Absender und meinem alten portugiesischen Kapitän, welche Abrechnung vor sechs Jahren stattgefunden hatte. Die Berechnung ergab einen Saldo von tausend hundert und siebenzig **Moidor** zu meinen Gunsten.

Zweitens eine Rechnung über weitere vier Jahre, während deren die Korrespondenten mein Vermögen verwaltet hatten, bis zu dem Zeitpunkt, in welchem das Gouvernement meine Güter als die einer verschollenen oder, wie der Kunstausdruck lautet, als einer juristisch toten Person eingezogen hatte. Diese Rechnung ergab, da die Pflanzung sich inzwischen vergrößert hatte, für mich den Betrag von dreitausendzweihundert einundvierzig Moidor.

Drittens eine Rechnung des **Priors** jenes Augustinerklosters, welcher länger als vierzehn Jahre hindurch einen Teil meiner Einkünfte bezogen hatte. Der Prior zeigte in redlicher Gewissenhaftigkeit an, dass nach Abzug des für das Hospital Verwendeten noch achthundert und zweiundsiebzig Moidor übrig seien, die mir als Eigentum gehörten. Was dagegen den Anteil des Königs anlange, so würde davon nichts zurückerstattet werden.

Ferner enthielt das Paket auch ein Schreiben meines Compagnons, welcher mir herzlich Glück dazu wünschte, dass ich noch am Leben sei und mir Bericht erstattete über die Vergrößerung meiner Pflanzung und deren jährlichen Ertrag. Auch genaue Angaben über die Ackerzahl

der Plantage, über die Art ihrer Bebauung und wie viel Sklaven darauf gehalten würden, enthielt der Brief. Mein Partner hatte darin zweiundzwanzig Kreuze gemalt mit der Bemerkung, dass er ebenso viel **Ave Marias** zur heiligen Jungfrau gebetet habe, aus Dankbarkeit dafür, dass ich noch am Leben sei. Auch lud er mich sehr dringend ein, nach Brasilien zu kommen und mein Eigentum in Besitz zu nehmen. Einstweilen sollte ich ihm Auftrag geben, an wen er, solange ich nicht selbst käme, meine Güter zu überliefern habe. Das Schreiben schloss mit den herzlichsten Versicherungen seiner Freundschaft und mit Grüßen seiner Familie. Als Geschenke waren demselben beigelegt sieben schöne Pantherfelle, die mein Compagnon, wie es schien, von Afrika erhalten, wohin er noch ein zweites Schiff abgesendet hatte, dem, wie es schien, eine bessere Reise beschieden gewesen war als einst mir. Auch fünf Kisten mit ausgezeichneten Delikatessen hatte mein **Associé** beigelegt nebst hundert ungeprägten Goldstücken, die beinahe so groß waren wie **Moidore**. Mit demselben Schiff übersendeten die zwei Hinterbliebenen meiner **Mandatare** eintausendzweihundert Kisten mit Zucker und den Rest meines ganzen Guthabens in Gold.

Jetzt konnte ich wohl mit Recht sagen: **Hiobs** Ende ist besser gewesen als sein Anfang. Es ist unmöglich die Bewegung zu beschreiben, in die mein Herz geriet, als ich jene Briefe las und besonders als ich meinen ganzen Reichtum um mich versammelt hatte. Denn da die Schiffe von Brasilien immer flottenweise kommen, so langten mit den Briefen zugleich auch meine Güter an, und die Letzteren lagen bereits sicher im Hafen, als mir erst die Briefe zu Händen kamen. Ich wurde bleich und unwohl vor Gemütsbewegung und hätte der alte Mann nicht rasch einen Trunk zur Herzstärkung herbeigeht, ich glaube, die plötzliche Freude würde mich überwältigt und auf der Stelle getötet haben. Sogar nachher fühlte ich mich noch einige Stunden hindurch förmlich krank, bis ein herbeigeschaffter Arzt, nachdem er die Ursache meines Unwohlseins erfahren hatte, einen **Aderlass** verordnete. Nach diesem bekam ich Erleichterung und fühlte mich besser; ich bin aber überzeugt, dass ich, wäre nicht auf solche Weise meinen Lebensgeistern Luft verschafft worden, vor übermäßiger Freude gestorben sein würde.

Ich sah mich nun plötzlich im Besitz von mehr als fünftausend **Pfund Sterling** in barem Geld und eines Landgutes, wie ich es wohl nennen kann, in Brasilien. Das Letztere ertrug mir auch über tausend Pfund jährlich, so sicher wie nur irgendein Grundstück in England. Kurz, ich war jetzt in einer so guten Lage, dass ich kaum wusste, wie ich mich darin benehmen und wie ich sie recht genießen sollte. Das Erste, was ich tat, war, dass ich meinen Hauptwohltäter belohnte, den guten alten Kapitän, der zuerst in meinem Unglück Mitleid gezeigt hatte und von Anfang an gültig und bis zum Ende ehrlich und treu gegen mich gewesen war. Ich zeigte ihm alles, was ich zugesandt erhalten hatte, und sagte ihm, dass ich es, nächstes der göttlichen, alles lenkenden **Vorsehung**, allein ihm zu danken habe und dass es jetzt an mir sei, ihn reichlich zu belohnen.

Vor allem gab ich ihm die hundert Goldstücke wieder, die ich von ihm erhalten hatte. Dann ließ ich einen **Notar** kommen und durch ihn einen in den bestimmtesten Ausdrücken gehaltenen Verzicht oder **Nachlassvertrag** über die vierhundertsiebzig Goldkronen, welche der Kapitän mir schuldig zu sein behauptete, aufsetzen. Ferner stellte ich eine Vollmacht aus, die jenen berechnete, die jährlichen Einkünfte meiner Pflanzung für mich in Empfang zu nehmen. Das Dokument wies nämlich meinen Compagnon an, die Zahlungen an den Kapitän zu leisten und dieselben mit den regelmäßigen Postschiffen in meinem Namen an Letzteren zu schicken. Die Vollmacht schloß mit einer Klausel, durch welche ich dem Kapitän hundert Goldstücke auf Lebenszeit aus den Erträgen der Waren aussetzte und seinem Sohne nach ihm fünfzig, gleichfalls auf Lebenszeit. So vergalt ich meinem alten Freunde, was er an mir getan hatte.

Es blieb mir nun zunächst zu überlegen, welchen Weg ich zur Verwertung des Besitztums einschlagen sollte, das die **Vorsehung** so unerwartet mir anvertraut hatte. Wie viel mehr Sorgen überkamen mich jetzt als während meines stillen Lebens auf der Insel! Damals hatte ich Nichts, als was ich bedurfte; jetzt war ich zu großem Reichtum gelangt und musste für dessen Erhaltung sorgen. Nun bot sich mir keine Höhle mehr, wo ich mein Geld verstecken konnte, kein Platz, wo es ohne Schloss und Riegel

liegen durfte, bis es verschimmelte und verrostete, ehe irgendjemand es angerührt hätte. Im Gegenteil wusste ich durchaus nicht, wo ich mein Geld hinlegen oder wem ich es anvertrauen sollte. Mein alter Gönner, der ehrliche Kapitän, war die einzige Zuflucht, die mir blieb.

Zwar schien es zweckmäßig, dass ich mich zunächst zur Erledigung meiner brasilianischen Angelegenheiten dorthin begeben, aber vorläufig war gar nicht an eine Reise dahin zu denken, solange ich nicht meine Geschäfte hier geordnet und meine Schätze sicheren Händen übergeben hatte. Anfangs dachte ich an meine alte Freundin, die **Witwe**, deren Ehrlichkeit ich kannte und von der ich wusste, dass sie treu gegen mich sein würde. Aber sie war alt und arm und konnte möglicherweise in Schulden geraten sein. So blieb mir also nichts anderes übrig, als selbst nach England zurückzukehren und meine Sachen dahin mitzunehmen.

Einige Monate gingen indessen darüber hin, ehe ich diesen Entschluss fasste. Jetzt, wo ich dem alten Kapitän seine früheren Wohltaten reichlich und zu seiner Befriedigung vergolten hatte, gedachte ich auch der oben genannten armen Frau, deren Mann mein erster Wohltäter gewesen und mir, so lange es ihm möglich gewesen war, mit Rat und Tat beigestanden hatte. Ich veranlasste zunächst einen Lissaboner Kaufmann, an seinen Korrespondenten in London zu schreiben, dass er ihr einen Wechsel auszahle, die Frau aufsuche und ihr in meinem Namen hundert Pfund in Gold überbringe, auch freundlich mit ihr rede und sie in ihrer Armut mit der Versicherung tröste, dass sie, so lange ich lebe, noch fernere Unterstützungen erhalten werde. Zugleich sandte ich jeder meiner beiden in England wohnenden Schwestern hundert Pfund. Zwar lebten diese nicht in Dürftigkeit, aber sie waren doch auch nicht in glänzenden Verhältnissen. Die eine war verheiratet gewesen und jetzt **Witwe**, die andere wurde von ihrem Manne nicht so gut behandelt, wie sie es verdiente.

Unter allen meinen Freunden und Verwandten jedoch wusste ich keinen, dem ich mein ganzes Vermögen anzuvertrauen gewagt hätte, so dass ich hätte nach Brasilien reisen und mein Hab und Gut in sicheren Händen zurücklassen können. Dieser Umstand machte mir große Sorgen.

Früher war ich schon einmal Willens gewesen, mich ganz in Brasilien niederzulassen, denn ich hatte ja dort gewissermaßen meine Heimat. Aber allerlei religiöse Bedenken, von denen ich gleich mehr sagen werde, haben mich damals davon zurückgehalten. Jetzt war es nicht die Religion in erster Linie, was mich bewog, nicht dahin zu reisen. So wenig ich mir früher **Skrupel** darüber gemacht hatte, mich öffentlich zu der **Konfession** des Landes zu halten, so lange ich dort lebte, ebensowenig würde ich jetzt davor Bedenken getragen haben. Nur dass ich, seitdem ich mehr darüber nachgedacht hatte, zuweilen, wenn es sich darum handelte, dort zu leben und zu sterben, anfang zu bereuen, dass ich mich niemals zur katholischen Kirche gehalten hatte. Ich hielt jetzt diesen Glauben nicht mehr für den besten, in dem man sterben kann.

Aber, wie gesagt, war dies nicht der Hauptgrund, der mich von der Reise nach Brasilien abhielt. Vielmehr lag dieser darin, dass ich wirklich nicht wusste, wem ich meine zurückbleibenden Sachen übergeben sollte. Daher beschloss ich endlich, sie mit nach England zu nehmen. Dort hoffte ich irgendeine zuverlässige Bekanntschaft zu machen oder einen Verwandten aufzufinden, dem ich trauen könnte. So bereitete ich mich denn darauf vor, mit meinem ganzen Reichtum nach England zu reisen.

Ehe ich aber die Reise in die Heimat antrat, benutzte ich die eben abgehende Schiffspost nach Brasilien zur Beantwortung der treuen und gewissenhaften Berichte, die ich von dort erhalten hatte. An den **Prior** des Augustinerklosters schrieb ich einen Dankbrief für seine redliche Handlungsweise und für das Anerbieten der achthundert und zweiundsiebzig Goldkronen, indem ich auf dieselben verzichtete. Fünfhundert davon bestimmte ich dem Kloster, die übrigen dreihundert zweiundsiebzig sollten nach seinem Ermessen unter die Armen verteilt werden. Daneben bat ich den guten **Pater** um seine **Fürbitte** für mich.

Alsdann verfasste ich ein Schreiben an meine beiden Bevollmächtigten, worin ich ihnen meine volle Anerkennung für ihre große Gewissenhaftigkeit und Treue aussprach. Geschenke irgendeiner Art konnte ich ihnen nicht anbieten, denn über dergleichen waren sie erhaben. Endlich schrieb ich noch an meinen Compagnon, lobte seinen

Fleiß in der Verbesserung der Pflanzung und seine Zuverlässigkeit in Bezug auf den wachsenden Ertrag und gab ihm Anweisungen über die fernere Verwaltung meines Anteils, mit Rücksicht auf die Rechte, die ich meinem alten Freunde, dem Kapitän, zugestanden hatte. Diesem sollte mein Compagnon alles, was mir zukommen würde, übersenden, bis er mündlich Weiteres von mir hören würde. Ferner teilte ich ihm mit, dass es meine Absicht sei, nicht nur vorübergehend zu ihm zu kommen, sondern mich sogar für den Rest meines Lebens ganz bei ihm niederzulassen. Dem Briefe fügte ich ein schönes Geschenk von italienischem Seidenzeug für seine Frau und seine beiden Töchter (der Sohn des Kapitäns hatte mir gesagt, dass er solche habe) bei, nebst zwei Stücken seinen Tuches, von dem besten, was ich in Lissabon bekommen konnte, sowie fünf Stücke schwarzen Wollenzeuges und **brabanter Spitzen** von beträchtlichem Werte.

Nachdem ich diese Angelegenheiten geordnet, meine Ladung verkauft und mein ganzes Besitztum in gute Wechsel umgetauscht hatte, überlegte ich, welchen Weg ich nach England einschlagen sollte. Ich war zwar hinlänglich an das Reisen zur See gewöhnt, dennoch aber fühlte ich eine große Abneigung dagegen, diesmal den Seeweg einzuschlagen. Einen bestimmten Grund dafür konnte ich **freilich** nicht angeben, aber meine Abneigung steigerte sich so, dass ich noch mehrmals, sogar als mein Gepäck schon eingeschifft war, meinen Entschluss änderte.

Es ist wahr, ich hatte schon viel Unglück auf der See gehabt und die Erinnerung daran mochte wohl meinem Widerwillen zu Grunde liegen. Man sollte nie so starke Impulse des eigenen Gefühls in dergleichen wichtigen Lebensaugenblicken geringschätzen. Zwei von den Schiffen, die ich mir zur Reise ausersehen (in einem derselben hatte ich meine Sachen bereits eingeschifft gehabt und bezüglich des anderen war ich schon mit dem Kapitän über die Reisebedingungen völlig einig gewesen) hatten auch wirklich Unglück auf der Reise; das eine wurde von den Arabern genommen, das andere scheiterte bei **Torbay** und die gesamte Mannschaft bis auf drei Leute ertrank. So wäre ich dann in jedem dieser

Schiffe übel daran gewesen und es ist schwer zu sagen, in welchem am schlimmsten.

Ein mir seit Langem bekannter Lotse, dem ich in meiner Bedrängnis mich anvertraute, drang ernstlich darauf, dass ich nicht zur See reisen sollte. Entweder, so riet er mir, sollte ich zu Lande bis nach Corogna und von dort über den Meerbusen von Biscaya nach Rochelle gehen, von wo aus die Reise nach Paris leicht und sicher sei und dann weiter über Calais nach Dover reisen oder aber sollte ich mich nach Madrid begeben und den ganzen Weg durch Frankreich zu Lande machen. Ich war so gegen jede Wasserreise eingenommen, dass ich mich entschloss, das Letztere zu wählen. Da ich weder Eile hatte, noch die Kosten zu scheuen brauchte, so war dies auch bei Weitem der angenehmste Weg. Zur Erhöhung der Annehmlichkeit führte mir mein alter Kapitän einen Engländer zu, den Sohn eines Lissaboner Kaufmanns, der sich bereit erklärte, mich zu begleiten. Später fanden sich noch zwei englische Kaufleute und zwei junge Portugiesen (welche letztere übrigens nur bis Paris mitgingen), so dass wir zusammen sechs Herren und fünf Diener waren. Die zwei Kaufleute und die beiden Portugiesen begnügten sich zu je zweien mit einem Diener, um die Kosten zu sparen; was mich selbst betraf, so hatte ich neben Freitag, der zu landesunkundig war, um diese Stelle unterwegs versehen zu können, als Bedienten einen englischen Matrosen angenommen.

So reisten wir dann von Lissabon ab. Unsere Reisegesellschaft war sehr gut beritten und bewaffnet. Wir bildeten eine förmliche kleine Kompanie und meine Gefährten taten mir die Ehre an, mich zum Hauptmann derselben zu ernennen und zwar erstens, weil ich der Älteste von uns sei, und zweitens, weil ich zwei Bediente hätte. In der Tat war ja auch von mir die Veranlassung zu der ganzen Reise ausgegangen.

Wie ich den Leser nicht mit dem Inhalt meiner Seetagebücher behelligt habe, will ich ihn auch nicht mit der ausführlichen Beschreibung meiner Landreise langweilen. Einige Abenteuer aber, die uns auf der langwierigen und beschwerlichen Reise begegnet sind, mag ich doch nicht ganz übergehen.

## Kapitel 16: Rudel ohne Revier

In Madrid angekommen, wünschten wir einige Zeit dort zu verweilen, um den spanischen Hof und alle Merkwürdigkeiten zu sehen, weil wir sämtlich fremd in Spanien waren. Da jedoch der Sommer sich schon zum Ende neigte, mussten wir uns beeilen, weiter zu kommen. Wir verließen Madrid um die Mitte des Oktober. An der Grenze von Navarra wurden wir an mehreren Orten unterwegs durch die Nachricht erschreckt, es sei so viel Schnee auf der französischen Seite des Gebirges gefallen, so dass schon mehrere andere Reisende sich genötigt gesehen hätten, nach Pampelona zurückzukehren, nachdem von ihnen mit der äußersten Gefahr der vergebliche Versuch gemacht sei, vorzudringen.

In Pampelona selbst angekommen, fanden wir diese Aussagen bestätigt. Mir, der ich seit langer Zeit an ein heißes Klima gewöhnt gewesen war und in Ländern gelebt hatte, wo ich kaum irgendwelche Kleidung an mir leiden konnte, war diese Kälte unerträglich. Auch wurde dieselbe dadurch noch empfindlicher, dass sie uns so plötzlich überfiel; denn kaum zehn Tage vorher waren wir erst aus Altkastilien gekommen, wo es nicht nur warm, sondern sogar sehr heiß gewesen war. Unmittelbar darauf aber empfanden wir jetzt einen so scharfen, schneidend kalten Wind, der von den Pyrenäen her wehte, dass wir ihn kaum aushielten und in Gefahr gerieten, Finger und Zehen zu erfrieren.

Der arme Freitag erschrak förmlich, als er die Berge völlig mit Schnee bedeckt sah und die Kälte fühlte; denn so etwas hatte er in seinem ganzen Leben noch nicht gesehen oder empfunden. Zum Überfluss schneite es, während wir in Pampelona waren, ohne Unterlass und in größter Heftigkeit und Dauer. Wie die Leute sagten, war der Winter diesmal ungewöhnlich früh eingetreten.

Die Wege, die schon vorher schwer zu passieren gewesen waren, wurden jetzt gänzlich unzugänglich. Der Schnee lag stellenweise undurchdringlich hoch und da er nicht, wie das in den nördlichen Ländern der Fall ist, hart gefroren war, so geriet man bei jedem Schritt

in Gefahr, lebendig begraben zu werden. Wir mussten daher nicht weniger als zwanzig Tage in **Pampelona** bleiben. Als ich aber den Winter immer entschiedener herankommen sah und eine Besserung des Wetters immer unwahrscheinlicher wurde (in ganz Europa herrschte der strengste Winter seit Menschengedenken), schlug ich vor, wir wollten nach **Fontarabia** gehen und uns dort nach **Bordeaux** einschiffen, von wo aus die Fahrt nur ganz kurz sein würde. Während wir noch diesen Plan überlegten, kamen vier Franzosen an, welche auf der französischen Seite der Pässe ebenso aufgehalten worden waren, wie wir auf der spanischen, dann aber einen Führer gefunden hatten, welcher sie durch das Land bis an die Grenze von **Languedoc** und von dort aus auf solchen Wegen über das Gebirge geführt hatte, dass sie gar nicht viel vom Schnee zu leiden gehabt hatten. Wo sie je auf irgendeine größere Anhäufung von Schnee gestoßen seien, sagten sie, sei er so hart gefroren gewesen, dass er sie und ihre Pferde getragen habe. Wir schickten nach dem Führer dieser Leute und er übernahm es, uns denselben Weg ohne Schneegefahr zu leiten, vorausgesetzt, dass wir hinreichend bewaffnet seien, um uns gegen wilde Tiere zu schützen. Denn, bemerkte er, bei diesen starken Schneefällen zeigten sich häufig Wölfe am Fuße des Gebirges, die aus Mangel an Nahrung auf dem schneebedeckten Boden sehr grimmig zu sein pflegten. Wir versicherten, genügend ausgerüstet zu sein, um es mit dieser Art Bestien aufzunehmen, wenn er uns nur gegen eine andere Art zweibeiniger Wölfe versichern wollte, welche, wie wir gehört hätten, sehr gefährlich seien, besonders auf der französischen Seite des Gebirges. Er beruhigte uns, dass wir nichts der Art auf dem Wege zu befürchten hätten, den er uns führen würde und daraufhin erklärten wir uns bereit, ihm zu folgen. Auch zwölf andere Herren, mit ihren Bedienten, Franzosen und Spanier, die den Übergang vergeblich versucht hatten, schlossen sich uns jetzt an.

Am 15. November brachen wir mit unserem Führer von **Pampelona** auf. Ich war nicht wenig erstaunt, als er, anstatt vorwärts zu gehen, denselben Weg, etwa zwanzig **Meilen**, rückwärts verfolgte, auf welchem wir von Madrid her gekommen waren. Nachdem wir über zwei Flüsse gesetzt waren und die Ebene erreicht hatten, fanden wir uns wieder in einem

warmen Klima, wo das Land blühend und kein Schnee zu sehen war. Plötzlich aber wendete unser **Geleitsmann** sich links und näherte sich dem Gebirge auf einem anderen Wege. Die Berge und Abgründe vor uns sahen schauerlich aus, aber unser Führer machte so viele Umwege und führte uns in solchen **mäandrischen** Schlangenlinien, dass wir ganz unmerklich die Höhe überschritten, ohne viel vom Schnee belästigt zu sein. Auf einmal zeigte er uns die fruchtbaren Provinzen **Languedoc** und **Gascogne**, ganz grün und blühend, aber in weiter Ferne, von der uns noch eine geraume Strecke Weges trennte.

Wir wurden jetzt einigermaßen dadurch in unserem **Behagen** gestört, dass es eine ganze Nacht und einen Tag so stark schneite, dass wir nicht weiterreisen konnten. Unser Führer beruhigte uns aber mit der Versicherung, es würde bald alles überstanden sein. So stiegen wir dann, unserem Mann vertrauend, immer in nördlicher Richtung weiter hinab. Eines Abends, etwa zwei Stunden vor Einbruch der Nacht, als unser Führer gerade etwas vorangegangen und augenblicklich nicht in Sicht war, brachen plötzlich aus einem **Hohlweg**, der in einem dichten Walde endigte, drei ungeheure Wölfe hervor, denen ein Bär folgte. Zwei von den Wölfen stürzten sich auf den Führer und wäre er nur wenig entfernter von uns gewesen, so würde er unfehlbar zerrissen worden sein, ehe wir ihm hätten zu Hilfe kommen können. Der eine Wolf stürzte sich auf das Pferd, während der andere den Mann mit solcher Heftigkeit anfiel, dass dieser nicht Zeit oder auch nicht **Geistesgegenwart** genug hatte, seine Pistole hervorzuziehen. Vielmehr schrie er nur aus Leibeskräften nach uns um Hilfe. Ich gebot Freitag, der mir zunächst ritt, nachzusehen, was es gäbe. Sobald jener den Führer erblickte, schrie er ebenso laut wie letzterer: *»Ach, Herr! Ach, Herr!«* Aber ein tapferer Bursch, wie er war, ritt er sofort zu dem armen Menschen hin und schoss dem Wolf, der ihn angefallen hatte, eine Pistole vor den Kopf. Es war ein Glück für den Führer, dass gerade Freitag ihm zu Hilfe kam, der, von seinem Vaterlande her an diese Art Tiere gewöhnt, sich nicht vor ihnen fürchtete. Er machte sich dicht heran und schoss aus der Nähe, während jeder andere von uns aus einer größeren Entfernung gefeuert und dann vielleicht entweder den Wolf

verfehlt, oder den Mann selbst der Gefahr des Erschließens ausgesetzt haben würde.

Das Ereignis war übrigens schlimm genug, um auch einen Tapferen als mich zu erschrecken. Wir entsetzten uns sämtlich, als sich auf den Knall von Freitag's Pistole von beiden Seiten ein schauerliches Geheul der Wölfe erhob. Das Echo der Berge verdoppelte den Laut so, dass er uns den Eindruck machte, als ob wir von einer großen Menge solcher Bestien umgeben seien. Wahrscheinlich waren ihre auch in der Tat nicht so wenige, dass wir nicht alle Ursachen gehabt hätten, uns zu fürchten. Indessen hatte, nachdem Freitag den einen Wolf erlegt, der andere das Pferd sogleich losgelassen und die Flucht ergriffen. Da er glücklicherweise den Kopf des Pferdes angefallen, wo ihm das **Zaumzeug** zwischen die Zähne geraten war, hatte er noch nicht viel Schaden getan. Der Mann jedoch war schwer verletzt. Das hungrige Tier hatte ihn zweimal gebissen, zuerst in den Arm und dann etwas oberhalb des Knies und er war eben im Begriff gewesen vom Pferde zu fallen, als Freitag dazu kam und den Wolf erschoss.

Man kann sich leicht vorstellen, dass wir alle bei dem Schuss von Freitag's Pistole unseren Zug beschleunigten und so schnell, als die sehr mangelhafte Beschaffenheit des Weges es gestattete, zur Stelle ritten, um zu sehen, was vorgefallen sei. Sobald wir aus den Bäumen, die uns vorher an der freien Aussicht gehindert hatten, heraustraten, übersahen wir im Augenblick, wie die Sachen standen und dass Freitag den armen Führer schon befreit hatte. Doch erkannten wir nicht alsbald, was für ein Tier das getötete war.

Niemals aber ist wohl ein Kampf so kühn und in so überraschender Weise ausgefochten worden, als der, welcher nun zwischen Freitag und dem Bären folgte. Obgleich wir anfangs für Freitag fürchteten und sehr erschrocken waren, so bot dieses Gefecht doch für uns alle das unterhaltendste Schauspiel, welches man sich nur denken kann. Der Bär ist ein schweres, plumpe Geschöpf und kann nicht so springen wie der Wolf, der schlank und leicht gebaut ist. Daher wird des Bären Verhalten hauptsächlich durch zwei Eigenschaften bestimmt. Er fällt Menschen für

gewöhnlich nicht an, wenn ihn nicht das Übermaß des Hungers treibt, wie es damals der Fall war, wo der Boden über und über mit Schnee bedeckt lag. Wenn du einem Bären im Walde begegnest und ihn nicht beachtest, so wird er sich auch nicht um dich kümmern; du musst jedoch ihn sehr höflich behandeln und ihm den Vortritt lassen, denn er ist ein sehr vornehmer Herr und wird um keines Fürsten Willen auch nur einen Schritt von seinem Wege abweichen. Fürchtet man sich, so tut man am besten, ihn gar nicht anzusehen und ruhig weiter zu gehen. Denn wenn man stehen bleibt und ihn fest ansieht, so nimmt er das übel. Wirft man aber mit irgendetwas nach ihm und trifft ihn, wäre es auch nur mit einem fingerlangen Stückchen Holz, so fühlt er sich beleidigt und setzt alles bei Seite, um Rache zu nehmen. In diesem Falle nämlich verlangt er **Satisfaktion**. Dies ist die eine seiner Eigenschaften; die andere besteht darin, dass er, einmal gereizt, nicht ablassen wird, dich Tag und Nacht zu verfolgen, bis er sich gerächt hat. Er verfolgt seinen Beleidiger unermüdlich Tag und Nacht, bis er ihn endlich eingeholt hat.

Als wir herauskamen, hatte Freitag bereits unseren Führer gerettet und war eben beschäftigt, ihm vom Pferde zu helfen. Der arme verwirrte und äußerst erschrockene Mensch schien mehr entsetzt als schwer verwundet zu sein. Plötzlich sahen wir den Bären aus dem Walde treten, ein ungeheures Tier, bei Weitem der größte, den ich je gesehen habe. Wir waren alle nicht wenig überrascht, als aber Freitag ihn erblickt, bemerkten wir sofort den Ausdruck von Freude und Mut auf seinem Gesichte. »Oho!« rief er und zeigte auf das Tier hin. »Ach, Herr! Mir geben Erlaubnis, ich ihm die Hand drücken, ich Euch lachen machen will.«

Ich war verwundert, den Burschen so vergnügt zu sehen. »Du Narr«, sagte ich, »er wird dich auffressen.« »Mich auffressen! Mich fressen!« wiederholte Freitag; »ich ihn fressen, ich Euch gut lachen machen; Ihr alle hierbleiben, ich Euch etwas zeigen will.« Damit kauerte er nieder, zog **im Nu** seine Stiefel aus, legte ein Paar Sandalen (flache Schuhe, wie die Wilden sie tragen) dafür an, die er in der Tasche bei sich hatte, gab meinem anderen Diener sein Pferd zu halten und eilte wie der Wind mit seiner Flinte davon.

Der Bär marschierte ruhig vorwärts, ohne sich um irgendjemanden zu kümmern. Als Freitag ziemlich nah an ihn herangekommen war, rief er ihn an, als ob das Tier ihn verstehen könnte. »Höre, höre!« rief Freitag, »ich mit dir sprechen will.« Wir folgten von ferne. Seit wir uns auf der **Gascogner** Seite des Gebirges befanden, waren wir in eine weite große **Haide** eingetreten, wo der Boden ziemlich flach und eben und mit vielen hier und da zerstreut stehenden Bäumen bepflanzt war. Freitag blieb dem Bären dicht auf den Fersen und hielt gleichen Schritt mit ihm. Jetzt hob er einen großen Stein auf, warf nach ihm und traf ihn gerade an den Kopf. Das schadete der Bestie aber nicht mehr, als hätte er gegen die Wand geworfen. Dennoch erfüllte es Freitags Zweck. Der Bursch war so furchtlos, dass er den Wurf nur getan, um den Bären auf sich zu hetzen und uns dadurch zu vergnügen. Als das Tier den Wurf fühlte und seinen Feind erblickte, machte es kehrt und wendete sich mit verteufelt langen Sätzen gegen jenen. Ein Pferd hätte sich in einen hübschen Galopp setzen müssen, um ihm nachzukommen. Hierauf lief Freitag fort, in der Richtung, als wolle er bei uns Schutz suchen. Wir alle machten uns bereit, zugleich auf den Bären zu schießen und meinen Diener zu retten. Doch war ich ungehalten auf diesen, dass er den Bären gereizt, während dieser ruhig seinen Weg in einer anderen Richtung verfolgt hatte. Besonders ärgerte ich mich darüber, dass er, nachdem er den Bären auf uns gehetzt, fortgelaufen war. Ich rief ihm zu: »Du Schlingel, willst du uns auf diese Manier lachen machen? Schnell auf dein Pferd, damit wir die Bestie tot schießen können.« Er antwortete: »Nicht schießen, nicht schießen; stille stehen, Ihr lachen sollen«; und dabei lief der **behände** Bursch zwei Schritte, wenn der Bär einen machte, drehte sich plötzlich nach der Seite um und eine große Eiche erblickend, wie sie seinem Zweck entsprach, winkte er uns, zu folgen. Nun verdoppelte er seine Eile und kletterte behände auf den Baum, nachdem er seine Flinte fünf bis sechs Schritte von sich entfernt auf den Boden gelegt hatte. Der Bär erreichte den Baum bald. Wir folgten von Weitem. Zunächst blieb das Tier bei der Flinte stehen, roch daran, ließ sie dann liegen und kletterte, trotz seiner gewaltigen Schwere, wie eine Katze den Baum hinan. Ich war entsetzt über die vermeintliche **Torheit** meines

Freitag und konnte bis jetzt durchaus nichts Lächerliches an der Sache finden.

Sobald wir den Bären in den Baum klettern sahen, ritten wir alle näher heran und sahen Freitag an dem dünnen Ende eines großen Astes hängen und den Bären auf halbem Wege eben dahin gekommen. Jetzt gelangte die Bestie an die Stelle, wo der Ast anfang schwächer zu werden. »*Aha!*« rief Freitag uns zu, »*jetzt sehen, wie den Bären ich tanzen lehre*«, dabei wiegte und schaukelte er den Zweig, dass der Bär anfang zu schwanken, innehielt und anfang sich nach dem Rückzug umzusehen. Nun lachten wir wirklich herzlich. Aber Freitag hatte noch lange nicht genug. Als er das Tier innehalten sah, rief er es von Neuem an, als ob es Englisch verstehe: »*Wie, du nicht weiter kommst? Bitte weiter kommen!*« Er hörte jetzt auf zu schaukeln und den Ast zu schütteln und der Bär, als habe er wirklich verstanden, was Freitag gesagt hatte, begab sich wieder ein wenig vorwärts. Dann fing jener aufs Neue an zu schütteln, bis der Bär abermals stillstand. Wir meinten, jetzt sei es Zeit, ihm eins auf den Pelz zu brennen und riefen Freitag zu, er möge sich still halten, damit wir auf den Bären schießen könnten. Er aber rief eifrig: »*O bitte, bitte! Nicht schießen, ich schon schießen werde, wenn Zeit*«.

Kurz gesagt, Freitag tanzte so lange und der Bär balancierte so komisch, dass wir wirklich herzlich lachen mussten. Immer aber konnten wir noch nicht begreifen, was der Bursch eigentlich vorhabe. Anfangs glaubten wir, er habe es darauf abgesehen, den Bären abzuschütteln, dazu aber war dieser zu schlau, denn er ging nie so weit vor, dass er hätte herunterfallen können, sondern hielt sich beständig ganz fest mit seinen großen Tatzen und Füßen. Wir konnten nicht einsehen, was eigentlich daraus werden und worauf der Spaß hinauslaufen sollte. Bald aber brachte uns Freitag außer Zweifel darüber. Als er sah, dass der Bär sich ganz fest an den Zweig geklammert hielt und sich nicht verlocken ließ, weiter vorwärts zu kommen, rief er: »*Gut, gut, wenn du nicht weiter kommen, ich selbst gehen will; wenn du nicht zu mir kommen, ich gehen und zu dir kommen werde*«. Damit kletterte er bis an das äußerste, dünnste Ende des Zweiges vor, welches sich unter seiner Last bog, und ließ sich auf diese Weise langsam zur Erde nieder, indem er den Zweig tief genug hinabzog, um auf seine Füße

springen zu können. Dann lief er dahin, wo seine Flinte lag, nahm dieselbe auf und blieb stehen.

»Nun, Freitag«, rief ich ihm zu, »was soll's jetzt werden? Warum schießest du ihn nicht tot?« – »Nicht schießen«, sagte Freitag, »Noch nicht. Wenn jetzt schießen, nicht treffen; warten, Euch nochmal lachen machen.« Und wirklich, das tat er, wie man sogleich sehen wird. Denn als der Bär seinen Feind sich nicht mehr gegenüber sah, trat auch er seinen Rückzug von dem Zweige an, aber sehr bedächtig, sich bei jedem Schritte umsehend und rückwärts gehend, bis er die Mitte des Baumes erreicht hatte, dann ließ er sich gleichfalls rückwärts an dem Stamm herunter, indem er sich mit den Vorderpfoten festhielt und einen Fuß nach dem anderen sehr langsam weiter bewegte. Jetzt nun, als der Bär eben seine erste Hintertatze auf den Boden setzte, trat Freitag dicht an ihn heran, legte die Mündung seines Flintenlaufes in sein Ohr und schoß ihn tot. Dann drehte sich der Schelm um, um zu sehen, ob wir auch lachten, und da er uns ansah, dass wir uns wirklich sehr amüsierten, brach er selbst in ein lautes Gelächter aus. »So wir Bären tot machen in meinem Lande«, sagte Freitag. »So tötet ihr sie?« erwiderte ich, »wie ist denn das möglich? Ihr habt ja gar keine Flinten.« – »Nein«, erwiderte er, »keine Flinten, aber schießen mit viel großen Pfeilen.«

Die Sache hatte uns zwar viel Vergnügen gemacht, aber was das Schlimme dabei war, wir befanden uns jetzt in einer ganz wilden Gegend mit einem verwundeten Führer und wussten nicht, was wir anfangen sollten. In meinen Ohren klang noch immer das Geheul der Wölfe und wirklich, ausgenommen das Geräusch, welches ich einst an der afrikanischen Küste hörte (wovon seiner Zeit erzählt ist), habe ich nie etwas anderes gehört, was mich mit gleichem Entsetzen erfüllt hätte.

Dieser Umstand und das Herannahen des Abends trieb uns vorwärts, sonst würden wir gewiss, wie Freitag gern wollte, das Fell des Bären abgezogen haben, denn es war wohl wert, mitgenommen zu werden. Da wir aber noch beinahe drei Meilen zurückzulegen hatten und unser Führer zur Eile ermahnte, so ließen wir das ungeheure Tier liegen und setzten unsere Reise fort.



Der Boden war noch immer mit Schnee bedeckt, wenn auch nicht mehr so tief und so gefährlich wie auf den Bergen. Die Raubtiere waren, wie wir später hörten, von Hunger getrieben in den Wald und die Ebene herabgekommen, um Nahrung zu suchen. In den Dörfern hatten sie großen Schaden angerichtet, das Landvolk überfallen und viele Schafe und Pferde und sogar einige Menschen getötet. Noch eine gefährliche Stelle blieb uns zu passieren, von der unser Führer uns sagte, dass, wenn überhaupt noch Wölfe in der Umgegend wären, wir sie dort antreffen würden. Dies war eine kleine, von allen Seiten mit Wald umgebene Ebene, an die sich ein langer schmaler **Hohlweg** anschloß, durch den wir mussten, um den Wald zu verlassen und das Dorf zu erreichen, wo wir übernachten wollten. Es war eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang, als wir in das Gehölz eintraten. Bald darauf erreichten wir die Ebene. Bis jetzt hatten wir weiter nichts gesehen, als dass auf einer kleinen Lichtung, die nicht über zwei **Klafter** breit war, fünf große Wölfe in vollem Laufe einer hinter dem anderen her über den Weg setzten, als ob sie einer Beute nachjagten und dieselbe schon im Auge hätten. Sie nahmen keine Notiz von uns und waren in wenigen Augenblicken aus unserem Gesichtskreis verschwunden. Unser Führer, der, beiläufig gesagt, ein erbärmlicher Feigling war, ermahnte uns, uns bereit zu halten, denn er glaubte, es seien noch mehr Wölfe im Anzuge. Wir hielten unsere Waffen in Bereitschaft und blickten aufmerksam umher, sahen aber keine Wölfe weiter, bis wir aus dem Walde, der fast eine halbe **Meile** lang war, heraus und in die Ebene gelangt waren. Sobald wir uns im Freien befanden, gab es allerlei zu sehen. Das erste, was uns in die Augen fiel, war ein totes Pferd. Das arme Tier war von den Wölfen zerrissen und zwölf der Bestien waren noch damit beschäftigt, nicht sowohl davon zu fressen, als vielmehr die Knochen abzunagen, denn das Fleisch hatten sie schon alles verschlungen. Wir hielten es nicht für ratsam, sie bei ihrem Mahle zu stören und ihrerseits achteten sie auch nicht viel auf uns. Freitag wollte auf sie schießen, aber ich verbot es ihm entschieden, denn ich fürchtete, dass wir bald mehr zu tun bekommen würden, als es bis jetzt den Anschein hatte.

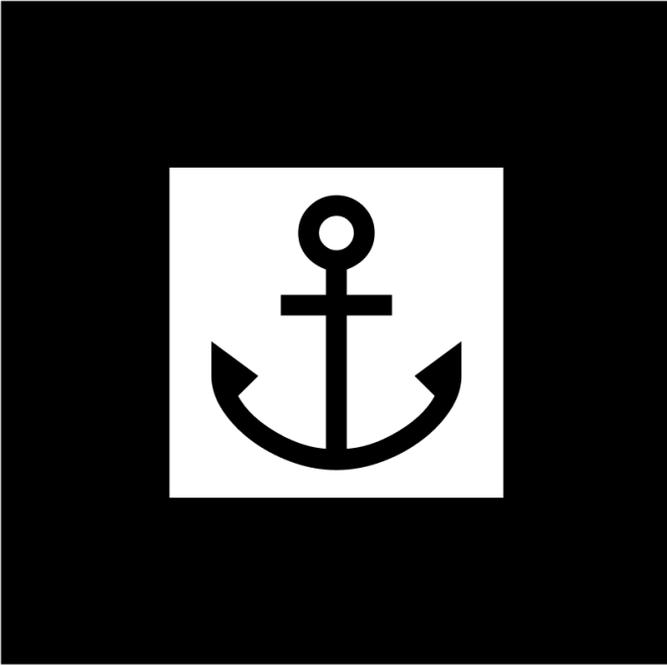
Wir hatten die Ebene noch nicht zur Hälfte hinter uns, als wir auch schon in dem Walde zur Linken ein schreckliches Wolfsgeheul hörten und gleich darauf etwa hundert Stück der Bestien geraden Wegs auf uns zukommen sahen. Sie liefen fast alle in gerader Linie nebeneinander, so regelmäßig wie ein von geschulten Offizieren kommandiertes **Regiment** Soldaten. Ich wusste nicht recht, auf welche Weise wir sie empfangen sollten, doch hielt ich es für das Beste, wenn wir gleichfalls eine geschlossene Linie bildeten. In einem Augenblick waren wir denn auch in einer solchen aufgestellt. Damit aber so wenig wie möglich Pausen eintraten, ordnete ich an, dass zuerst nur der je zweite Mann feuern und die anderen, die nicht geschossen hätten, sich bereit halten sollten, gleich darauf eine zweite **Salve** folgen zu lassen, wenn der Feind fortfahren würde vorzudringen. Diejenigen, welche zuerst geschossen hätten, sollten sich dann nicht damit aufhalten, ihre Gewehre wieder zu laden, sondern inzwischen ihre Pistolen in Bereitschaft halten; denn wir waren jeder mit einer **Büchse** und einem Paar Pistolen bewaffnet. Nach diesem Plane waren wir im Stande sechs Salven abzufeuern, jedes Mal die Hälfte von uns zugleich. Indessen fürs Erste wurde das gar nicht nötig; denn nach den ersten Schüssen machte der Feind Halt und schien sowohl vom Knall als vom Feuer erschreckt zu sein. Vier der Wölfe stürzten an den Köpfen getroffen zu Boden und mehrere andere waren verwundet und liefen blutend davon, so dass wir die Spuren auf dem Schnee bemerken konnten. Als ich sah, dass sie stutzten, sich aber nicht sogleich zurückzogen, fiel mir ein, dass ich einmal gehört hatte, auch die wildesten Tiere fürchteten sich vor der menschlichen Stimme. Ich forderte daher unsere ganze Gesellschaft auf, aus vollem Halse zu schreien. Die Angabe bestätigte sich, denn auf unser Geschrei wendeten sich die Bestien um und begannen sich zu entfernen. Hierauf ließ ich eine zweite Ladung hinter ihnen hergeben, auf welche sie sich in Galopp setzen und in den Wald rannten. Wir hatten jetzt Zeit unsere Gewehre wieder zu laden, was wir, um uns nicht aufzuhalten, im Weiterreiten taten. Kaum waren wir aber damit fertig und wieder zu neuer Verteidigung gerüstet, als wir auch schon einen schrecklichen Lärm in demselben Walde zur Linken

vernahmen, nur weiter entfernt in der Richtung, die wir einzuschlagen hatten.

Jetzt brach die Dämmerung herein und das verschlimmerte unsere Lage sehr. Der Lärm wuchs und ließ sich bald als das Heulen und Bellen dieser höllischen Geschöpfe unterscheiden. Auf einmal erblickten wir drei Rudel Wölfe, eins zur Linken, eins hinter uns und ein drittes vor uns, so dass wir ganz umringt zu sein schienen. Da sie uns aber nicht angriffen, setzten wir unseren Weg fort, so schnell uns die Pferde tragen konnten. Der Weg war aber sehr beschwerlich und wir konnten daher nicht starken Trab reiten. Auf diese Art gelangten wir nur langsam an den Eingang desjenigen Gehölzes, das wir am Ende der Ebene zu passieren hatten.

Wie groß war aber unser Entsetzen, als wir beim Näherkommen eine unzählige Menge Wölfe gerade in dem Eingang des Passes stehen sahen. Plötzlich vernahmen wir von einer anderen Richtung her den Knall einer Flinte und als wir dahinaus uns umsahen, sprang ein Pferd mit Sattel und Zaum heraus, mit Windeseile fliehend, und sechzehn bis siebzehn **Wölfe** hinterher in vollem Laufe. Das Pferd hatte zwar einen Vorsprung vor ihnen, aber da wir vermuteten, es würde nicht lange in diesem Tempo aushalten können, so zweifelten wir nicht, dass sie es zuletzt doch noch einholten, was gewiss auch geschehen ist. Bald darauf bot sich uns ein grauenvoller Anblick. Nach der Richtung hinreitend, wo das Pferd herausgekommen war, fanden wir den Leichnam eines anderen Pferdes und zweier Menschen, welche von den gierigen Tieren zerrissen worden waren. Einer der Männer war ohne Zweifel derselbe, den wir die Flinte hatten abschießen hören, denn dicht neben ihm lag ein eben abgefeuertes Gewehr, dem Manne selbst aber war der Kopf und der Oberkörper abgefressen. Wir wussten vor Schrecken nicht, was wir tun sollten. Die Tiere brachten uns aber bald zum Entschluss, indem sie sich, nach Beute hungrig, um uns versammelten. Ich glaube wahrhaftig, es waren ihrer an die dreihundert. Zu unserem Vorteil aber lagen gerade am Eingang in den Wald einige große Baumstämme, die im letzten Sommer gefällt und zum Transport dorthin gelegt schienen. Ich zog meine kleine Truppe innerhalb dieser Holzstöcke zusammen und befahl, nachdem wir uns in

einer Reihe hinter einem der größten aufgestellt, dass alle **absitzen**, die Stämme als eine Brustwehr benutzen und die Pferde in der Mitte eines Dreiecks einschließen sollten. Diese Vorkehrung bewährte sich sogleich; denn in unerhörter Wut griffen uns die Bestien alsbald an. Sie kamen brüllend auf uns zu und erkletterten den Holzstoß, der uns zur Brustwehr diente, um sich geraden Weges auf ihre Beute losstürzen. Ihre Wut war wahrscheinlich besonders dadurch hervorgerufen, dass sie unsere Pferde hinter uns sahen, auf welche sie es besonders abgesehen hatten. Ich befahl meinen Leuten, wie vorhin zu schießen, einer um den anderen, und sie zielten auch so sicher, dass sie gleich beim ersten Schusse eine Anzahl der Wölfe töten. Es war jedoch notwendig, ein ununterbrochenes Feuer zu erhalten; denn wie die Teufel stürmten die Bestien vor, die Hinteren immer den Vorderen nachdrängend.



Als wir die zweite **Salve** abgeschossen hatten, hielten sie ein wenig inne und ich hoffte schon, sie würden weichen, aber es war nur eine augenblickliche Pause, denn alsbald drangen andere vorwärts. So schossen wir nun zwei Pistolenschüsse ab und hatten, glaube ich, in diesen vier Salven siebzehn oder achtzehn von ihnen getötet und noch einmal so viel gelähmt. Dennoch rückten sie von Neuem vor. Da ich fürchtete, wir würden unsere Munition zu schnell verschießen, rief ich meinen zweiten Diener (nicht Freitag, denn der war besser verwendet, er hatte nämlich immer mit größter Gewandtheit seine und meine **Büchse** wieder geladen, während wir kämpften), gab ihm ein **Pulverhorn** und gebot ihm, einen langen Strich des Holzstoßes damit zu bestreuen. Das tat er dann und hatte nur eben Zeit davon zu eilen, als die Wölfe auch schon heran kamen. Sobald einige von ihnen auf das Pulver traten, feuerte ich eine Pistole auf das Pulver ab und steckte es damit in Brand. Diejenigen von den Tieren, die schon auf dem Holzstoß waren, wurden arg verbrannt und sechs oder sieben von ihnen stürzten oder sprangen vielmehr von dem Feuer gereizt und geängstigt zwischen uns. Mit diesen wurden wir im Augenblick fertig, die übrigen aber waren so erschreckt von dem Feuerblitz, welchen die Nacht (denn es war inzwischen fast ganz finster geworden) noch schrecklicher erscheinen ließ, dass sie ein wenig zurückwichen. Darauf befahl ich unsere letzten Pistolen auf einmal abzuschießen und dann ein Geschrei zu erheben. Nun machten die Wölfe kehrt. Wir warfen uns sofort auf etwa zwanzig verwundete, die sich auf dem Boden wälzten, und bearbeiteten sie mit unseren Schwertern. Dies erfüllte vollständig unseren Zweck, denn das Geheul und Gebrüll, welches sie anstimmten, wurde von ihren Gefährten sehr wohl verstanden, so dass sie alle flohen und uns verließen.

Wir hatten alles in allem ungefähr sechzig Stück getötet. Wäre es Tag gewesen, würden wir noch mehr erlegt haben. Da das Schlachtfeld nun wieder gesäubert war, setzten wir unseren Weg alsbald weiter fort, denn es blieb uns noch immer beinahe eine **Meile** zurückzulegen. Wir hörten die Raubtiere in den Wäldern heulen und winseln, während wir vorwärts ritten und zuweilen glaubten wir auch einige zu sehen, aber der Schnee blendete so, dass wir unserer Sache nicht gewiss waren. So gelangten wir

dann in ungefähr einer Stunde nach dem Ort, wo wir übernachten sollten. Wir fanden die Bewohner in großer Aufregung und unter den Waffen. Wie es schien, hatten die Wölfe und einige Bären in der vorigen Nacht den Ort überfallen und großen Schrecken verbreitet, daher sich die Leute genötigt sahen, Tag und Nacht, besonders aber während der Letzteren, um Vieh und Menschen zu schützen, Wache zu halten.

Am nächsten Morgen war unser Führer so krank, seine Glieder waren so sehr angeschwollen und die beiden Wunden schmerzten ihn dermaßen, dass er nicht weiter mitreiten konnte. Wir sahen uns daher genötigt, einen anderen **Geleitsmann** anzunehmen, der uns nach **Toulouse** bringen sollte. Dort fanden wir warmes Wetter und ein blühendes fruchtbares Land, frei von Schnee und von Wölfen. Als wir in Toulouse unsere Abenteuer erzählten, sagten die Leute, das sei etwas ganz Gewöhnliches in der großen **Heide** am Fuße des Gebirges, besonders wenn der Boden mit Schnee bedeckt läge. Sie waren verwundert, dass wir einen Führer gefunden hätten, der uns bei der strengen Jahreszeit diesen Weg geführt und sagten, es wäre erstaunlich, dass wir nicht alle umgekommen seien. Als wir ihnen erzählten, wie wir uns aufgestellt hatten und die Pferde in die Mitte genommen, tadelten sie das sehr und sagten, es wäre fünfzig gegen eins zu wetten gewesen, dass wir alle auf diese Art zerrissen werden würden. Denn gerade der Anblick der Pferde pflege die Wölfe so wütend zu machen und sie hätten es auf diese besonders abgesehen. Zu anderen Zeiten fürchteten sie sich vor Flintenschüssen, aber wenn sie durch den furchtbaren Hunger grimmig wären, machte sie die Begierde, an die Pferde zu gelangen, unempfindlich gegen jede Gefahr. Nur durch das unausgesetzte Feuern und durch die Pulvermine seien wir ihrer Herr geworden. Wären wir dagegen ruhig auf unseren Pferden sitzen geblieben und hätten wir im Reiten gekämpft, so würden sie die Pferde nicht so ausschließlich als ihre Beute angesehen haben, als in jenem Falle, wo diese keine Menschen auf dem Rücken zu tragen hatten. Ferner, sagten sie uns noch, wenn wir, zum Äußersten gedrängt, uns alle zusammengestellt und die Pferde preisgegeben hätten, so würden die Wölfe mit solcher Gier über die Tiere hergefallen sein, dass wir sicher davon gekommen wären, besonders da wir mit Gewehren versehen und so zahlreich gewesen seien. Ich

meinerseits hatte mich nie in meinem Leben in solcher Gefahr gefühlt, als da ich die dreihundert Teufel so heulend und mit gähnenden Rachen auf uns losstürzen sah und keinen Schutz- und Zufluchtsort entdecken konnte. Ich hatte mich schon gänzlich verloren gegeben und ich glaube, es wird mich nicht **gelüsten**, je wieder diese Berge zu übersteigen. Lieber noch will ich tausend **Meilen** zu See machen und sollte ich auch in jeder Woche einen Sturm erleben.

Von meiner Reise durch Frankreich habe ich nichts Ungewöhnliches zu berichten, außer was andere Reisende bereits viel interessanter erzählt haben, als ich es vermochte. Von **Toulouse** ging ich nach Paris, von dort, ohne mich lange aufzuhalten, weiter nach **Calais**. Hierauf landete ich am 14. Januar nach einer außerordentlich kalten und anstrengenden Reise in **Dover**.

Nachdem ich nun wieder an dem Ausgangspunkt aller meiner Reisen angelangt war, befand ich mich binnen Kurzem auch im Besitz meines ganzen neu erworbenen Reichtums; denn die Wechsel, welche ich mitgebracht hatte, wurden mir bereitwillig ausbezahlt.

Meine beste Anleitung und mein geheimer Rat war die gute alte **Witwe**, die aus Dankbarkeit für das Geld, welches ich ihr geschickt hatte, keine Mühe scheute und keine Sorge zu groß fand, um mir zu dienen. Ich vertraute ihr auch so unbedingt, dass ich ganz ruhig über die Sicherheit meines Eigentums lebte. In der unwandelbaren Redlichkeit dieser guten Frau habe ich stets ein wahres Glück für mich gesehen.

Bald darauf kam mir der Gedanke, meine Güter in der Verwahrung meiner Freundin zu lassen und mich nach Lissabon und von da nach Brasilien einzuschiffen. Diesmal aber stellte sich mir als Hauptbedenken die Religion in den Weg. Schon während ich mich noch in der Fremde aufgehalten und besonders in meiner Einsamkeit, waren mir einige Zweifel über den katholischen Glauben aufgestiegen. Ich wusste, dass ich mich nicht nach Brasilien begeben, am wenigsten aber mich dort gänzlich niederlassen könne, wenn ich nicht entschlossen sei, mich ohne Rückhalt in den Schoß der katholischen Kirche zu begeben; es hätte denn sein müssen, dass ich Lust trüge, mich für meine Überzeugungen zu opfern,

ein religiöser **Märtyrer** zu werden und durch die **Inquisition** zu sterben. Daher entschied ich mich dann dafür, in der Heimat zu bleiben und von hier aus, wenn es möglich sei, über meine Pflanzung zu **disponieren**.

In dieser Absicht schrieb ich an meinen alten Freund in Lissabon, dessen Antwort dahin lautete, dass er mit Leichtigkeit von dort aus die Anordnungen über mein Eigentum treffen könnte. Wenn ich ihm aber erlauben wolle, dasselbe in meinem Namen jenen beiden in Brasilien als Kaufleute lebenden Nachkommen meiner Bevollmächtigten, welche den Wert meiner Besetzung genau kennen, an Ort und Stelle wohnten und, wie er wisse, sehr reich seien, zum Kaufe anzubieten, so würden diese, wie er glaube, sich gern dazu bereit finden lassen. Er zweifle auch nicht, dass ich mindestens vier- bis fünftausend **Piaster** bei dem Verkauf gewinnen würde.

Hiermit war ich völlig einverstanden. Ich gab dem Kapitän Auftrag, die **Offerte** zu machen und als nach Ablauf von acht Monaten das Schiff zurückgekehrt war, meldete er mir, dass jene beiden das Anerbieten angenommen und dreiunddreißigtausend Piaster einem ihrer Korrespondenten in Lissabon mit dem Auftrag zur Auszahlung verschickt hätten.

Ich unterzeichnete hierauf den mir von Lissabon überschickten **Kaufkontrakt** in aller Form rechtens und schickte ihn an meinen alten Freund, der mir dafür zweiunddreißigtausend und achthundert spanische Taler als Kaufsumme für meine Plantage in Wechseln übermachte. Bei dem Verkauf war ein Rest des Kaufgeldes zurückbehalten, der als Rentenskapital für jene hundert **Moidor**, die ich für den alten Kapitän, und für die fünfzig Moidor, die ich für dessen Sohn auf Lebenszeit ausgesetzt hatte, dem Vertrag gemäß auch ferner auf meiner Plantage haften sollten.

So habe ich dann Bericht erstattet von dem ersten Teil meines schicksal- und abenteuerreichen Lebens, eines Lebens, das ein gar wunderbares Gewebe der **Vorsehung** darstellt und das so reich an Abwechslung war, wie es die Welt wohl nur selten wird aufweisen können. In **Torheit** war

es begonnen, aber dennoch hatte es bei weitem glücklicher geendet, als irgendein Teil desselben mir zu hoffen das Recht gegeben hätte.

Man sollte nun wohl glauben, in meiner jetzt so guten Vermögenslage sei ich darüber hinaus gewesen, noch an weitere Wagnisse zu denken; und das würde auch in der Tat wohl der Fall gewesen sein, wenn nicht gewisse Umstände obgewaltet hätten. Ich war nun einmal an ein unstetes Leben gewöhnt, hatte weder Familie, noch ausgedehnte Verwandtschaft, noch auch, trotz meines Reichtums, sonstigen großen Verkehr. Dazu kam, dass ich, wiewohl ich meine Pflanzung in Brasilien verkauft hatte, doch die Erinnerung an dieses Land nicht aus dem Sinne schlagen konnte und große Lust trug, wieder einmal dahin einen Ausflug zu machen. Besonders lebhaft aber war mein Verlangen, meine Insel einmal wiederzusehen und zu erfahren, ob die armen Spanier sich dort befänden und wie sie von jenen zurückgelassenen **Schuften** behandelt worden seien. Meine treue Freundin aber, die **Witwe**, riet mir sehr von einer weiteren Reise ab und vermochte auch so viel über mich, dass sie mich fast sieben Jahre lang von meinem Plane, über See zu gehen, abhielt.

Während dieser Zeit nahm ich mich zunächst meiner beiden Neffen an, der Kinder des einen meiner Brüder. Der Älteste besaß etwas Vermögen, das ich, nachdem ich ihn standesgemäß erzogen, durch ein Vermächtnis auf meinen Todesfall vermehrte. Den anderen ließ ich zum Seekapitän ausbilden und als ich ihn nach Ablauf von fünf Jahren zu einem verständigen, tapferen und unternehmungslustigen jungen Mann herangewachsen sah, übergab ich ihm ein gutes Schiff und schickte ihn über See. Gerade dieser junge Bursch aber war es, der mich später, trotzdem ich über das **Schwabenalter** längst hinaus war, zu neuen Abenteuern verleitete.

Inzwischen aber hatte ich mich in England auch selbst häuslich eingerichtet. Was das Wichtigste ist, ich hatte eine vorteilhafte und mich völlig befriedigende Ehe geschlossen, aus der mir drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter geboren wurden. Als aber der Tod mir mein Weib geraubt hatte und mein Neffe gerade zu derselben Zeit von einer mit gutem Erfolg bestandenen Reise nach Spanien zurückgekehrt war,

gewannen meine Lust in die Fremde und sein Zureden die Oberhand und veranlassten mich, in dem Schiff meines Neffen als Privatkaufmann nach Ostindien zu reisen. Es geschah dies in dem Jahre 1694.

Auf dieser Reise besuchte ich dann auch die junge Kolonie auf meiner Insel. Ich fand dort meine Nachfolger, die Spanier, und ließ mir genauen Bericht über ihre und der zurückgebliebenen Verbrecher Lebensweise erstatten. Die armen Spanier waren von diesen anfangs schlecht behandelt worden. Dann hatte eine Aussöhnung stattgefunden, hierauf neue Veruneinigung und abermalige Versöhnung, der dann wieder **Zwietracht** gefolgt war. Endlich waren die Spanier gezwungen gewesen, Gewalt anzuwenden, hatten auch die Kerle unterworfen, sie aber dann mit Großmut behandelt. Wollte man diese Geschichte in ihren Einzelheiten berichten, sie würde so viel **Mannigfaltigkeit** und wunderbare Ereignisse auszuführen haben wie meine eigene. Besonders interessant war der Bericht von den Kämpfen der Kolonisten mit den **Karaiben**, welche einige Male auf der Insel gelandet waren und ferner die Mitteilungen über die auf dem **Eiland** eingeführten Verbesserungen. Fünf von den Kolonisten hatten auch einmal einen Einfall auf das Festland gewagt und elf Männer und fünf Weiber als Gefangene von dort heimgebracht. Durch die Letzteren war die Insel bei meiner Ankunft mit etwa zwanzig Kindern bevölkert.

Ich verweilte auf der Insel gegen drei Wochen. Bei meiner Abreise ließ ich zur Unterstützung der Bewohner allerlei notwendige Dinge zurück, insbesondere Waffen, Pulver, **Schrot**, Kleider, Werkzeuge und dergleichen mehr, sowie auch zwei Handwerksleute, die ich von England mitgebracht hatte, nämlich einen Zimmermann und einen Schmied.

Außerdem teilte ich die Insel unter die Bewohner ein, behielt für mich zwar das Eigentumsrecht am Ganzen, überwies aber jedem der Kolonisten gerade die Landstrecken, die ihm am erwünschtesten waren. Nachdem ich dies alles in Ordnung gebracht und die Bewohner verpflichtet hatte, die Insel nicht zu verlassen, nahm ich von dieser Abschied.

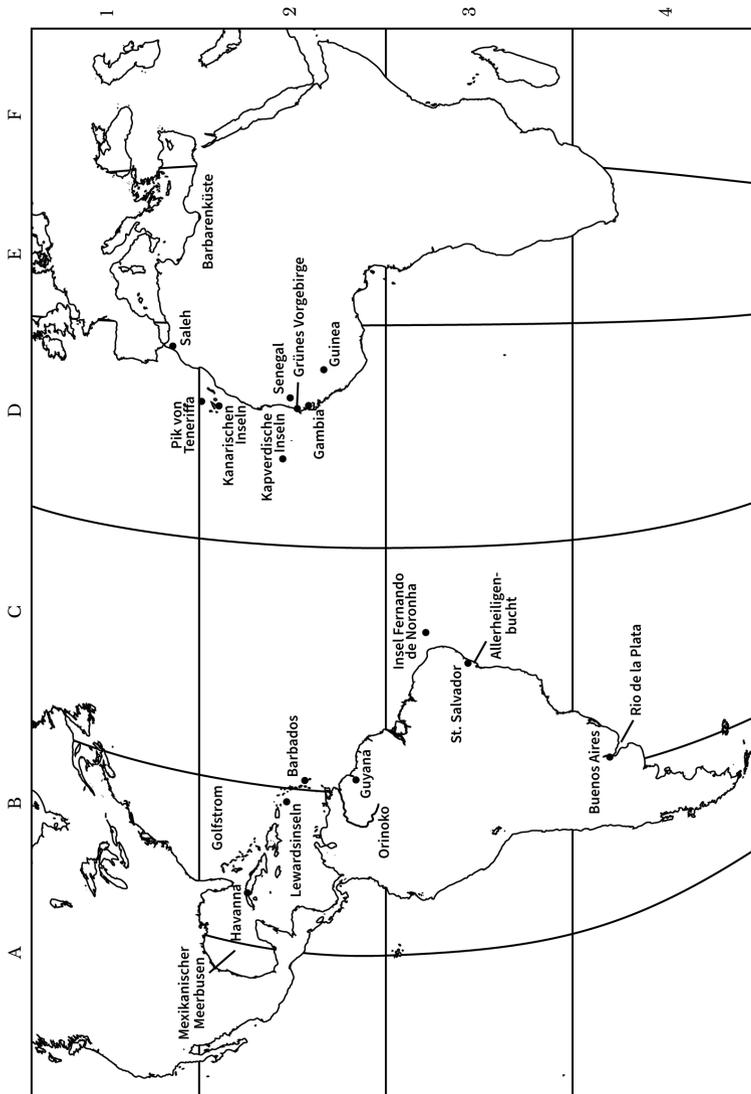
Von hier aus nach Brasilien gelangt, schickte ich eine dort angekaufte **Barke** mit weiteren Leuten nach meiner Kolonie. Daneben übersandte

ich an diese außer anderen Hilfsmitteln auch sieben Frauenzimmer, die mir sowohl für Dienstleistungen, als auch zu Frauen für diejenigen, die Lust danach trügen, geeignet schienen. Den Engländern hatte ich versprochen, von ihrer Heimat aus einige Frauen und eine ansehnliche Ladung mit brauchbaren Dingen zu schicken, wenn sie sich der Pflanzung gehörig annehmen wollten. Diese Zusage aber hatte ich später nicht halten können, wiewohl sich die Leute sehr ordentlich und fleißig zeigten, nachdem sie erst einmal bemeistert und ihnen ihre besonderen Grundstücke angewiesen waren. Ich übersandte ihnen von Brasilien aus fünf Kühe, darunter drei trächtige, sowie auch einige Schafe und Schweine, die bei meinem nächsten Besuch auf der Insel sich beträchtlich vermehrt hatten.

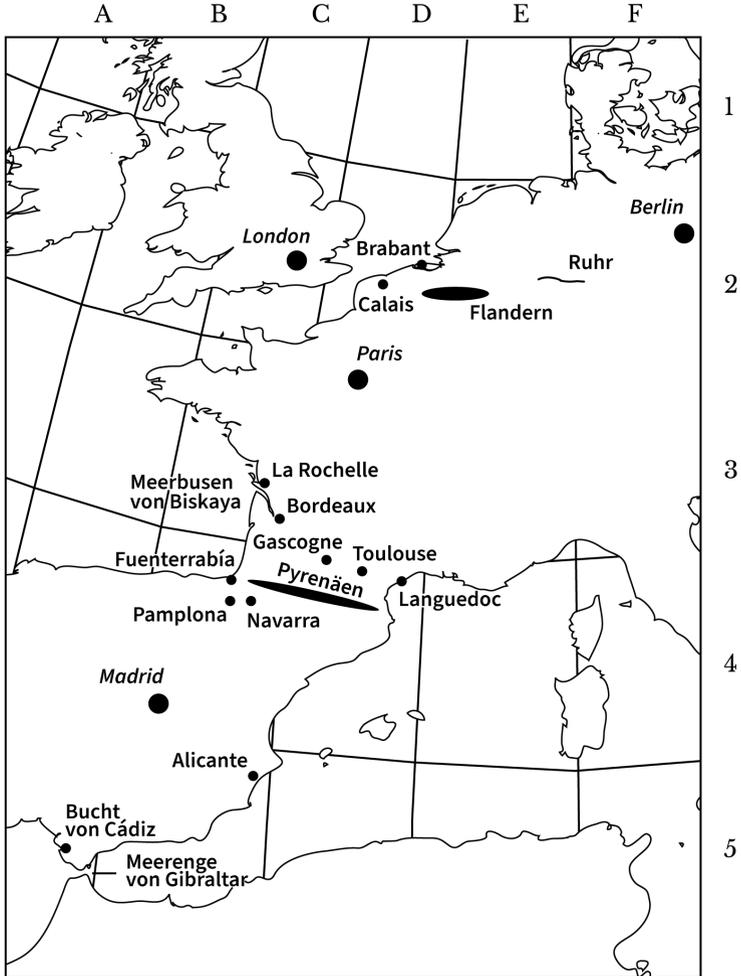
Hiervon jedoch und auch darüber, wie einmal dreihundert **Karaiben** einen Überfall auf die Insel gemacht und die Pflanzungen verwüstet hatten, wobei die Kolonisten zwei Gefechte mit ihnen hatten bestehen müssen, in deren erstem sie unterlegen waren und einer von ihnen seinen Tod gefunden hatte, worauf sie aber, nachdem ein Sturm die Kanus der Feinde zerstört, den Rest von diesen durch Hunger und Waffen vernichtet hatten; wie dann die Pflanzung aufs Neue in Ordnung gebracht war und in welcher Weise die Kolonisten ferner ihr Leben auf der Insel geführt hatten – über diese Dinge, sage ich, sowie auch von einigen sehr seltsamen Begebenheiten, die ich selbst auf meinen weiteren Fahrten zehn Jahre später erlebt habe, berichte ich vielleicht noch einmal in Zukunft.

# Anhang

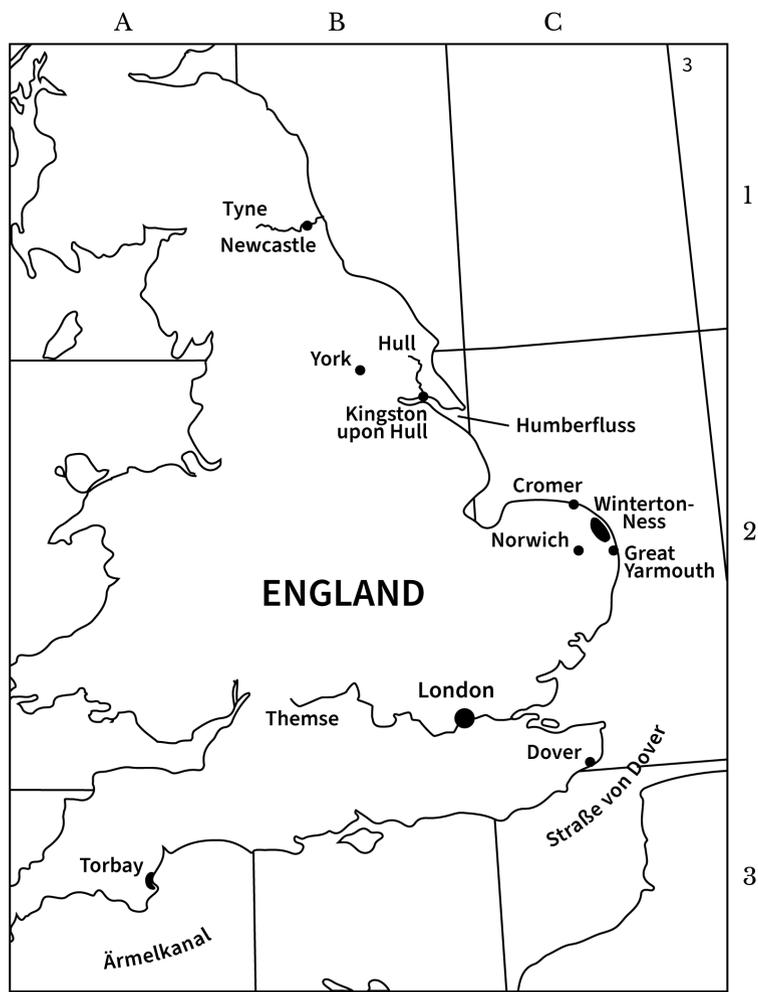
## Welt, atlantischer Raum



# Westeuropa



# England



# Glossar

Nachstehend findest Du Erklärungen zu einer Vielzahl von Begriffen, die Dir während Deiner Reise mit Robinson Crusoe begegnet sind. Wörter, die Du im Glossar nachschlagen kannst, sind im Text **gelb** markiert. Verben sind dabei stets im Infinitiv, Adjektive im Positiv hinterlegt. Manche Begriffe haben mehr als nur eine Bedeutung. Manchmal benutzt der Autor solche Begriffe über den Roman hinweg sogar in unterschiedlichen Sinneszusammenhängen. Im Glossar sind relevante mehrdeutige Wortbedeutungen mit den Kennzeichen (1), (2), usw. gekennzeichnet. Die passende Beschreibung kannst Du Dir dann aus dem Kontext der **gelb** markierten Stelle im Werk herleiten. **Beachte:** Nicht zu allen Begriffen sind alle denkbaren Bedeutungen aufgelistet. Auf seinen Abenteuern rund um den Globus durchquert Robinson Crusoe die verschiedensten Winkel unserer Erde. Die dabei benannten geografisch-kartographischen Begriffe und Eigennamen sind mit dem Zusatz "(geogr.)" gekennzeichnet und enthalten am Ende des Eintrags einen Verweis in eine von drei Karten. Sie helfen Dir, Dich bei der Entdeckung des ungewöhnlichen Weges von Robinson Crusoe zu orientieren.

## A

### **abmurksen**

Synonym: umbringen, abschlachten, beseitigen; Verwendung: jemanden abmurksen; alternativ: veraltet für sich mit etwas bemühen.

### **abplagen**

Sich mit etwas abmühen, eine mühselige Arbeit verrichten; Synonym: sich abarbeiten, sich abrackern.

### **absitzen**

(1) sich (als Strafe) gegen den Willen an einem bestimmten Ort aufhalten; (2) einen Gegenstand durch Sitzen (übermäßig) abnutzen; (3) von einem berittenen Tier (insb. Pferd) absteigen.

### **Aderlass**

(1) veraltetes Heilverfahren, bei dem größere Mengen Blut abgenommen wurden; (2) Form von spürbarer Einbuße; Synonym: Defizit, Verlust, Fehlbetrag.

### **Advokatur**

Amt eines Rechtsanwalts; wird dialektal auch als Anwaltsbüro bzw. (Rechts-)Anwaltschaft verwendet. Advokat leitet sich aus dem lateinischen Verb *advocare* ab: herbei-, hinzurufen = Anwalt.

**Alicante**

(geogr.) Groß- und Hafenstadt in Südost-Spanien; an der Costa Blanca gelegen; Hauptstadt der Provinz Alicante; siehe: Karte-Euro C 5.

**Allerheiligenbucht**

(geogr.) Meeresbucht an der Atlantikküste Brasiliens; größte Meeresbucht Südamerikas; am Ausgang der Bucht liegt die Millionenstadt Salvador; siehe: Karte-Welt C 3.

**Almosen**

Materielle Gabe an einen bedürftigen Empfänger ohne Erwartung einer (materiellen) Gegenleistung dessen; Synonym: Spende, Gabe, Mitleid, Erbarmen.

**Aloestaude**

Staud (= botanischer Begriff für Blütenpflanzen mit kräftigen Stängeln) der Aloe vera; Aloe vera (Echte Aloe) ist eine für ihre pflegenden Eigenschaften bekannte Art der Grasbaumgewächse.

**Altkastilien**

(geogr.) historische Bezeichnung einer Landschaft in Zentralspanien; Gebiet entspricht der Größe des gleichnamigen ehemaligen Königreichs; Ableitung: (spn.) Castillos = Burgen.

**anheimstellen**

Eine Entscheidung oder eine Wahl jemand anderem überlassen; etwas von einer anderen Person entscheiden lassen; etwas in das Ermessen einer anderen Person stellen; Verwendung: Die Auswahl des Beispiels stelle ich Ihnen anheim.

**anmutig**

Synonym: anziehend, attraktiv, berauschend; Verwendung: eine anmutige Erscheinung, anmutig tanzen.

**apportieren**

Aus der Jägersprache stammend; bezeichnet das Herbeibringen der erlegten Beute oder eines Gegenstands bei der Jagd durch einen Hund.

**Arglist**

Synonym: Heimtücke, Falschheit, Intriganz; bewusst verstoßen gegen geltende Regeln, Gesetze oder Normen; gezielte Täuschung; Hintergehen einer Person.

### **Arrak**

Aus Palmsaft, Zuckerrohr oder Reis destillierte Spirituose mit teils hohem Alkoholanteil; Ursprung in Indien und Sri Lanka; in Geschmack und Verwendung ähnlich zu Rum.

### **Associé**

(franz.) Teilhaber; Person, die mit einem Anteil an einer wirtschaftlichen Unternehmung beteiligt ist; Synonym: Kompagnon, Teilhaber, Gesellschafter, (Geschäfts-)Partner.

### **auf der Hut sein**

(sehr) aufmerksam für seine eigene Sicherheit sorgen; Synonym: vorsichtig sein, Acht geben, Wache halten.

### **Augenlust**

Veraltet für: Vergnügen, welches durch das Anschauen einer Sache erweckt wird; häufig im sexuellen Kontext verwendet.

### **Ave Maria**

(lat.) Gegrüßt seist du, Maria; Bezeichnung eines Grundgebets in der katholischen Kirche; nach dem "Vaterunser" das meistgesprochene Gebet der Christen; beinhaltet die Anrufung Marias als Mutter Jesu.

## **B**

### **Bai von Cadix**

(geogr.) Korrekt: Bucht von Cádiz; Bucht an der Atlantikküste Spaniens; nach der südspanischen Großstadt Cádiz benannt; siehe: Karte-Euro B 5.

### **Barbados**

(geogr.) karibischer Inselstaat im Atlantik; Teil der Kleinen Antillen; nordöstlich von Venezuela gelegen; siehe: Karte-Welt C 2.

### **Barbarei**

(1) Ausdruck der Grausamkeit und der Unmenschlichkeit; auch in Verbindung mit Kaperei, Menschenraub und Sklavenhandel; (2) (geogr.) Region Nordafrikas; Berber = dort ansässige Ethnie; Synonym: Maghreb; alternativ: Berberei.

**Barbarenküste**

(geogr.) beschreibt den Küstenverlauf aller im 16. bis 19. Jahrhundert der Barbarei (siehe: **Barbarei**) beschuldigten Regionen; entspricht in der Gegenwart dem nordafrikanischen Küstenverlauf von Mauretanien bis Libyen.

**Barke**

(Schiff.) (kleines) Boot ohne Mast; in der Regel ohne eigenen Vortrieb; im erweiterten Sinne: jedes kleine Boot.

**Barmherzigkeit**

Eigenschaft des menschlichen Charakters; Einfühlsames und hilfsbereites Handeln gegenüber Menschen in der Not.

**Baum dickicht**

Siehe: **Dickicht**.

**Behagen**

Ausdruck eines inneren wohligen und positiven Gefühls; Synonym: Wohlgefühl, Zufriedenheit, Vergnügen.

**behänd**

Mit besonderer Geschicktheit und Schnelle in der Bewegung; Synonym: flink, gewandt, geschickt; Verwendung: mit behänden Griffen.

**Beim Barte Mahomeds**

Alternativ: Beim Barte des Propheten; Schwurausdruck, um einer Aussage mehr Geltung zu verleihen; Mahomed = Abwandlung von Mohammed, dem Propheten und Begründer des Islam.

**beordern**

Synonym: beauftragen, befehlen; eine Person durch eine Order (= einen Auftrag) zu einem Ort kommen lassen; Verwendung: einen Patienten zum Arzt beordern.

**Besansegel**

(Schiff.) kleineres Segel am hintersten Mast eines mindestens dreimastigen Schiffes; Besansegel sind in der Regel Gaffelsegel (siehe: **Gaffelsegel**).

**Bolzen**

Zylinderförmiges Verbindungsstück; meist aus Metall oder Holz gefertigt.

### **Bootshaken**

(Schiff.) längere Holzstange mit einem hakenähnlichen Ende; dient zum Festhalten oder Abstoßen eines Bootes; Nutzung in der Regel vom Boot aus.

### **Bordeaux**

(geogr.) Groß- und Hafenstadt im Südwesten Frankreichs; am Mündungstrichter der Garonne und des Dordogne in den Atlantik gelegen; ebenfalls Bezeichnung für Farbton und Weinanbaugebiet; siehe: Karte-Euro C 3.

### **Bouillon**

(franz.) Fleischbrühe; Bezeichnung einer meist klaren Suppe, die durch Auskochen von (Fleisch, Knochen und) Suppengemüse zubereitet wird.

### **Brabant**

(geogr.); ehemalige belgische Provinz; heute auf den Gebieten Antwerpens, Brüssels und dem südlichen Teil der Niederlande gelegen; unter anderem bekannt für sogenannte Brabanter Klöppelspitzen (siehe: **Spitze**); siehe: Karte-Euro D 2.

### **Brammast**

(Schiff.) Alternativ: Bram, Bramstenge; Verlängerung des Schiffsmasts nach oben; häufig: oberhalb des Marsmasts; Befestigungsmöglichkeit für Takelungselemente, insbesondere für das Bramsegel (siehe: **Bramsegel**).

### **Bramsegel**

(Schiff.) In der Entwicklung der Schifffahrt hinzugekommenes Segel am oberen Mastende; an der dritten oder vierten Position von unten am Mast angeschlagen; befestigt am Brammast (siehe: **Brammast**); in Ober- und Unterbramsegel geteilt.

### **Brunst**

Alternative Schreibweise: Brunft; Zeit der Paarung bei Säugetieren, insbesondere bei Wild; geschlechtliche Erregtheit und Verlangen; Verwendung: der Elch ist in der Brunst.

### **Büchse**

(1) Behälter mit Deckel; Konservendose; (2) (milit.) Synonym für ein Jagd- oder Sportgewehr mit langem Lauf; Verwendung: bei der Jagd etwas vor die Büchse bekommen.

### **Buenos Aires**

(geogr.) heutige Hauptstadt Argentiniens und Hochzentrum Südamerikas; unmittelbar am Río de la Plata (siehe: **Río de la Plata**) gelegen; siehe: Karte-Welt C 4.

### **Bugspriet**

(Schiff.) über den Bug (= Vorderteil eines Schiffes) von Segelschiffen schräg nach vorn hinausragender Mast; diente zur Stütze des Fockmastes (siehe: **Fockmast**); heute nur noch als Ankerhalterung verwendet.

### **Bundesgenosse**

Synonym: Verbündeter, Alliiertes, Mitstreiter; wörtlich: Genosse (= Kamerad) in einem gleichwie gearteten Bund.

### **Bürge**

Person, die gegenüber einem Dritten im Zweifelsfall für Schulden / Verbindlichkeiten einsteht; Synonym: Garant.

## **C**

### **Calais**

(geogr.) Stadt im Norden Frankreichs; direkt an der Straße von Dover gelegen; verbindet das europäische Festland über den Eurotunnel über Dover mit Großbritannien; birgt wichtigen französischen Hafen; siehe: Karte-Euro D 2.

### **Compagnon**

Korrekt: Kompagnon; (1) Synonym: Freund, Kamerad, Kumpan; (2) Mitinhaber eines Unternehmens / Geschäfts (siehe: **Associé**); Synonym: Teilhaber, Mitinhaber, (Geschäfts-)Partner.

### **Courage**

Synonym: Mut, Schneid, Beherztheit; Entschlossenheit; Verwendung: für eine Sache Courage zeigen.

### **Cromer**

(geogr.) kleine Küstenstadt in England; untermittelbar nördlich von Winterton-Ness (siehe: **Winterton-Ness**) an der Nordseeküste gelegen; siehe: Karte-GB C 2.

## **D**

### **Dachsparren**

Siehe: **Sparren**.

### **darob**

Veraltet für: deswegen; Verwendung: er ist erkrankt und kann darob nicht kommen.

**Daube**

Beschreibt ein sichelförmig gebogenes Holzbrett, das zum Bau von Fässern, Bottichen und Eimern genutzt wird; in der Regel aus Eichenholz gefertigt.

**Debet**

Kaufmännischer Ausdruck, der die offenen Forderungen beschreibt; historisch: linke Seite einer Kontorechnung, auf der die Sollbeträge (die belastenden Beträge) notiert waren; Antonym: Kredit.

**Demut**

Charakterlicher Zustand der Anerkennung äußerer Umstände und der Unvollkommenheit der eigenen Möglichkeiten, diese zu ändern; Synonym: Ergebung, Opferbereitschaft; Verwendung: jemandem demütig gegenüberreten.

**den Garaus machen**

Synonym: etwas vernichten, eliminieren; ein Lebewesen töten; eine Situation oder einen Umstand zu einem Ende führen.

**Desertion**

(milit.) widerrechtliches Entfernen vom Militärdienst; Verweigerung von militärischen Verpflichtungen als Soldat; Synonym: Fahnenflucht; alternativ: Desertation.

**Desperation**

(engl.) Verzweiflung; Synonym: Aussichtslosigkeit, Hoffnungslosigkeit.

**deutsche Meilen**

Siehe: **Meile**; in Deutschland bis in das 19. Jahrhundert gebrauchte Längeneinheit; 1 deutsche Meile = 7532 Meter.

**Dickicht**

Sehr dicht bewachsener bis hinzu undurchdringlicher Bestand von Bäumen und Sträuchern; Formation von Gebüsch und Gestrüpp; Verwendung: durch das Dickicht kämpfen; im übertragenen Sinne: ein Dickicht aus Regeln.

**Dilettant**

Beschreibung einer Person, die das von ihr (hobbymäßig) ausgeübte Fach nicht professionell beherrscht; insbesondere in Kunst, Handwerk und Wissenschaft; Verwendung: diese Mauer ist das Werk eines Dilettanten; Synonym: Laie.

### **disponieren**

Synonym: verfügen, anordnen, einteilen, bestimmen; Ausdruck für jedwede Art der fremdbestimmten Verfügung; Verwendung: Er kann jederzeit uneingeschränkt über sein Auto disponieren.

### **(aus-)dörren**

Synonym: trocken werden, vertrocknen; alternativ: dorren.

### **Dover**

(geogr.) Stadt im Südosten Englands; direkt an der Straße von Dover gelegen; verbindet Großbritannien über den Eurotunnel über Calais mit dem europäischen Festland; birgt einen der wichtigsten Häfen Englands; siehe: Karte-GB C 2.

### **Dukat**

Goldmünze, die in Europa bis ins 20. Jahrhundert getauscht wurde; verschiedene Prägung je nach geografischer Region; nach heutigem Goldpreis: 1 Dukat = rund 200 Euro.

### **dünken**

(1) in einer Weise erscheinen, jemandem in bestimmter Art so vorkommen; Synonym: aussehen, den Anschein erwecken; (2) sich etwas (fälschlicherweise) einbilden; Verwendung: mich dünkt, ich habe eine Sternschnuppe gesehen.

## **E**

### **edelmütig**

Synonym: aufopferungsvoll, aus der Menschenliebe motiviert, selbstlos; Verwendung: ein edelmütiger Mensch.

### **Egge**

In der Landwirtschaft eingesetztes Gerät, das mit Zinken oder Scheiben den Boden auflockert (Erdschollen zerkleinert) und so die Erdarbeitet erleichtert und Unkraut bekämpft.

### **eidlich**

Beteuerung der Wahrheit einer Aussage; Bekräftigung eines Sachverhalts mittels Eides.

### **Eiland**

Veraltet für Insel; Herkunft: altfriesisch: Ei = Insel > Inselland; Eselsbrücke: (engl.) island: Aussprache ähnelt Eiland.

### **Einfriedung**

Begrenzung eines Grundstücks nach außen; Synonym: Hecker, Mauer, Zaun.

### **Einhegung**

(1) Grundstücksabgrenzung (siehe: **Einfriedung**); (2) Abgrenzung eines originär öffentlich nutzbaren Grunds für einen dezidierten Zweck; Synonym: Einzäunung.

### **Elias von den Raben gespeist**

Elias = biblischer Prophet (vor Christi), der östlich des Jordans während einer Dürre von Raben mit Essen versorgt wurde; alternativ: Elija, Elia.

### **emsig**

Charakterbeschreibung für eine sehr fleißige Person; Synonym: unermüdlich, rastlos, aktiv; Verwendung: an etwas emsig arbeiten.

### **englische Metze**

Veraltetes europäisches Volumenmaß für Getreide oder Salz; 1 englische Metze = 18,2 Liter; regional große Unterschiede, teilweise bis 100%; alternativ: (der) Metzen.

### **entbieten**

Synonym: entsenden, kommandieren; siehe: **beordern**.

### **Enterhaken**

(Schiff.) Abwandlung eines Bootshakens (siehe: **Bootshaken**) mit langer, meist metallischer Spitze zum Einstechen oder Heranziehen an ein anderes Schiff, um dieses entern zu können; Synonym: Bootsmannshaken.

### **entrinnen**

Sich (nur knapp) einer Bedrohungs- oder Notsituation entziehen können; Synonym: davonkommen, entgehen, fliehen; Verwendung: dem Tod entrinnen.

### **Entronnenen**

Siehe: **entrinnen**; personenbezogen.

### **entzücken**

Mit großer Freude begegnen oder erfüllen; jemandes Wohlgefallen erregen; Synonym: begeistern, erfreuen, Freude bereiten; Verwendung: er war hell entzückt über die Veranstaltung.

### **Erblasser**

(1) lebende Person, die mittels Testaments oder Erbvertrags den eigenen Nachlass (= das Erbe) geregelt hat; (2) verstorbene Person, deren Tod den Übergang des Vermögens auf die Erben verursacht.

### **ergötzen**

An etwas Freude haben; mitunter abfällig; Synonym: sich erfreuen, genießen; Verwendung: sie ergötzt sich an seinem Leid.

### **erquickend**

Etwas oder jemanden neu belebend; Synonym: bestärkend, erfrischend, aktivierend; alternativ: erquicklich.

### **evident**

Aufgrund eindeutiger Beweise nicht einer Erklärung oder Untersuchung bedürftig; auch: in einer Weise einleuchtend, die keines Beweises bedarf; Synonym: glaubhaft, offenkundig, augenfällig.

### **Exekution**

Wörtlich: Ausführung, Vollstreckung; findet insbesondere Anwendung bei der Vollstreckung eines Urteils oder der Durchführung einer Hinrichtung.

### **Exempel**

(1) Aufgabe, Übungsbeispiel; Verwendung: mittels eines Exempels beweisen; (2) Lehrbeispiel; Darstellung eines zu verdeutlichenden Sachverhalts; auch: Vorbild; Verwendung: an jemandem ein Exempel nehmen.

## **F**

### **Façon**

(franz.) Art und Weise, Ausführung, Weg; spezielle Lebensart / Machart / Ausführungsart, alternative Schreibweise: Fasson.

### **Fiskalprokurator**

Bezeichnung eines Beamten, der die Interessen des (staatlichen) Finanzhaushaltes vertrat; Fiskal = den Staat und dessen Vermögen betreffend; Prokurator = Berufsbezeichnung für Funktionsträger in der Staats- und Finanzverwaltung.

### **Flandern**

(geogr.) die nördlichste der heutigen drei Regionen Belgiens; siehe: Karte-Euro DE 2.

**Flanke**

(milit.) rechte oder linke Seite bzw. Teil eines Objekts.

**Flegel**

(1) abwertende Bezeichnung eines jungen, unerzogenen oder frechen Mannes; (2) Dreschflegel; landwirtschaftliches Gerät zum Dreschen (= lösen der Körner aus der Ähre); langer Holzstiel mit beweglichem Riemen am oberen Ende.

**Fleischeslust**

Veraltete Bezeichnung für geschlechtliche Begierde; Unterschied zu Augenlust (siehe: **Augenlust**): auf den Geschlechtsakt abzielend; Synonym: Geschlechtstrieb, Gier.

**Fockmast**

(Schiff.) vorderer Mast eines mehrmastigen Segelschiffes; Synonym: Vormast, Schonermast.

**Fontarabia**

(geogr.) Korrekt: Fuenterrabía bzw. Hondarribia; Kleinstadt an der nördlichen Atlantikküste Spaniens; unweit der französischen Grenze gelegen; siehe: Karte-Euro C 4.

**freigebig**

Von Großzügigkeit geleitet; Synonym: gebefreudig; alternativ: freigiebig.

**freilich**

(1) Synonym: natürlich, selbstverständlich; Verwendung: ich komme freilich mit;  
(2) Synonym: jedoch, allerdings; Verwendung: das ahnte ich freilich nicht.

**Freischule**

Historische Bezeichnung für eine wohltätige Einrichtung, in der arme Kinder unentgeltlich unterrichtet wurden.

**fromm**

(1) ein durch den Glauben an Gott geprägter Mensch; Synonym: religiös, gläubig;  
(2) Bezeichnung eines besonders rechtschaffenden Menschen.

**Fronte**

(milit.) Korrekt: Front; Vorderseite eines Gebäudes; als Begriff im Festungsbau: bestimmter Abschnitt der Wallanlage; (franz.) Fronte = die Stirn.

### **Frühlingsäquinoktium**

Siehe: **Tagundnachtgleiche**; im März (Frühling).

### **Fürbitte**

Gebet oder (göttliche) Bitte zu Gunsten einer anderen Person; wörtlich: es wird für jemanden gebeten; Verwendung: eine Fürbitte an jemanden richten.

### **Fuß**

Historische nichtmetrische Längeneinheit; entspricht etwa der Länge eines Fußes; 1 Fuß = 0,305 Meter, kann je nach Land abweichen.

## **G**

### **Gaffelsegel**

(Schiff.) Gaffel = Bezeichnung für an einem Mast befestigtes und verschiebbares Rundholz; eingespanntes trapezförmiges Segel daher Gaffelsegel; Gaffeltakelung heute maßgeblich durch Hochtakelung abgelöst.

### **Galeere**

(Schiff.) Schlankes, flaches Ruderschiff aus dem Mittelalter und der frühen Neuzeit; insbesondere im Mittelmeerraum verbreitet; häufig von Sträflingen, Sklaven oder Kriegsgefangenen (mitunter Hunderte) durch Rudern angetrieben.

### **Gamasche**

Bekleidung des Beines oder der Knöchel aus Leder oder Stoff; schließt an den Schuh an und bedeckte teilweise den gesamten Unterschenkel bis über die Knie.

### **Gambia**

(geogr.) Land in Westafrika; kurze Atlantikküste; komplett vom Senegal (siehe: **Senegal**) umschlossen; siehe: Karte-Welt D 2.

### **Garnison**

(milit.) Sammelbezeichnung für Orte, an denen militärische Einheiten und militärische Geräte stationiert und untergebracht sind; auch dort stationierte Formationen können Garnison genannt werden; (franz.) Garnison = Ausrüstung.

### **Gascogne**

(geogr.) ehemalige französische Provinz; im Südwesten Frankreichs zwischen Atlantik und Garonne gelegen; grenzte im Osten an Languedoc; siehe: Karte-Euro D 4.

**Gaze**

Weitmaschiges, weiches, durchsichtiges Gewebe aus Seide, Baumwolle oder Leinen; findet heute Einsatz sowohl in der Mode als auch in der Medizin.

**Gebein**

(1) sterbliche Überreste eines (menschlichen) Körpers; insbesondere Knochen / Skelett; (2) im lebenden Zustand: alle Gliedmaßen des Körpers, Verwendung: seine Gebeine taten ihm weh.

**Gebierter**

Männliche Person, die über jemanden oder etwas herrscht; Synonym: Herrscher.

**Gefach**

Bezeichnet den Raum zwischen den Holzbalken einer Wand bei einem Fachwerkhaus.

**Geistesgegenwart**

Zustand der schnellen Reaktionsfähigkeit in unvorhersehbaren Situationen; Synonym: Reaktionsschnelligkeit.

**gelehrig**

Charaktereigenschaft; leicht zu belehren; gut und schnell begreifend; sich fremde Praktiken schnell aneignen können; Synonym: aufnahmefähig, gelehrsam.

**Geleitsmann**

Person, die andere begleitet und damit schützt; Synonym: Beschützer, Begleiter.

**gelinde**

(1) nicht gering; schwach; Untertreibung; Verwendung: eine gelinde Offenbarung; (2) zur Abschwächung einer im Kontext stehenden Aussage; Verwendung: du bist, gelinde gesagt, nicht gerade ein Traumprinz; alternativ: gelind.

**gellend**

Helles Geräusch; aufgrund der Tonlage sehr durchdringend; Synonym: grell, aus vollem Hals.

**Gelübde**

Feierliches, vor Gott abgelegtes Versprechen; Verwendung: ein Schweigegelübde / Ehegelübde ablegen.

**Gelüste**

Sich regendes Verlangen nach bestimmten sinnlichen oder leiblichen Genüssen;  
Synonym: Begierde.

**Gemach**

Synonym: Zimmer, Raum; insbesondere in Verwendung mit historischen Gebäuden; Verwendung: die königlichen Gemächer.

**Generalissimus**

(milit.) Oberbefehlshaberposition; befugt, sowohl militärisch als auch politisch auf eigene Verantwortung zu handeln; Synonym: Kommandeur, Befehlshaber.

**Generalleutnant**

(milit.) militärischer Dienstgrad für Soldaten; Stellvertreter des ranghöheren Generals; zweithöchster Dienstgrad in der Rangordnung der Generale.

**aufs Geratewohl**

Sprichwort / Redewendung; umgangssprachlich für: ohne zu wissen, was sich daraus ergibt; hoffnungsvoller Ausdruck für: es möge gut gehen.

**Gesims**

Dekorationselement in der Gestaltung von Fassaden; horizontales Bauteil, das aus einer Hauswand hervorragt; unter anderem Unterteilung in Giebel-, Fenster- und Dachgesims.

**gewahr sein**

Redewendung; Ausdruck für den Zustand einer Person, die sich eines Umstandes bewusst ist; Verwendung: bist du dir der Abfahrtszeiten des Busses gewahr?.

**gewahren**

Etwas langsam sich aus etwas anderem herauslösend erkennen; Synonym: ausmachen, erkennen, bemerken; Verwendung: eine Gestalt in der Dunkelheit gewahren.

**Gewehrkolben**

(milit.) hinterster Teil eines Gewehrs; verstärkte Ausprägung zur stabileren Stütze an der Schulterpartie des Schützen.

**Gicht**

Durch eine Nierenstörung hervorgerufene Stoffwechselerkrankung, die sich durch sehr schmerzhafte Entzündungen der Gelenke äußert.

### **Gieksegel**

(Schiff.) Art eines Gaffelsegels (siehe: **Gaffelsegel**), bei dem der Baum etwa dreimal so lang ist wie die Gaffel.

### **Golf**

(geogr.) Bezeichnung einer großen Meeresbucht; Synonym: Meer(es)busen.

### **Golfstrom**

(geogr.) schnelle Meeresströmung im Atlantischen Ozean; befördert warmes Wasser aus dem Golf von Mexiko in Richtung Europa; beeinflusst Klima Europas stark; siehe: Karte-Welt B 2.

### **Götze**

Beschreibung einer Person (oder eines Gegenstandes), die von einer anderen Person in einer gottähnlichen Bewunderung verehrt wird; sich von dieser Person sklavisch abhängig machen; Synonym: Abgott, Götzenbild.

### **Götzendiener**

Siehe: **Götze**.

### **Gouverneur**

(1) ranghöchster Exekutivbeamter einer Provinz / Kolonie / Region; vgl. Gouverneure in den Bundesstaaten der USA; (2) (milit.) Oberbefehlshaber eine Festung / Garnison.

### **Gräuel**

Stark zu verurteilende Straftat; moralisch maximalst verwerflich; abscheuliche Gewalttat; Verwendung: die Gräueltaten der russischen Soldaten.

### **Graupe**

Grundzutat eines gleichnamigen, breiartigen Gerichts; beschreibt ausgeschalte und polierte Gersten- und Weizenkörner.

### **Greis**

Alte, alt wirkende oder körperlich hinfallige männliche Person; Verwendung: den Greis unterstützen.

### **Grotte**

Künstlicher oder nicht-künstlicher (kleiner) Hohlraum; in der Regel durch einen hohen Feuchtigkeitsgrad geprägt; ital. la grotta = der Felsenkeller (zur Kühlung von Lebensmitteln).

### **Grünes Vorgebirge**

(geogr.) westliche Landspitze Afrikas zwischen dem Senegal (siehe: **Senegal**) und dem Gambia (siehe: **Gambia**) gelegen; portug.: Cabo Verde (Grünes Kap); Verwechslungsgefahr: Inseln des Grünen Vorgebirges; siehe: Karte-Welt D 2.

### **Guinea**

(geogr.) Land in Westafrika; ehemalige französische Kolonie; grenzt an den Senegal (siehe: **Senegal**); siehe: Karte-Welt D 2.

### **Guineakorn**

Korrekt: Sorgumhirse (*Sorghum bicolor*); aus Afrika stammende Hirseart; diente während des Kolonialismus Sklaven als Nahrung; kommt heute vor allem in den trocken-warmen Gebieten Afrikas, Amerikas und Asiens vor.

### **Guinee**

Veraltetes Synonym für Pfund (Währung); Alternative Schreibweisen: Guinea oder Guinée; heute offizielle Währung in Ägypten.

### **Günstling**

Eine in spürbarer Gunst stehende Person; häufig abwertend für Menschen, die durch wohlhabende Personen aus fragwürdigen Gründen bevorzugt werden; Verwendung: sich als Günstling des Königs einen Namen machen.

### **Guyana**

(geogr.) Land im Nordosten Südamerikas; an der Atlantikküste gelegen; heute rund 800.000 Einwohner; siehe: Karte-Welt C 2.

## **H**

### **Habicht(-artige /-geschlecht)**

Bezeichnung einer Familie von rund 80 Greifvogel-Gattungen, darunter: Adler, Geier, Habicht; Tiere teilweise sehr unterschiedlich; Flügelspannweite zwischen 50 und 300 Zentimeter; Gewicht zwischen 80 und 12.500 Gramm.

### **Habseligkeit**

Synonym: Besitz, Eigentum; in der Regel abwertend und geringschätzend für wenige, meist nur wertlose Dinge; Verwendung: nur ein Rucksack mit seinen Habseligkeiten.

### **Haide**

Siehe: **Heide**; veraltete Schreibweise für Wortbedeutung 2 (Heide, die).

### **Handbeil**

Beil: einhändig geführte Abwandlung einer Axt (Axt wird zweihändig geführt); Handbeil: bezeichnet eine Sonderform eines Beils; insbesondere von Zimmerleuten genutzt; lange, gekrümmte Klinge; Mittelteil als Hammer und Feile nutzbar.

### **Handschein**

Form des Zahlungsverprechens; Bescheinigung über eine Summe Geldes, die in Kürze zurückbezahlt werden soll; alternativ: veraltet für jede unterschriebene Ausfertigung eines Dokuments.

### **Harre des Herrn**

Mehrfach in biblischen Psalmen verwendete Wortgruppe; Harre: leitete sich von hoffen und zutrauen ab; im übertragenden Sinne: Sei getrost und unverzagt und glaube an Gott (den Herrn); gelesener Psalm im Roman: 27:14.

### **Haupt**

(1) wichtigste Person; Anführer; (2) Synonym: Kopf; Plural: Haupte; Verwendung: zu Häupten = am Kopfende.

### **Havanna**

(geogr.) Korrekt: Villa de San Cristóbal de la Habana; Hauptstadt der Republik Kuba; mit über 2 Millionen Einwohnern heute die zweitgrößte Stadt der Karibik; siehe: Karte-Welt B 2.

### **Heide**

(1, der) Person, die keiner Religion zugewandt ist bzw. an keinen Gott glaubt; Synonym: Atheist; Verwendung: Heide sein; (2, die) weite, baumlose, bodenbewachsene Ebene; Verwendung: auf der Heide blüht eine Rose.

### **Heiland**

Im Christentum: Jesus Christus als Erlöser der Menschen; Synonym: Erlöser, Retter, Messias.

### **heilige Sakramente**

Ritual im Christentum; übermittelt den Menschen in unsichtbarer Weise die Gnade Gottes; katholisch: gibt sieben Sakramente, z.B. die Taufe, die Ehe, usw.

### **Heilslehre**

Religiöses, politisches oder philosophisches System, das Glück, Wohlergehen, Hoffnung oder Erlösung verspricht; Form der religiösen Lehre, die Heil (Besserung in jedwedem Sinne) verspricht.

### **Hiob**

Prophet aus der Bibel; Buch des Alten Testaments nach ihm benannt, das seine Geschichte erzählt; daraus im heutigen Sprachgebrauch abgeleitet: Hiobsbotschaft = Nachricht, mit katastrophalem Inhalt; alternativ: Ijob.

### **Hochbootsmann**

(Schiff.) zweitniedrigster Dienstgrad in der Rangordnung der Unteroffiziere bei der Marine; Synonym: Oberbootsmann.

### **Höhenzug**

Langgezogene Anreihung niedriger Bergkuppen als Teil eines Mittelgebirges; in eine Hauptrichtung verlaufend; alternativ: Hügelkette.

### **Hohlweg**

Synonym: Engpass; meist sehr schmaler und nur schwer passierbarer Weg zwischen zwei steilen Begrenzungen (Feldwände, Erdmassen usw.).

### **Hull**

(geogr.) Korrekt: Kingston Upon Hull; Großstadt an der Flussmündung des River Hull in England; siehe: Karte-GB B 2.

### **Humanität**

Eigenschaft des menschlichen Charakters; bezogen auf alles, was Menschen zugehörig ist; Synonym: Menschenfreundlichkeit; abgeleitet von (lat.) Humanitas = Menschsein.

### **Humberfluss**

(geogr.) breite Flussmündung der Flüsse Ouse und Trent in die Nordsee in Nordengland; siehe: Karte-GB BC 2.

## **I**

### **im Nu**

In kürzester Zeit; sehr schnell; im Handumdrehen; Verwendung: im Nu zurück sein.

### **inbrünstig**

Erledigen einer Tätigkeit mit Inbrunst / mit Leidenschaft / mit großer Hingabe / mit starkem Glauben; Synonym: begeistert, leidenschaftlich, eifrig.

### **Infanterie**

(milit.) Einheit in einem militärischen Einsatz, die sich zu Fuß bewegt und kämpft; auf Nahkampf (mit Feuerwaffen) spezialisiert; Synonym: Fußvolk, Landstreitkräfte; Abgrenzung zu Artillerie (schwere Waffen) & Kavallerie (zu Pferd).

### **Infanterieregiment**

(milit.) siehe: **Infanterie**; siehe: **Regiment**.

### **Inquisition**

Art eines Gerichts im 12. bis 18. Jahrhundert der katholischen Kirche; mit Härte und Grausamkeit wirkende Einrichtung gegen von der Kirchenlehre Abweichende.

### **Insel Fernando de Noronha**

(geogr.) Inselgruppe im Atlantik; 350 Kilometer östlich Brasiliens; rund 3000 Einwohner; siehe: Karte-Welt CD 3

### **Inseln des Grünen Vorgebirges**

(geogr.) Korrekt: Kapverdische Inseln; 10 Inseln rund 550 Kilometer westlich Afrikas vor dem Senegal gelegen; heute: unabhängiger Staat mit rund 500.000 Einwohnern; siehe: Karte-Welt D 2.

### **Invalide**

Aufgrund einer Krankheit, Verletzung oder eines Unfalls arbeitsunfähige Person.

### **irden**

Aus gebranntem Ton gefertigt; Synonym: tönern, töpfern; Verwendung: irdene Schüssel.

## **J**

### **jäh**

Ausdruck einer plötzlichen, unvorbereiteten und in der Regel sehr heftigen Änderung bestehender Verhältnisse; Verwendung: ein jäher Windstoß, den jähen Tod finden; Synonym: abrupt, plötzlich, blitzartig.

## **Jona in dem Schiff von Tarsis**

Ableitung einer Metapher aus einer biblischen Erzählung; Inhalt: Jona hat sich von Zufällen dazu verleiten lassen, bewusst einen falschen Weg einzuschlagen; von Gott offenbarer Wille steht immer an erster Stelle.

## **K**

### **Kabeltau**

(Schiff.) siehe: **Tau**; dickeres Tau aus Hanf oder Draht; besonders starkes Tau.

### **Kajüte**

(Schiff.) Wohn-, Aufenthalts- oder Schlafräum eines Schiffes.

### **Kaliber**

(milit.) äußerer Durchmesser eines Geschosses; alternativ: Maß für den Außendurchmesser von Projektilen in Kombination mit dem Innendurchmesser des Laufes einer Waffe.

### **Kanarischen Inseln**

(geogr.) heute zu Spanien gehörende Atlantik-Inselgruppe rund 100 Kilometer vor der Westküste Marokkos; siehe: Karte-Welt D 2.

### **kapern**

(Schiff.) ein Schiff auf See ausrauben bzw. plündern; insbesondere unter Anwendung von Gewalt.

### **Kapitulation**

(milit.) sich dem Feind ergeben; angesichts der Gefechtslage / der Situation aufgeben; Synonym: Unterwerfung, Resignation, Aufgabe.

### **Kapverdische Inseln**

(geogr.) alternativ: Kapverden; siehe: **Inseln des Grünen Vorgebirges**; siehe: Karte-Welt D 2.

### **Karaiben**

Korrekt: Kariben; Sammelbezeichnung für verschiedene indigene Völker in Mittel- und Südamerika; Ableitung vom Namen der Inselgruppe Karibik, Kariben als Titel der dort einheimischen Stämme.

**kärglich**

Ein Mindestmaß beschreibend; in bemitleidenswerter Weise von etwas wenig vorhanden sein; Synonym: gering, ärmlich, bescheiden; Verwendung: eine kärgliche Vergütung bekommen.

**Kasuist**

Anhänger der Kasuistik (= Herangehensweise, bei der sich die Betrachtung des Ganzen auf eine Analyse von Einzelfällen stützt); insb. in Medizin, Ethik und Jura angewandt; im übertragenden Sinne: Person, die spitzfindig argumentiert.

**katholische Mission**

Beschreibung einer Aufgabe, mit der jeder getaufte (katholische) Christ betraut ist; Ziel: möglichst viele Menschen der Erde mit dem christlichen Glauben in Berührung zu bringen; Ziel: Verbreitung des Christentums.

**Kattun**

Baumwolle; Herkunft: Kattun - cotton - (engl.) Baumwolle; dichtes, glattes, leichtes Gewebe in Leinenbindung; zum Bedrucken geeignet.

**Kaufmannschaft**

Gesamtheit aller Kaufmänner; alternativ: die Lehre des Kaufmannswesens.

**Kehricht**

Bezeichnet den Schmutz, der beim Kehren mit Besen und Schaufel in den Müll geschüttet wird; im erweiterten Sinne: Müll, Abfall.

**Kiel**

(1) (Schiff.) mittig an der Unterseite eines Schiffes angebrachte Konstruktion, die einem Schiff Stabilität verleiht; Rückgrat des Schiffes; (2) harter Teil einer Vogelfeder; Nutzung als Schreibutensil; (3) Hauptstadt Schleswig-Holsteins.

**Kinder Israels**

Sprachbildliches Synonym für: Juden, Hebräer, Israeliten; Bibel: zwölf Stämme Israels als Entstehungsgeschichte des Staates Israel.

**Klaffer**

(Schiff.) maritimes Tiefenmaß; veraltetes nichtmetrisches Längenmaß, Länge zwischen Fingerspitzen der ausgestreckten Arme eines Mannes; je nach Region unterschiedlich, rund 6 Fuß; entspricht 1 Nautischem Faden; rund 1,80 Meter.

### **Kleie**

Abfallprodukt, das beim Mahlen (= zerquetschen von Getreide in einer Mühle, verreiben, zu Pulver zerkleinern) von Getreide entsteht; besteht aus Schalen und Spelzen (= Hülse des Korns) der Körner.

### **Koje**

(Schiff.) Schlafstätte oder Schlafkammer auf Schiffen; entspricht: Bett; meist sehr enge und fest verbaute Betten; Kojen als kleinere Einheit innerhalb der Kajüten (siehe: **Kajüte**).

### **Kompanie**

(milit.) militärische Einheit; kann aus mehreren Zügen bestehen; 100 - 250 Soldaten je Kompanie; Herkunft: (franz.) compagnie - Gesellschaft.

### **Konditor**

Berufsbezeichnung; Handwerker bzw. Dienstleister, der feines Gebäck herstellt; Synonym: Zuckerbäcker, Kuchenbäcker, Feinbäcker.

### **Konfession**

Untergruppe innerhalb einer Religion; Bezeichnung verschiedener Glaubensbekenntnisse innerhalb der christlichen Kirche; zugleich: Beschreibung der Zugehörigkeit zu jenen; Beispiele: Orthodoxe, Anglikaner, Lutheraner.

### **Kontrakt**

Synonym: Vertrag, Abschluss, Absprache; Verwendung: einen Kontrakt für 5 Jahre abschließen; aus dem Englischen: contract.

### **Krampe**

Korrekt: Krempe; insb. Verwendung bei Hüten; von Hauptteil des Hutes (seitlich) abstehende Endkante; dient dem Schutz vor Gegenlicht, Sonne und Regen; kann unterschiedlich groß sein.

## **L**

### **laben**

Sich an etwas (insb. Speisen oder Getränken) erfreuen; sich mit etwas beglücken; Synonym: genießen, konsumieren; teilweise auch abwertend; Verwendung: er labt sich an meinem Nachtsch.

**Labsal**

Gegenstand oder Umstand, der jemanden erfrischt; Synonym: Erfrischung, Genuss, Linderung; auch als Synonym zu Segen verwendet.

**Lafetten**

(milit.) fahrbares Gestell zur Montage von Waffen; Untergestell eines (Kanonen-)Geschützes; dient dem Transport, der genaueren Ausrichtung und der Minderung des Rückstoßes von Kanonen.

**Landsmann**

Person, die im selben Land bzw. in derselben Region wohnt oder von dort stammt; Ausdruck von Sympathie und Zugehörigkeitsgefühl; meint heute in der Regel die Staatsangehörigkeit.

**Langboot**

(Schiff.) alternativ: Langschiff; in der Regel Ruderboote; sind deutlich länger als breit.

**Languedoc**

(geogr.) ehemalige französische Provinz; im Süden Frankreichs zwischen Rhone und Garonne gelegen; grenzte im Westen an die Gascogne; siehe: Karte-Euro D 4.

**Laster**

(1, das) (schlechte) Angewohnheit; häufig durch einen ausschweifenden Lebensstil; charaktertypische Eigenheit einer Person; (2, der) großes Fahrzeug zur Beförderung von Transportgütern; LKW.

**Leadenhall**

Korrekt: Leadenhall Market; bekannter überdachter Markt in der Innenstadt Londons.

**leck sein**

(Schiff.) an einem Schiff eine undichte Stelle aufweisen, die Wasser eindringen lässt; alternativ: leckschlagen.

**ledig**

Beschreibung des Familienstands einer Person; nicht verheiratet und auch nicht zuvor geschieden sein; Synonym: unverheiratet, ehelos; im übertragenden Sinne Verwendung für: noch frei, noch zu vergeben.

### **leinen**

(1, Verb) etwas an eine Leine nehmen; (2, Adjektiv) aus Leinen (= Stoffgewebe aus Naturfaser) gefertigt sein.

### **Lewardsinseln**

(geogr.) Korrekt: Leeward Islands; Deutsch: Inseln über bzw. unter dem Winde; bezeichnet den nördlichen Teil der Kleinen Antillen, einer Inselgruppe in der östlichen Karibik; Leeward Inseln bezeichnete britische Kolonie; siehe: Karte-Welt B 2.

### **Lieutenant**

(milit.) französisch für Leutnant; niedrigster Dienstgrad in der Rangordnung der (militärischen) Offiziere.

### **linkisch**

Sich in einer Tätigkeit sehr ungeschickt anstellend; Synonym: unbeholfen, ungewandt, schwerfällig; Verwendung: eine linkische Aushilfe.

### **Luke**

(Schiff.) (mit einer Klappe) verschließbarer Ein- und Ausstieg insb. bei Schiffen; Verwendung: die Luken dicht machen (=schließen).

## **M**

### **mäandrisch**

Adjektiv zu Mäander; in der Form eines Mäanders verlaufend; Mäander = einzelne Flusswindung bzw. Flusschlinge eines mäandrisch (= schlagelinienförmig, mit mehreren Flusschlingen nacheinander) verlaufenden Flusses.

### **Mammon**

Abwertende Bezeichnung von Geld; Beschreibung von materiellen Besitzverhältnissen, häufig als Voraussetzung für das Tätigen von Luxuskäufen; umgangssprachlich in der Regel negativ konnotiert; Verwendung: dem Mammon nacheifern.

### **Mandatar**

Person, die im Auftrag einer anderen handelt und dabei über die Vollmacht derer verfügt; häufig als Bezeichnung von Rechtsanwälten oder Abgeordneten; Synonym: Bevollmächtigter; Ableitung von Mandat (= Auftrag, Vollmacht).

### **Maniokpflanze**

Aus Südamerika stammende, essbare Nutzpflanze; Anbau heute weltweit, insbesondere in den Tropen und Subtropen; Wurzelknollen der Pflanze stärkehaltig; Verwendung als Nahrungsmittel hat daher Ähnlichkeit mit Kartoffeln.

### **mannigfach**

In (sehr) großer Anzahl oder von verschiedener Art; Synonym: dutzendfach, massenhaft, en masse; Verwendung: mannigfache Probleme.

### **Mannigfaltigkeit**

Siehe: **mannigfach**.

### **Märtyrer**

Für seine eigenen Überzeugungen (insb. im Sinne des christlichen Glaubens) Opfer, Verfolgung, körperliches Leid oder Tod in Kauf nehmen; nicht selten auch in Erwartung der nachträglichen Anerkennung.

### **Mastbaum**

(Schiff.) Teil eines Segelschiffes, der zum Aufspannen des daran befestigten Segels dient; Teil der Takelage (siehe: **Takelage**).

### **Mauren**

Volksstämme der Berber (siehe: **Barbarei**); in Nordafrika lebend: Maghreb-Staaten; von arabischen Stämmen im frühen Mittelalter islamisiert; Teil der Eroberungstruppen gegen die Iberische Halbinsel (heute Spanien und Portugal).

### **Meerbusen von Biscaya**

(geogr.) Bucht des Atlantischen Ozeans zwischen der Nordküste Spaniens und der Westküste Frankreichs; erstreckt sich von Galicien (Spanien) bis zur Bretagne (Frankreich); siehe: Karte-Euro C 3.

### **Meerenge von Gibraltar**

(geogr.) alternativ: Straße von Gibraltar; Meerenge zwischen der Südküste Spaniens und der Nordküste Afrikas; verbindet Mittelmeer mit dem Atlantik; nach britischem Überseegebiet Gibraltar benannt; siehe: Karte-Euro BC 5.

### **Meile**

Nichtmetrische Längeneinheit; in diversesten Abwandlungen heute noch verwendet (siehe: **Seemeile**); allein in Europa bis zu 60 verschiedene Definitionen; am bekanntesten: (englische) Meile = statute mile = 1 mile = 1609,3 Meter.

### **melancholisch**

Gemütszustand; Synonym: bedrückt, bekümmert, depressiv; von Trübseligkeit befallen sein.

### **Meuterei**

(Schiff.) Synonym: Auflehnung, Aufstand; Rebellion von Matrosen (oder Soldaten) gegen ihren Vorgesetzten; häufig in Form von Gehorsamsverweigerung; gegen Maßnahmen zur Sicherheit und Ordnung an Bord Widerstand leisten.

### **Mexikanischer Meerbusen**

(geogr.) Meeresbucht vor der Ostküste Mexikos; heute alternativ: Golf von Mexiko; siehe: Karte-Welt AB 2.

### **mildtätig**

Synonym: großmütig, karitativ; sich der Verbesserung der Lebensumstände von Notleidenden annehmen; Unterschied zu Gemeinnützigkeit: Fokus auf Förderung eines Einzelnen.

### **Mohr**

Veraltete und stark diskriminierende Beschreibung einer männlichen Person mit dunkler Hautfarbe.

### **Mohrenjunge**

Siehe: **Mohr**; heute abwertende rassistische Bezeichnung (gleichwohl historisch gewachsen) für ein männliches Kind mit nicht-weißer Hautfarbe.

### **Moidor**

Korrekt: Moidore; portugiesische Goldmünze aus dem Zeitraum 1640 und 1732; Währung in Westeuropa, Teilen Indiens und der heutigen Barbados-Insel (siehe: **Barbados**); Ableitung: moeda de ouro = Geld aus Gold.

### **Moresken**

Korrekt: Morisken; christianisierte Mauren; Personen, die als Mauren (siehe: **Mauren**) auf späterem spanischem Gebiet lebten und unter deren Herrschaft zum christlichen Glauben konvertierten; Folge der sogenannten Reconquista.

### **Morgen**

(1) Tageszeit; Beginn des Tages; (2) historisches Flächenmaß; in heutiger Verwendung: 1 Morgen (Mg) = 25 Ar = 2.500 Quadratmeter = 1 Viertelhektar (vha); historische Abweichung: Umrechnung zwischen 2.000 bis 12.000 Quadratmeter.

### **Mörser**

Werkzeug zum Zerstoßen, Zerreiben oder Pulverisieren fester Stoffe; besteht aus Reibschüssel und Stößel; häufig aus Porzellan, Marmor, Granit oder Eisen gefertigt.

### **Mousselin**

Korrekt: Musselin; leichtes, glattes, weiches Gewebe aus Wolle, Baumwolle oder Kunstfaser; Unterschied zu Kattun (siehe: **Kattun**): transparenter und leichter.

### **Mühlenwehr**

Synonym: Mühlenstau; Staustufe in einem Fluss oder Kanal; über Wassermühlrad (= großes, drehbares Holzkonstrukt mit angeschlossener Kurbel): erste vorindustrielle Form der Kraftnutzung möglich.

### **Mühsal**

Synonym: Last, Beschwerde; große Mühe; außerordentliche Anstrengung.

### **mulattenhaft**

Adjektiv zu Mulatte; Mulatte = stark abwertende und rassistische Bezeichnung eines Menschen, dessen Elternteile sowohl eine weiße als auch dunkle Hautfarbe hatten.

### **Muskete**

(milit.) Handfeuerwaffe großen Kalibers; schweres, langes Gewehr mit glattem Lauf.

### **müßig sein**

Gegenwärtig unbeschäftigt sein; gelangweilt untätig sein; Synonym: faul, inaktiv, arbeitsscheu; nicht immer abwertend zu verstehen: Substantiv Müßiggang teilweise auch mit Dolce Vita (= luxuriösem Leben) assoziiert.

## **N**

### **Nachlass**

Synonym: Erbe; Gesamtheit der Hinterlassenschaften einer Person nach ihrem Tod; auf Güter, aber auch Verpflichtungen bezogen.

### **närrisch**

Synonym: verrückt, sonderbar, unvernünftig, skurril; heute auch: karnevalistisch, faszingsmäßig.

### **naturalisieren**

Durch Verleihung der Staatsbürgerschaft einbürgern (lassen), Synonym: einbürgern, nostrifizieren, nationalisieren.

## **Navarra**

(geogr.) historische Provinz und heutige autonome Gemeinschaft in Nordspanien; Hauptstadt: Pamplona; am spanischen Fuße der Pyrenäen (siehe: **Pyrenäen**) gelegen; siehe: Karte-Euro C 4.

## **Neu-Spanien**

(geogr.) Korrekt: Vizekönigreich Neuspanien; war bis ins 19. Jahrhundert eines von vier Verwaltungsgebieten Spaniens in Lateinamerika; umfasste große Teile der heutigen USA, Mexikos, der Karibik und Südostasiens.

## **Neues Testament**

Teil der Bibel (Neues und Altes Testament); Sammlung von insgesamt 27 Schriften (hier: Kapiteln) des Urchristentums; nehmen starken Bezug zum Alten Testament; ursprünglich in griechischer Sprache verfasst.

## **Newcastle**

(geogr.) Korrekt: Newcastle upon Tyne; Groß- und Universitätsstadt am Fluss Tyne in Nordengland; siehe: Karte-GB B 1.

## **Nomade**

Angehöriger eines (Nomaden-)Volkes, das aus wirtschaftlichen Gründen innerhalb eines Gebiets umherwandert und nicht sesshaft wird; Bewegung häufig aufgrund sich ändernder klimatischer Bedingungen; ähnlich zu Tierwanderungen.

## **Nota bene**

(Lat.) wohlgemerkt, übrigens; Zusammensetzung aus notare (= bemerken) und bene (= gut); häufig zur Erzeugung von Aufmerksamkeit auf einen nachfolgend benannten Sachverhalt verwendet; alternativ: Notabene.

## **Notar**

Berufsbezeichnung; Haupttätigkeit: (offiziell, amtlich und juristisch) anerkannte Beglaubigungen und Beurkundungen von (zivilen) Rechtsgeschäften vornehmen; ist dabei zu Unparteilichkeit verpflichtet; Notare sind Juristen.

## **O**

### **Offerte**

Synonym: Angebot, Anerbieten; ein (Kauf-)Angebot; Verwendung: jemandem eine Offerte machen; aus dem Englischen: (to) offer.

## **Orinoko**

(geogr.) Korrekt: Orinoco; Flusssystem im Norden Südamerikas; rund 3000 Kilometer lang; viertwasserreichster Fluss der Welt; siehe: Karte-Welt B 2.

## **P**

### **Palisade**

(Holz-)Pfahl; als Gesamtheit aus mehreren Palisaden zur Umfriedung (siehe: **Einfriedung**) von zu befestigenden Objekten genutzt; daher häufig lang und oben angespitzt; Verwendung: eine Wand aus Palisaden errichten.

### **Palisadierung**

Siehe: **Palisade**; Vorgang des Errichtens.

### **Pamplona**

(geogr.) Großstadt im Norden Spaniens; Hauptstadt der autonomen Region Navarra (siehe: **Navarra**); siehe: Karte-Euro C 4.

### **Pardon**

(franz.) Verzeihung; Synonym: Nachsicht, Verständnis, Entschuldigung; Verwendung: Pardon! (= Entschuldigen Sie, bitte!), jemandem Pardon gewähren.

### **Pastete**

Speise, Delikatesse; in Formen erhitztes und mit einem Fettrand versehenes, hochwertiges Gericht aus feingehacktem Fleisch; wird in der Regel in einer Umhüllung aus Teig oder Speck gebacken.

### **Pater**

Geistliche Person; (Ordens-)Priester der katholischen Kirche; Unterschied zu (Ordens-)Bruder (= Frater): hat das Weihesakrament empfangen; Herkunft: (lat.) Pater = Vater.

### **peinigen**

Jemandem Schmerzen zufügen; Synonym: quälen, plagen, foltern, misshandeln.

### **Pflug**

In der Landwirtschaft eingesetztes Gerät zur Lockerung des Bodens; in der Regel eine Metallkonstruktion, die hinter ein Nutztier (z.B. Pferd, Ochse) gespannt wird.

### **Pfund Sterling**

Währung des Vereinigten Königreichs; Synonym: britisches Pfund; Währungssymbol: £; Umrechnung (kursabhängig): 1 Pfund = 1,10 - 1,20 Euro.

### **Philister**

(1) Person, die Kunst und Ästhetik geringschätzt; oft abwertend für kleinbürgerlich, engstirnig; im übertragenen Sinne: Spießer; (2) Volk der Urgeschichte (ab 1200 v. Chr.); bewohnten die Küste Palästinas; Nachbarvolk der Israeliten.

### **Piaster**

Goldmünze aus dem Zeitraum 1590 bis 1840; Beschreibung eines Pesos, der acht Reales Wert war (siehe: **Reale**); Ursprung in Spanien, jedoch auch Verwendung in unter anderem Italien, Dänemark und im arabischen Raum.

### **Pik von Teneriffa**

(geogr.) alternativ: der Teide; höchste Erhebung auf der kanarischen Insel Teneriffa; Schichtvulkan; 3715 Meter über NN; siehe: Karte-Welt D 2.

### **Pinte**

Historisches Volumenmaß; insbesondere für Flüssigkeiten verwendet; Umrechnung je nach Region unterschiedlich, in der Regel: 1 Pinte = 0,57 Liter; in Großbritannien bis heute für den Bierausschank gebräuchlich.

### **Pirogue**

(Schiff.) Korrekt: Piroge; Schiffstyp; Abwandlung des Einbaum (= Boot aus ausgehöhltem Baumstamm gefertigt) durch optionale Erhöhung der Seitenwände mittels Planken; häufig nur Ruder, selten Segel; Ursprung bei indigenen karibischen Völkern.

### **Plaisir**

(franz.) Vergnügen, Freude, Spaß; besonderes Vergnügen oder Freude an etwas oder jemandem; alternativ: Pläsier.

### **Plunder**

Umgangssprachlich für als wertlos, alt und/oder unnütz befundene Gegenstände; häufig auch abwertend; Synonym: Klimbim, Krimskrams.

### **Pökelfleisch**

Gepökelt (= Behandlung von Fleisch mit Salz und Salpetersäure zur Bewahrung vor Verderb) Fleisch; alleiniges Salzen ist kein Pökeln, Salzfleisch daher kein Synonym; historisch im Sprachgebrauch jedoch nicht konsistent.

**Prätendent**

Person, die (zu Recht oder Unrecht) Anspruch auf ein Amt oder insbesondere einen Thron erhebt; Verwendung: er ist Thronprätendent in der britischen Monarchie; Synonym: Aspirant, Anwärter, Kandidat.

**(jmd.) (selig) preisen**

Vorteile einer Sache / Person lobend hervorheben; jemand oder etwas rühmen, glorifizieren; auch: sich selbst glücklich preisen (sich über etwas besonders freuen); Verwendung: sein Sohn wird ihn dafür preisen, die gepriesenen Bayern.

**Prior**

Kirchliches Amt in der Ordensgemeinschaft; Oberhaupt eines Mönchsklosters; Vorsteher eines Priorats.

**prophetisch**

Der Botschaft eines Propheten (Person, die mahnt und/oder die göttliche Wahrheit verkündet) gleichkommend; Synonym: voraussehend, wahrsagerisch, göttlich.

**Protestant**

(1) Person; Teil der protestantischen Kirche, die sich nach der Reformation im 16. Jahrhundert entwickelt hat; einflussreichster Reformator: Martin Luther; (2) Person, die gegen etwas Einspruch (Protest) einlegt.

**Proviant**

Auf eine Reise oder einen Ausflug mitgenommener Vorrat an Nahrungsmitteln; Synonym: Wegzehrung, Mundvorrat, Carepaket.

**Pulverhorn**

(milit.) Objekt zur trockenen Aufbewahrung von Schießpulver; bietet eine Vorrichtung zur direkten Einfüllung des Pulvers in die Feuerwaffe; Synonym: Pulverflasche, Pulverbüchse.

**Pyrenäen**

(geogr.) 430 Kilometer lange Gebirgskette zwischen Spanien und Frankreich; französisch-spanische Staatsgrenze liegt heute nahezu ausschließlich auf dem Gebirgskamm; trennt Iberische Halbinsel vom restlichen Europa; siehe: Karte-Euro CD 4.

**Q**

## **Quadrant**

(1) mathematisch; umgrenzter Abschnitt einer zweidimensionalen Ebene in einem Koordinatensystem; (2) astronomisch; historisches Instrument zur Bestimmung des Höhenwinkels von Sternen; wurde zur Navigation auf der See genutzt.

## **Quantität**

Maßzahl für die Menge, das Ausmaß, die Anzahl oder die Dosis eines Gegenstands bzw. einer Sache; Antonym: Qualität; Verwendung: hier kommt es nur auf die Quantität an.

## **Quart**

Meint den vierten Teil (ein Viertel) einer Maßeinheit; insbesondere bei Volumenmaßen verwendet; kann dabei verschiedene Anwendungen finden; Umrechnung regional sehr unterschiedlich; Herkunft: (lat.) quartus = vierte.

## **Quarterdeck**

(Schiff.) Korrekt: Achterdeck; leicht erhöhtes Deck (= Schiffsebene) im achtern (= hinten) eines Schiffes; auf Kriegsschiffen insbesondere dem Kapitän und Offizieren vorgehalten; Quarterdeck = englische Übersetzung.

## **R**

### **Raa**

(Schiff.) Korrekt: Rah; Teil der Takelage eines Segelschiffes; waagerechte Stange an einem Mast, an der ein Segel befestigt ist; häufig: Ausfertigung als Rundholz.

### **Rädelsführer**

Anführer einer Gruppe; häufig verwendet im Rahmen rechtswidriger Handlungen; Verwendung: der Rädelsführer einer Diebesbande; Synonym: Anführer, Anstifter.

### **Ratschluss**

Bezeichnet den göttlichen Willen; auch: veraltet für den Beschluss eines Amtes oder einer (staatlichen) Institution; Synonym: Gottes Wille; Entschluss; Entscheidung.

### **Reale**

(Veraltete) Währung; unter anderem in Spanien, Portugal und Brasilien verwendet; hier: vermutlich Brasilianische Reales; heutige Umrechnung (kursabhängig): 1 Real = 0,15 - 0,25 Euro; Name einer 8-Reales-Münze = Piaster (siehe: **Piaster**).

### **Rechtschaffenheit**

Bestrebung, den allgemeinen Pflichten, Gesetzen und Normen zu entsprechen;  
Synonym: Anstand, Aufrichtigkeit, Beständigkeit.

### **Reede**

(Schiff.) vor einem Hafen oder geschützt in einer Bucht liegender Ankerplatz für  
Schiffe; Warteposition für Schiffe; Synonym: Vorhafen.

### **Regiment**

(1) (milit.) mittelgroße militärische Formation; mehrere Bataillone (= 300-1200  
Soldaten) umfassender Truppenteil; Umfang variiert stark; auch abhängig von  
historischer Epoche; (2) Synonym für (strenge) Herrschaft oder Führung.

### **Reiser**

Allgemeine Bezeichnung für dünne Zweige; Reiser = Plural zu Reis (hier: einzelner  
dünner Zweig oder Ast); alternativ: Reisig.

### **rekognoszieren**

(1) (milit.) eine Landschaft oder einen Feind auskundschaften; Synonym: aufklären,  
erkunden; (2) die Echtheit einer Sache (insb. Urkunde) gerichtlich, notariell oder  
amtlich anerkennen lassen.

### **reuig**

Gemütszustand; tiefes Bedauern für etwas (nachträglich) empfindend; Adjektiv zu  
Reue; Synonym: schuldbewusst, zerknirscht.

### **Rio de la Plata**

(geogr.) Alternativ: Silberfluss (Übersetzung aus dem Spanischen); gemeinsame  
Mündung der beiden Flüsse Paraná und Uruguay in den Atlantischen Ozean; an  
dessen Küste: die Hauptstädte Buenos Aires und Montevideo; siehe: Karte-Welt C 4.

### **Rochelle**

(geogr.) Korrekt: La Rochelle; Mittel- und Hafenstadt an der westfranzösischen  
Atlantikküste; am Golf von Biscaya (siehe: Meerbusen von Biscaya) gelegen; siehe:  
Karte-Euro C 3.

### **Ruhr**

(geogr.) Nebenfluss des Rheins in Deutschland; Ursprung im Rothaargebirge in  
Nordrhein-Westfalen; fließt 220km westwärts zum Rhein hin; Namensgeber des  
Ruhrgebiets als größtes Ballungsgebiet Deutschland, siehe: Karte-Euro EF 2.

## **Rumpf**

(1) Teil eines menschlichen/tierischen Körpers ohne den Kopf und die Gliedmaßen; (2) (Schiff.) unterer Teil eines Schiffes; verleiht einem Boot den Auftrieb und so die Schwimmfähigkeit; gibt Boote mit mehreren Rümpfen, z.B. Katamarane.

## **Runkelrübensamen**

Samen der Runkelrübe; alternativ: Futterrübe, Gemeine Rübe; insbesondere Verwendung als Futter für Rinder und Schafe.

## **S**

### **Säbel**

(milit.) Stichwaffe; Klinge gekrümmt und nur einseitig geschliffen; Einsatz als Nahkampfwaffe; Verwendung typisch für die Kavallerie (siehe: **Infanterie**).

### **Saleh**

(geogr.) Korrekt: Salé; Groß- und Hafenstadt in Marokko, Nachbarstadt Rabats; siehe: Karte-Welt D 1.

### **Salomo**

Korrekt: König Salomo; Figur der Bibel; Herrscher über das Königreich Israel (um 1000 v. Chr.); laut Bibel: Erbauer des ersten jüdischen Tempels (= Salomonischer Tempel) in Jerusalem; alternativ: König Salomon.

### **Salve**

(milit.) auf ein Kommando gleichzeitig abgefeuerte Schüsse aus mehreren Feuerwaffen; alternativ: streuendes Feuer durch mehrere schnell hintereinander folgende Schüsse einer einzigen Feuerwaffe.

### **Satan**

Im Christentum: Satan als Eigenname des Teufels; biblisch: Engel, der gegen Gott rebellierte und daher aus dem Himmel verstoßen wurde; umgangssprachlich: die Verkörperung des Bösen, der Widersacher Gottes; alternativ: Satanas.

### **Satisfaktion**

(1) veraltet für Genugtuung, Art der Abgeltung oder Befriedigung; (2) Wiedergutmachung eines Ehrendelikts; z.B. die Zurücknahme einer Beleidigung oder die Bereitschaft, sich aufgrund des Vorfalls zu duellieren; Art der Entschädigung.

## **Saul**

Korrekt: König Saul; Figur der Bibel; Herrscher und Begründer des Königreichs Israel; hat die zwölf Stämme (siehe: **Kinder Israels**) zusammengeführt; Nachfolger war König David, dessen Nachfolger war sein Sohn Salomo (siehe: **Salomo**).

## **Saum**

Rand einer Fläche, eines Gebiets, eines Stoffes oder eines Körpers; insb. Verwendung bei Kleidungsstücken, dort: nach Innenseite umgeschlagener und angenähter Stoffrand; Synonym: Kante, Rand; Verwendung: der Saum der Wellen.

## **Savanne**

Übergeordneter Begriff für (sub-)tropische Vegetations- und Klimazonen; im Allgemeinen: Übergangsbereich zwischen Wüste und Regenwald; vollständig mit Pflanzen bedeckter Boden, nur vereinzelte Bäume; alternativ: Savanna.

## **Schächer**

Veraltet für kriminelle männliche Person; Synonym: Räuber, Verbrecher, Mörder; später auch Verwendung als armer Schächer = armer Kerl.

## **Scharfrichter**

Person, die Todes- (seltener auch Gerichts-)Urteile vollstreckt; Synonym: Henker (unabhängig von der Todesart); Herkunft: jemand, der mit der Schärfe einer Klinge o.Ä. richtet.

## **Scharte**

(1) unvorteilhafte Einkerbung in Form einer Kante an einer sonst glatten Oberfläche; Verwendung insb. in geschliffenen Klingen oder Schneiden; (2) Schießscharte; Kleinstöffnung im Mauerwerk zum Beschuss sich nähernder Gegner.

## **Scheffel**

Veraltetes Volumenmaß zur Bemessung von pulvrigen oder körnigen Stoffen; insb. für Getreide, Tabak oder Kohle; regional große Unterschiede, 1 Scheffel = in der Regel 30 - 220 Liter; alternativ: Schaff, Schäffel.

## **Schelm**

Person, die anderen gern Streiche spielt oder diese durch clownhaftes Verhalten zum Lachen animieren möchte; veraltet auch für unehrliche Personen (= Diebe, Betrüger) verwendet; Synonym: Spaßvogel, Schalk, Witzbold.

### **Scheusal**

Person, dessen Verhalten mit Abscheu und Verachtung zu bewerten ist; brutaler, rücksichtsloser Mensch; auch: verwendet für Ungeheuer oder abstoßende und schreckliche Fabelwesen in Märchen und Erzählungen.

### **Schiffbrüchiger**

(Schiff.) Person, die vom Untergang oder der Zerstörung eines Schiffs betroffen ist; in Seenot geratene Person; Verwendung geht stets mit Notsituation der Person einher.

### **Schiffsschnabel**

(Schiff.) Anbau am Bug (= Vorderteil) eines (Kriegs-)Schiffes; dient in Kampfsituationen dem Rammen eines gegnerischen Schiffes unterhalb der Wasseroberfläche zur Erzeugung eines Lecks (siehe: **leck sein**); alternativ: Rammsporn.

### **Schiffsvolk**

(Schiff.) Synonym: Schiffsbesatzung, Schiffsbesatzung; Gesamtheit aller (See-)Leute auf einem Boot.

### **Schildwache**

(milit.) Soldaten, die sich auf einem Wachposten befinden und dort einen Wachdienst leisten; Herkunft: Person, die vor einer Wache postiert war, um dort die Waffen und Schilde zu bewachen.

### **Schlacht bei Dünkirchen**

(milit.) Belagerung der damals spanisch beherrschten Stadt Dünkirchen durch die Franzosen im Jahr 1646; Verwechslungsgefahr: deutlich bekannteres Ereignis im Jahr 1940 während des Zweiten Weltkriegs.

### **Schoppen**

(1) historisches Volumenmaß für Getränke; regional große Unterschiede, 1 Schoppen = 0,35 - 0,7 Liter; heutiger Gebrauch: 1 Schoppen = 0,25 Liter; Verwendung insb. bei Wein; (2) Bezeichnung eines zylindrischen Gefäßes für Flüssigkeiten.

### **Schrot**

(1) (milit.) Großzahl kleiner Kugeln aus Blei; verwendet in Patronen bestimmter Feuerwaffen; (2) grob gemahlene Getreidekörner.

### **Schuft**

Abwertende Bezeichnung für eine gemeine, niederträchtige oder kriminelle Person; in der Regel männlich; Synonym: Schurke.

### **Schwabenalter**

Scherzhaftes Synonym zu: 40. Lebensjahr; wer sich im Schwabenalter befindet, ist mindestens 40 Jahre alt; Herkunft: veraltetes Sprichwort aus Süddeutschland, nachdem ein Schwabe erst mit 40 Jahren g'scheit (= klug, erwachsen) sei.

### **Seemeile**

(Schiff.) Nichtmetrische Längeneinheit; in der Seefahrt zur Bestimmung von Entfernungen verwendet; Herleitung: 1 Seemeile = 1/60 Längengrad am Äquator; heute: 1 Seemeile = 1852,0 Meter; alternativ: nautische Meile.

### **sein Testament machen**

Das eigene Testament verfassen; Testament = letztwillige Verfügung, letzter Wille; von einem Erblasser (siehe: **Erblasser**) getroffene und von ihm frei widerrufbare Verfügung für den Fall seines Todes.

### **Senegal**

(geogr.) Land in Westafrika; umschließt den Gambia (siehe: **Gambia**) vollständig; heute rund 18 Millionen Einwohner; siehe: Karte-Welt D 2.

### **Senior Inglese**

Korrekt: Senhor Inglese; Übersetzung aus dem Portugiesischen: englischer Herr; hier: Höflichkeitsform in der Ansprache.

### **Sippschaft**

Alternativ: Sippe; meist abwertende Beschreibung einer Gesellschaft aus Familienangehörigen; Synonym: Bande, Pack; Verwendung: er lädt die gesamte Sippschaft ein.

### **Skrupel**

Hemmungen in Hinblick auf beabsichtigte Handlungen, dabei zumeist auf moralischen oder rechtsschaffenden Bedenken beruhend; Synonym: Gewissensbisse, (moralischer) Einwand, Zweifel.

### **Spanischer Speciestaler**

Im 17. bis 19. Jahrhundert verbreitete Art einer Silbermünze; Kurz: Species oder Spezie; Ursprung im Heiligen Römischen Reich, regionale Ausprägungen in ganz Europa.

### **Sparren**

Teil einer Dachkonstruktion; Trägerbalken, die die Dachhaut stützen; verlaufen in einer Ebene mit der Dachneigung zwischen Dachaufsatz (Traufe) und Dachspitze (First).

### **Spitze**

(1) verschiedene Bedeutungen in der Variation als vorderster Teil von etwas; (2) hier: allgemeine Bezeichnung für dekorative Elemente an Textilien; häufig aus Garn hergestelltes Material mit freien Stellen; häufig als Randverzierung verwendet.

### **Spreu**

Beim Dreschen (siehe: **Flegel**) entstehender Abfall; meist aus Kornhülsen, feinen Getreidekernen und Pflanzenüberresten bestehend; umgangssprachliche Verwendung für unerwünschte Bestandteile (z.B. die Spreu vom Weizen trennen).

### **Sprietsegel**

(Schiff.) viereckiges Segel eines Schiffes, das durch eine Spiere (rundes Holzstück, das diagonal zum Segel verläuft) gespreizt und aufgespannt wird.

### **St. Salvador**

(geogr.) Korrekt: Salvador bzw. Salvador de Bahia; drittgrößte Stadt Brasiliens; rund 2,9 Millionen Einwohner; an der Allerheiligenbucht (siehe: **Allerheiligenbucht**) gelegen; siehe: Karte-Welt C 3.

### **Stoiker**

Person, die der stoischen Philosophie anhängt; Menschen, die unter allen Lebensumständen ruhig, gelassen, frei von Emotionen bleiben; abwertend: Person mit unerschütterlicher Gleichgültigkeit.

### **Stückmeister**

(1) (Schiff.) Frühe Neuzeit: Bezeichnung für den Geschützmeister; befahl das Betätigen der (Schiffs-)Kanonen; (2) Im 18./ 19. Jhr.: Bezeichnung für Handwerksmeister, der Gesellen entsprechend der Anzahl der gefertigten Stücke bezahlt hat.

### **Stulpenstiefel**

Hohe Stiefel mit Stulpen (= breite Umschläge am oberen Stiefelende); bedecken Füße und Waden; insb. Teil der eleganten Mode im 16./ 17. Jahrhundert.

## **Supercargo**

(Schiff.) Ladungsoffizier; Berater des Kapitäns hinsichtlich der (Sicherung der) Ladung auf einem Frachtschiff; auch: Kontrolleur oder Begleiter der Fracht; aus dem Englischen: supervision cargo.

## **T**

### **Tafelfreuden**

Freude am Genuss von (hochwertigen) Speisen und Getränken empfinden; Tafel = hier: großer, festlich gedeckter Esstisch; Verwendung häufig im Zusammenhang mit üppigen, kostenintensiven Mahlzeiten; nur im Plural zu verwenden.

### **Tagundnachtgleiche**

Name für genau zwei Tage im Kalender, 1: zwischen dem 19.-21. März, 2: zwischen dem 22.-24. September; Tag und Nacht an diesen Tagen exakt gleich lang; Ursache: geneigte Erdachse gegenüber der Sonne; alternativ: Äquinoktium.

### **Takelage**

(Schiff.) allgemein umschreibender Begriff für alle Gegenstände und Einrichtungen, die im erweiterten Sinne zur Befestigung und Nutzung der Segel auf einem Schiff dienen; somit: Masten, Spiere, Taue, Segelstoffe, Gaffel, usw.

### **Takelwerk**

Siehe: **Takelage**.

### **Talglicht**

Art einer Kerze; veraltete Herstellungsart einer Lampe, bestehend aus einer Schale, in der sich Talg (= halbfester Stoff, der aus dem Fett von Nutztieren gewonnen wird) und ein Docht befinden.

### **Tau**

(Schiff.) geschlagene oder geflochtene Seile, die insbesondere in der Schifffahrt eingesetzt werden; besonders robuste Seile.

### **Tenne**

Synonym: Dreschplatz; ausgewiesene Fläche, meist aus Beton, Holz oder verdichtetem Lehm, auf der Getreide gedroschen (= lösen der Körner aus der Ähre) wurde; sowohl innen wie auch außen möglich.

**Terrain**

(franz.) Gelände; Synonym: Relief, Boden, Bereich; Bezeichnung der natürlichen Erdoberfläche sowie insbesondere seiner Höhen-Tiefen-Unregelmäßigkeiten; Herkunft: (lat.) terra = Erde.

**Themse**

(geogr.) 350 Kilometer langer Fluss in Südengland; quert London; Mündung in der Nordsee; zweitlängster Fluss Großbritanniens; siehe: Karte-GB BC 2.

**Tiegel**

Pfannen- oder topfartiges Gefäß; meist feuerfest, flach und rund; zum Erhitzen, Schmelzen und Aufwärmen (über offenem Feuer) genutzt; zum Schmelzen verwendete Tiegel häufig mit höherem Rand.

**Topmasten**

(Schiff.) Verlängerung eines Masts oberhalb des ersten Befestigungs- und Umlenkpunkts; setzt am Untermast an; Synonym: Stenge.

**Torbay**

(geogr.) Verwaltungsbezirk im Süden Englands; umschließt insbesondere die Mittelstädte Torquay und Paignton; unmittelbar am Ärmelkanal gelegen; siehe: Karte-GB A 3.

**Torheit**

Synonym: Dummheit, Unvernunft, Begriffsstutzigkeit; meist Ausdruck bei unvernünftiger Handlung; Verwendung: er ließ uns an seiner Torheit teilhaben.

**töricht**

Abwertende Beschreibung eines unklugen Verhaltens; Synonym: unvernünftig, ohne Verstand, dummlich; Adjektiv zu Torheit (siehe: **Torheit**).

**Totengräber**

Berufsbezeichnung eines Friedhofsangestellten; Aufgaben: Gräber ausheben und schließen sowie damit verbundene Nebentätigkeiten; häufig metaphorisch als Überträger des Unglücks verwendet; im frühen Mittelalter abwertend verwendet.

**Toulouse**

(geogr.) Großstadt im Süden Frankreichs; bis zur Französischen Revolution die Hauptstadt der Provinz Languedoc; siehe: Karte-Euro D 4.

## **Trübsal**

Emotionaler Zustand von langanhaltender tiefer Traurigkeit; tiefes und nachhaltiges Leiden; häufig in Verbindung mit einem bestimmten Auslöser; Synonym: Melancholie, Betrübnis, Leid, Qual.

## **türkischer Korsar**

(Schiff.) Bootsklasse eines Segelboots; hier: Synonym für Seeräuber bzw. Kaperer (siehe: **kapern**); beschreibt auch das Schiff des Seeräubers.

## **U**

### **Übelstand**

Synonym: Missstand, Übel; Situation, die als unangenehm bis quälend wahrgenommen wird; Zustand, der nicht der regulären Ordnung entspricht.

### **Umfriedigung**

Siehe: **Einfriedung**.

### **Universalerbe**

Erbende Person des gesamten Nachlasses (siehe: **Nachlass**); einziger Erbe einer (verstorbenen) Person; Synonym: Alleinerbe, Gesamterbe.

### **unterminieren**

Durch einen allmählichen Prozess eine Änderung bewirken; etwas langsam zerstören, abbauen oder demontieren; Synonym: abbauen, aushöhlen, aufweichen; Verwendung: (im übertragenden Sinne) mit List die Regierung unterminieren.

### **Untiefe**

(Schiff.) Wort mit gegensätzlichen Bedeutungen (= Januswort): (1) Nicht-Tiefe; flache Stelle einem Gewässer; Synonym: Sandbank; (2) ungeheure Tiefe; sehr tiefe Stelle eines Gewässers.

### **Untier**

Abwertende Beschreibung einer wilden, hässlichen, bösen, gefährlichen oder angsteinflößenden Kreatur; häufig Tiere oder Figuren in Märchen und Sagen; Synonym: Bestie, Monster, Ungeheuer; Verwendung: dort haust ein Untier.

### **Unze**

Nichtmetrische Maßeinheit der Masse; 1 Unze = 1/16 Pfund, 1 Unze = 28,3 Gramm; Umrechnung je nach Region unterschiedlich.

## V

### **verbarrikadieren**

Mithilfe von (schnell zur Hilfe genommenen) Gegenständen einen Weg oder Durchgang unpassierbar machen; Synonym: versperren, blockieren, verbauen; Verwendung: sich in seiner Hütte verbarrikadieren.

### **verbürgen**

Für etwas oder jemanden garantieren; dabei in der Regel mit finanzieller Sicherheit oder Autorität einstehen; etwas durch einen objektiven Nachweis oder auf eigene Verantwortung als richtig bestätigen; Synonym: absichern, schützen.

### **verdingen**

Einen Dienst oder eine Lohnarbeit antreten; auch: eine Arbeit oder Aufträge ausschreiben und an jemanden vergeben; Verwendung: sich für ein geringes Entgelt bei einem Gutsherren verdingen.

### **verdrießen**

Durch eine Handlung oder aufgrund der Umstände einer Situation jemanden übellaunig, verärgert oder erregt machen; jemanden kränken; Verwendung: das Fernbleiben des Schülers sorgte beim Lehrer für Verdruss (=ließ ihn verdrießen).

### **verhehlen**

Jemandem etwas vorsätzlich verschweigen oder etwas verstecken; insb. bei Diebesgut: verdeckter Verkauf, illegale Weitergabe; Synonym: schweigen, unterschlagen, geheim halten; Verwendung: seine Antwort will ich dir nicht verhehlen.

### **Verheißung**

Ernsthafte, feierliche Ankündigung von etwas Bedeutsamen; auch: etwas in übertriebener Weise positiv herausheben; Synonym: Voraussage, Prophezeiung, Verkündigung; Verwendung: der Verheißung einer Werbeanzeige folgen.

### **verirrte Schafe aus dem Hause Israel**

Mehrfach beschriebenes Gleichnis in der Bibel; Analogie in der Verwendung durch Jesus; Vergleich einer Situation mit der Bemühung von Hirten, verirrte Schafe wiederzufinden; ausschlaggebend: die Freude beim Wiederfinden.

### **verproviantieren**

Jemanden mit Proviant (siehe: Proviant) versorgen; Verwendung insb. in der Schifffahrt und im Militär; Verwendung: eine ganze Kompanie (siehe: **Kompanie**) verproviantieren müssen.

### **verschmachten**

An einem Mangel schwer leiden; etwas leidvoll entbehren müssen und dabei unter Umständen zugrunde gehen; insb. in Verwendung mit Hunger und Durst; Verwendung: im Gefängnis vor Hunger verschmachten.

### **Verschmausung**

Vorgang, bei dem ein Lebensmittel oder eine Mahlzeit mit großem Genuss verzehrt wird; genießerisches Verspeisen; Synonym: Konsum, Schmaus, im erweiterten Sinne: Festessen.

### **vertilgen**

(1) etwas gezielt gänzlich zum Verschwinden bringen; Synonym: ausrotten, vernichten; Verwendung: Spuren vertilgen; (2) etwas (gänzlich) aufessen oder trinken; Verwendung: die Pasta vertilgen.

### **verzagen**

Das Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten, den Mut oder das Selbstbewusstsein verlieren; Synonym: resignieren, aufgeben; Verwendung: aufgrund einer Klassenarbeit verzagen.

### **Viktualien**

Lebensmittel, die insbesondere Teil des täglichen Bedarfs sind; unverzichtbare Nahrungsmittel; kann als Synonym zu Lebensmittel verwendet werden; Herkunft: (lat.) victus = Leben(-sunterhalt); nur im Plural zu verwenden.

### **virginisch**

Veraltetes Adjektiv zu Virginia; meint: die Virginier (= (1) Bezeichnung der Einwohner des US-Bundesstaats Virginia; (2) veraltete Bezeichnung für amerikanische Ureinwohner aus bestimmten karibischen Herkünften) betreffend.

### **Vorsehung**

Synonym: (göttliche) Aufgabe, Bestimmung, Zweck; Bezeichnung einer höheren Macht, die das Leben auf der Erde (und insb. das Schicksal der Menschen) unbeeinflussbar lenkt; Verwendung: sich der Vorsehung unterwerfen.

## **W**

### **wacker**

Synonym: tüchtig, tapfer, sich kraftvoll einsetzend; Verwendung: wackere Arbeiter, sich wacker im Spiel halten.

### **Wahn**

Krankhafte Erscheinung einer real nicht begründbaren Einbildung; auch: Zustand einer festgesetzten falschen Annahme von Tatsachen; Synonym: Einbildung, Illusion, Fantasiebild.

### **wähnen**

Sich irrsinnigerweise in einer sachlich falschen Annahme befinden; Verwendung: ich wähnte, du hättest gekündigt.

### **Wams**

Kleidungsstück; Oberkörper eng bedeckend, hoch geschlossen; zunächst für Männer bestimmt; als Unterjacke zur Polsterung gegen Rüstung getragen; später auch von Bauern und Bürgern verwendet; um 1700 zur Weste weiterentwickelt.

### **Wildpret**

(Rohes) Fleisch von freilebendem und jagdbarem Wild; auch: Bezeichnung von Fleisch von Tieren, die je nach geltendem Recht dem Jagdrecht unterliegen; alternativ: Wildbret.

### **Wimpel**

Kleine (längliche) dreieckige Fahne; (1) (Schiff.) als Signalflagge zur optischen Aussendung von Botschaften; (2) heute: insbesondere als Kennzeichen von Sportvereinen oder als Dekoartikel.

### **Winterton-Ness**

(geogr.) Gebiet an der Nordseeküste Englands, östlich von Norwich; siehe: Karte-GB C 2.

### **Witwe**

Personenstandsbezeichnung einer Frau, deren Ehemann verstorben ist; männlich: Witwer; Adjektiv: verwitwet.

## **Woge**

(Schiff.) eine sehr hohe, starke und übermannende Welle auf See; auch: im übertragenden Sinne metaphorisch: Wogen der Auseinandersetzung glätten, auf der Woge des Erfolgs schwimmen.

## **Wonne**

Zustand der hochgradigen Freude, Erreichen eines Status großer Beglückung; Synonym: Begeisterung, Behagen; Verwendung: die Wonne der Liebe, es ist mir eine Wonne zu dienen.

## **Wüstenei**

(1) Verwendung als Synonym zu Wüste; weitere Synonyme: Einöde, Einsamkeit, Wildnis; (2) große Unordnung; Verwendung: in einer Wüstenei leben.

## **Y**

### **Yarmouth**

(geogr.) Korrekt: Great Yarmouth; Mittelstadt an der englischen Nordseeküste; in Winterton-Ness (siehe: **Winterton-Ness**) gelegen; siehe: Karte-GB C 2.

### **York**

(geogr.) Großstadt in Nordengland; historische Bedeutung bereits seit der Römerzeit, daher auch Ewige Stadt genannt; berühmt für historische Gebäude; siehe: Karte-GB B 2.

## **Z**

### **Zaumzeug**

Ansammlung an Zaum-Gegenständen; Zaum = Ausrüstung, die beim Reiten verwendet wird; Kopfvorrichtung zur Ermöglichung des Führens und Lenkens des Reitieres; Ableitung: im Zaum halten = jemanden unter Kontrolle haben.

### **zechen**

In Gesellschaft bei ausgelassener Geselligkeit eine große Menge Alkohol trinken; Synonym: einen heben, saufen.

### **Zeder**

Nadelbaum aus der Gattung der Kiefern; große und immergrüne Exemplare, die vorrangig im Mittelmeerraum und im Gebirge vorkommen; Holz ist zur Weiterverarbeitung (z.B. Musikinstrumente, Alltagsgegenstände) gut geeignet.

### **Zenit**

Verlängerte imaginäre Linie, die über einem Betrachter senkrecht vom Erdmittelpunkt gen Himmel verläuft; vereinfacht gesagt: genau über einem Betrachter; Synonym: Scheitelpunkt, Gipfelpunkt; Verwendung: die Sonne steht im Zenit.

### **Zentner**

Veraltete Maßeinheit der Masse; 1 Zentner = 100 Pfund (als dt. Masseinheit), 1 Pfund = 500 Gramm, 1 Zentner daher = 50 Kilogramm; kann je nach Region stark abweichen.

### **zerbersten**

(Unter Krafteinwirkung eines anderen Gegenstandes) auseinanderbrechen; Synonym: brechen, explodieren; Verwendung: die Titanic zerbarst am Eisberg.

### **ziemen**

Synonym: erlaubt sein, passend sein; sich gehören; ein in einer Situation angebrachtes und gesellschaftlich gebilligtes Verhalten anwenden; Verwendung: das Popeln in der Nase ziemt sich nicht.

### **Zoll**

Nichtmetrische Längeneinheit; vor allem in den USA verwendet; in der Regel: ein Zwölftel Fuß (siehe: **Fuß**); 1 Zoll (inch) = 2,54 Zentimeter, kann je nach Region abweichen.

### **Zwietracht**

Synonym: Feindschaft, Auseinandersetzung, Unfrieden; sich im Zustand einer Meinungsverschiedenheit bzw. einer (starken) Differenz befindend; Verwendung: zwischen den Brüdern herrschte starke Zwietracht.

### **Zwirn**

(1) Bezeichnung eines zur Textilienherstellung geeigneten Materials, das aus mindestens zwei miteinander verdrehten (= gewirnt) Fäden besteht; (2) umgangssprachliche Bezeichnung eines hochwertigen Anzugs (der feine Zwirn).

# Über den Autor

**Daniel Defoe** wurde als *Daniel Foe* Anfang der 1660er-Jahre in London geboren. Sein genaues Geburtsdatum ist bis heute unbekannt.

Daniel Foe wuchs als Sohn des wohlhabenden James Foe, einem Metzger und Fleischhändler, und dessen Ehefrau Annie Foe in der Londoner Innenstadt auf. Seine frühe Kindheit war sowohl von der Großen Londoner Pest (1665), dem Großen Londoner Brand (1666) sowie dem Überfall von Medway (1667), einer Eroberung vieler britischer Kriegsschiffe durch die Niederländer, geprägt. In wenigen Monaten verlor eine große Mehrheit der Londoner Bürger ihr Leben oder ihr Obdach – Foes Familie hingegen blieb vorerst verschont, bis 1671 Daniels Mutter Annie im Alter von nur 34 Jahren überraschend verstarb.

Entgegen dem Willen seines Vaters, entschied sich Foe gegen eine kirchliche Karriere und startete stattdessen eine kaufmännische Laufbahn, mit der er jedoch alsbald scheiterte. Er eröffnete drei Geschäftshäuser des Import-Export-Handels mit Kolonialwaren in der Londoner Innenstadt und vertrieb dort insbesondere Lebensmittel, Spirituosen und Tabak. Nachdem er im Englisch-Französischen Krieg 1692 mehrere Schiffsladungen Ware verloren hatte, meldete er noch im selben Jahr den Bankrott an.

Bereits in jüngeren Jahren fand Foe Gefallen an der Lyrik und schrieb verschiedene Aufsätze und insbesondere Essays. 1701 errang er mit einem satirischen Gedicht erstmals nationale Aufmerksamkeit und später auch internationalen Erfolg. Nachdem er 1703 in einer Schrift die Anglikanische Kirche scharf kritisiert hatte, wurde Foe zu einem unbefristeten Gefängnisaufenthalt verurteilt, der aufgrund seiner hohen Popularität in der Bevölkerung jedoch noch im selben Jahr endete. Neben der Absicht, den Anschein der Abstammung aus einer Adelsfamilie zu erwirken, liegt mutmaßlich auch in diesem Umstand die Begründung für den Zusatz "De", den Daniel Foe seinem Nachnamen im Erwachsenenalter verlieh.

Erst mit rund 60 Jahren, am 25. April 1719, veröffentlichte Defoe seinen ersten und bis heute mit Abstand erfolgreichsten Roman, *The Life and Strange Surprizing Adventures of Robinson Crusoe - Das Leben und die seltsamen Abenteuer des Robinson Crusoe*. In den darauffolgenden Jahren erschienen weitere Romane, wie *Kapitän Singleton* (1720) oder *Die Pest in London* (1722), von denen jedoch keiner an den Erfolg seines ersten Werkes anknüpfen konnte. Heute sind circa 250 Werke aus der Feder Defoes veröffentlicht.

Aus einer 1684 geschlossenen Ehe gingen acht Kinder hervor, von denen jedoch nur sechs die Volljährigkeit erreichten. Defoe starb 1731 in London, wo sein Grab noch heute besuchbar ist.

# Über den Roman

**Robinson Crusoe** erzählt die von Daniel Defoe verfasste Geschichte des gleichnamigen Seemannes, der als Schiffbrüchiger mehr als 27 Jahre auf einer einsamen Insel im Atlantik verbrachte.

Der 1719 erstmals erschienene Roman basiert auf den Erlebnissen des schottischen Seefahrers Alexander Selkirk, der 1704 nach einem Streit mit seinem Kapitän von dessen Mannschaft auf der Más a Tierra-Insel, rund 650 Kilometer westlich der chilenischen Küste, ausgesetzt wurde. Selkirk verbrachte mehr als vier Jahre auf der Insel, ehe er im Februar 1709 von einem vorbeifahrenden Schiff aufgenommen und in die Heimat gerettet wurde.

Die Zeitschrift *The Englishman* veröffentlichte 1713 einen ausführlichen Bericht über die Erfahrungen und Abenteuer des damals 37-jährigen Schotten. Wie später bekannt wurde, stieß Defoe zufällig auf diesen Report und ließ sich durch ihn zu seinem ersten und gleichsam erfolgreichsten Roman inspirieren. Unbestätigten Quellen zufolge soll sich Daniel Defoe mehrmals zu Recherchezwecken mit Alexander Selkirk in dem noch heute existierenden Bristoler Pub *LLandoger Trow* getroffen haben.

Defoes Original-Roman wurde im Laufe der Zeit mehrfach überarbeitet und stark gekürzt. Neben der drastischen Reduzierung der Titellänge erfolgte auch eine Rationalisierung des ursprünglich zweiten Teils der Geschichte, die starke gesellschaftskritische Aspekte beherbergt, jedoch nicht von Robinsons Zeit auf der Insel berichtet.

Die von Selkirk besiedelte Insel wurde aufgrund des Erfolgs des Defoe-Romans 1966 in Isla Robinson Crusoe, also die Robinson Crusoe-Insel, umbenannt.